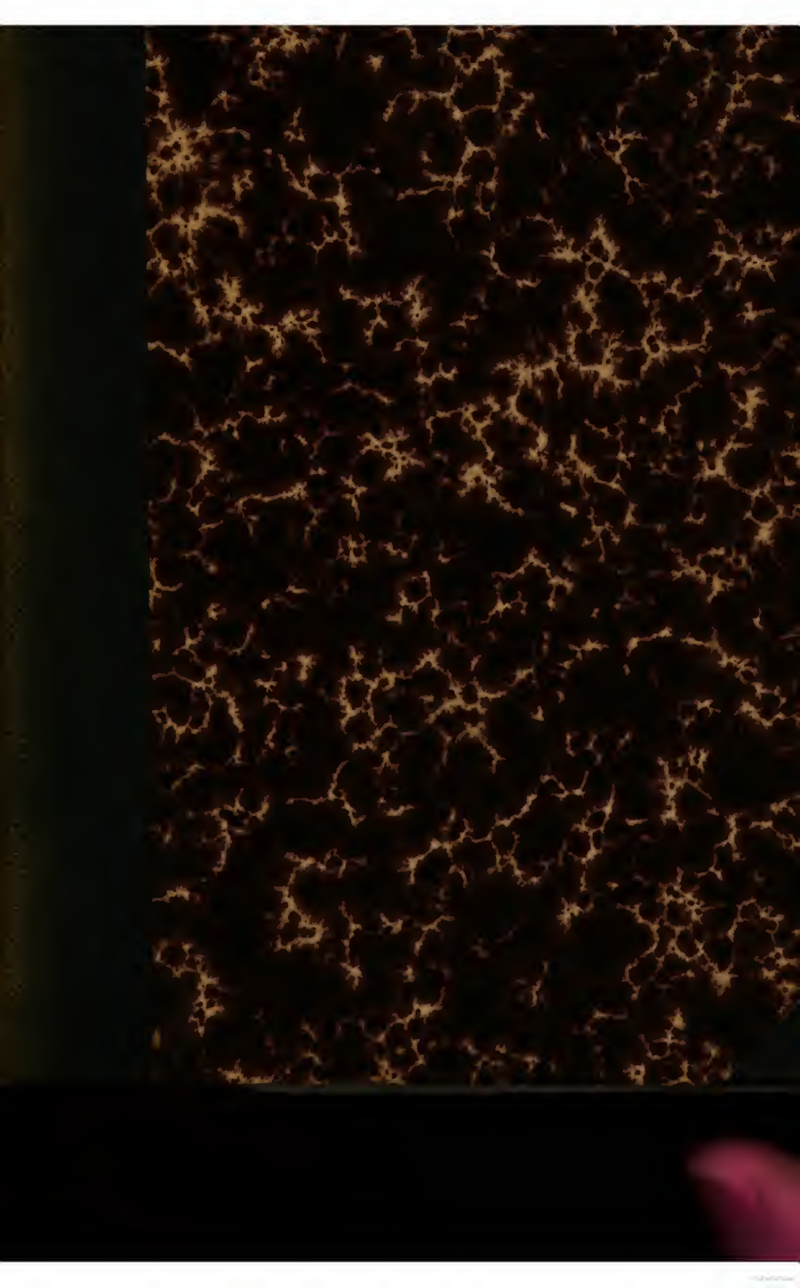


P.o. germ.
533 fas

Habicht

Digitized by Google

Zwei Höfe.



Erster Band.

I

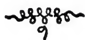
Digitized by Google

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Brachvogel, A. E., Neue Novellen. 2 Bände. 8. . . . . 3 Thlr.
— — **Hamlet.** Roman. 3 Bände. 8. . . . . 4½ Thlr.
— — **Der blaue Cavalier.** Roman. 3 Bände. 8. . . . . . . 3½ Thlr.
Habicht, Ludwig, Kriminal-Novellen. 8. . . . . 20 Sgr.
— — **Der Stadtschreiber von Liegnitz.** Histor. Roman. 3 Bände. 8. 1½ Thlr.
— — **Irrwege.** Erzählungen und Novellen. 2 Bände. 8. . . . 2½ Thlr.
Heinrich, Ludwig, Der Sclavenhändler. Roman. 2 Bände. 8. . . 2½ Thlr.
— — **Der Antropophag.** 3 Bände. Fortsetzung des Sklavenhändler 4 Thlr.
Hoefer, Edmund, Neue Geschichten. 2 Bände. 8. . . . . 3 Thlr.
— — **Die gute alte Zeit.** Erzählungen und Geschichten. 3 Bände. 8. 4½ Thlr.
— — **Zwei Familien.** 2 Bände. . . . . 3 Thlr.
— — **Aus Kriegs- und Friedenszeiten.** 2 Bände. . . . . . . 3½ Thlr.
Holtei, Karl von, Charpie. 2 Bände. 16. . . . . 1⅓ Thlr.
— — **Erlebnisse eines Livreedieners.** Roman. 3 Bände. 8. . . 5 Thlr.
— — **Kleine Erzählungen.** 5 Bände. 16. . . . . 1⅔ Thlr.
— — **Die Eselsfresser.** Roman. 3 Bände. 16. . . . . 1 Thlr.
— — **Hans Trenstein.** Roman. 3 Bände. 8. . . . . 5 Thlr.
— — **Noch ein Jahr in Schlesien.** Anh. zu „Vierzig Jahre." 2 Bde. 16. 20 Sgr.
— — **Vierzig Jahre.** 6 Bände. 16. . . . . 4 Thlr.
— — **Eine alte Jungfer.** . . . . 1½ Thlr.
— — **Der letzte Komödiant.** Roman. 3 Theile in einem Bande. 16. 1 Thlr.
— — **Kriminalgeschichten.** 6 Bände. 16. . . . . 2 Thlr.
— — **Christian Lammfell.** Roman. 5 Bände. 16. . . . . . . 1¼ Thlr.
— — **Noblesse oblige.** Roman. 3 Bände. 16. . . . . 1 Thlr.
— — **Ein Schneider.** Roman. 3 Bände. 16. . . . . 1 Thlr.
— — **Die Vagabunden.** Roman. 3 Bände. 16. . . . . . . 1 Thlr.
Illustrirte Ausgabe. 3 Theile in einem Bande. 8. . 1½ Thlr.
Mügge, Theodor, Romane. Dritte (letzte) Folge. 10 Bände. 8. . . 15 Thlr.
— — **Romane.** Gesammt-Ausgabe. 33 Bände. 8. . . . . 16½ Thlr.
Rodoëth, O., Achmet, der Kifraucher von Constantine. Roman. 3 Bde. 8. 3¾ Thlr.
See, Gustav vom, Arnstein. Roman. 3 Bände. 8. . . . . 5 Thlr.
— — **Ost und West.** (Gräfin u. Marquise 2. Abth.) Roman. 4 Bde. 8. 2 Thlr.
— — **Heimathlos.** Roman. 4 Bände. 8. . . . . 6 Thlr.
— — **Vor fünfzig Jahren.** Roman. 2. Aufl. 3 Bände. 8. . . 2 Thlr.
— — **Die Egoisten.** Roman. 2. Aufl. 4 Bände. 8. . . . . 2⅔ Thlr.
— — **Herz und Welt.** Roman. 2. Aufl. 3 Bände. 8. . . . . 2 Thlr.
— — **Rancé.** Roman. 2. Aufl. 3 Bände. 8. . . . . . . 2 Thlr.
— — **Zwei gnädige Frauen.** 2. Aufl. 3 Bände. 8. . . . . . 2 Thlr.
— — **Die Belagerung von Rheinfels.** 2. Aufl. 2 Bände. 8. . . 1⅓ Thlr.
— — **Valerie.** 4 Bände. . . . . 6 Thlr.



Zwei Höfe.



Roman in drei Bänden

von

Ludwig Habicht.



Erster Band.



Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen bleibt vorbehalten.



Breslau,
Verlag von Eduard Trewendt.
1870.



Aber so wende nach innen, so wende nach außen die Kräfte
Jeder; da wär's ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein.

Goethe.

Schon im Jahre 1865 trug ich mich mit der Idee zu dem vorliegenden Roman und sprach darüber mit meinem verehrten Freunde Dr. Karl Frenzel. Als ich in den Pfingsttagen des Jahres 1866 durch Leipzig reiste und Herrn Hofrath Dr. Gottschall meinen Besuch abstattete, theilte ich ihm, auf seine freundlichen Fragen, ebenfalls mit, welchen Stoff ich zu meinem neuen Roman gewählt hatte. Warum ich dies hier anführe? Ich wollte nur ganz einfach constatiren, daß die kriegerischen Ereignisse des Jahres 1866 nicht nöthig hatten, mich zu der vorliegenden Arbeit anzuregen.

In den Parkanlagen von Franzensbad, auf meinen öfteren Wanderungen nach Eger, kam dann mein Plan zur völligen Reife. Das Kriegsunwetter hing schon

drohend über unserm deutschen Vaterlande, aber es hatte sich noch nicht entladen. An den Sonntagen schwenkten sich die Weißröcke in den Dörfern der Umgegend mit den Bauerndirnen herum, völlig unbekümmert, wie bald sie zu einem andern Tanze antreten sollten. — Es herrschte in diesem gesegneten deutschen Landstriche nicht die mindeste Angst vor der Zukunft. „Schlimmer kann es bei uns selbst durch den unglücklichsten Krieg nicht werden, — nur besser" — hörte ich überall. — Es ist besser geworden. —

Jetzt, wo ich meine Arbeit auf gut Glück in die Welt hinausschicke, kommt mir die Erinnerung an jenes Land, in dem mein Romanplan zur Reife gediehen. Ist es doch ohnehin, als ob zwischen den Deutsch-Oesterreichern und den Deutschen niemals ein herzlicheres, innigeres Verhältniß bestanden, als jetzt, seitdem vorläufig zwischen den beiden Völkern die Thür in's Schloß gefallen.... Die Gedanken begegnen sich, wir sprechen durch's Schlüsselloch lebhaft weiter und hoffentlich kommt einst die Stunde — Ah, Verzeihung! Hier, in der freien Schweiz, in diesem herrlichen Erdenwinkel geht uns unwillkührlich das Herz auf, nimmt die Seele einen andern Flug. Ich wollte

nur das hohe Alter meines Romans beweisen und spreche von ganz andern Dingen. Glücklicherweise habe ich jedoch den Trost, daß mein Vorwort das Schicksal aller Vorworte theilen und ungelesen bleiben wird, obwohl Jean Paul schon ausruft: „Wann werden die Menschen das Wamms der Bildung endlich einmal so fest gezogen haben, daß sie nicht blos die Bücher, sondern auch die Vorreden derselben lesen."

Veytaux-Chillon, im November 1869.

Der Verfasser.

Erstes Kapitel.

„Es bleibt beim Alten, ich dulde keine Neuerungen.“

„Wenn Durchlaucht meine Denkschrift einer flüchtigen Einsicht würdigen wollten, dann bin ich überzeugt . . .“

Der Fürst hatte seine erste Entgegnung tonlos und doch mit geläufiger Zunge gesprochen, als seien diese Worte schon oft über seine Lippen gekommen; er hatte dabei nicht aufgesehen. Jetzt richtete er seine starren, glanzlosen Augen auf den vor ihm stehenden Mann, als sei er ganz verwundert über die Kühnheit desselben, und mit heiserer, scharfer Stimme unterbrach er seinen vortragenden Rath: „Was Sie mir da sagen wollen, weiß ich alles schon.“ — Er wies dabei verächtlich auf die zierliche Denkschrift, die der Rath aus seiner rothsaffianen Mappe hervorgeholt hatte. — „Ich werde niemals in meinem Lande Kunststraßen dulden, sie würden nur die Gastwirthe, Schmiede und viele andere Handwerker meiner Residenz ums Brod bringen.“

Obwohl der vortragende Rath erst seit einigen Tagen diese Stelle einnahm, fühlte er doch, daß ihn sein Amtseifer zu weit getrieben hatte, und er war schon Höfling genug, um geschickt einzulenken.

„Ich bewundere die Weisheit Ew. Durchlaucht," sagte er schmeichelnd, „die freilich weiter sieht, als mein kurzsichtiges Beamtenauge."

Das mürrische Gesicht des alten Herrn erhellte sich ein wenig, und mit matt sarkastischem Lächeln entgegnete er: „Glauben Sie mir nur, lieber Hohenthal, meine getreuen Unterthanen kommen bei den schlechten Wegen sehr gut fort."

Herr von Hohenthal wagte jetzt, einen Ausruf der Bewunderung auszustoßen, und griff nach seinem gelbseidenen Taschentuche, als müsse er den Ausbruch von Heiterkeit über das Wortspiel seines hohen Herrn gewaltsam unterdrücken, und von der wiederkehrenden guten Laune desselben ermuthigt, langte er von Neuem nach seinen Papieren.

Der Fürst warf einen besorgten Blick auf die rothe Mappe, die noch so viele langweilige Vorträge zu bergen schien; er wollte schon eine abwehrende Bewegung machen, aber in seiner lässigen, schwerfälligen Weise ließ er auch dieses Ungemach über sich ergehen.

In seinem Vortragseifer hatte der junge Rath den neu erwachten Mißmuth der alten Durchlaucht nicht

bemerkt, und dann versprach seine Auseinandersetzung der fürstlichen Kasse so viele Vortheile, daß sich selbst das finsterste durchlauchtigste Antlitz darüber aufhellen mußte. Es giebt für einen jungen Beamten kein höheres Glück, als wenn er großartige Verbesserungen anrathen und damit seinen Vorgänger in Schatten stellen kann. Auch Herrn von Hohenthal's Brust wurde von dem seligen Bewußtsein geschwellt, eine außerordentlich nothwendige Reform entdeckt zu haben. Bisher waren die fürstlichen Domainen von der Regierung selbst verwaltet worden; der Rath suchte in seiner sorgfältig ausgearbeiteten Denkschrift nachzuweisen, daß eine Verpachtung der Domainen die Einnahmen geradezu verdoppeln würde. Kein Wunder, daß er mit einer gewissen Selbstgefälligkeit seine unschätzbare Arbeit vorlas und des lebhaftesten Beifalls völlig sicher war.

Während der Rath aus seiner unerschöpflichen Mappe die Denkschrift hervorholte, hatte es sich der Fürst im Lehnsessel bequem gemacht. Anfangs trommelte er noch mit den weißen, schlanken Fingern auf der geschnörkelten Seitenlehne seines Sessels, während die grauen, kalten Augen auf der gegenüberstehenden kostbaren Pendule ruhten, deren goldene Zeiger langsam und geräuschlos weiter rückten. Allmählich hörte die Bewegung der Finger auf, seine Augen schlossen sich bald und die Durchlaucht sank tiefer in den Lehnsessel

zurück. Wie aus weiter Ferne hörte er nur noch den endlosen Vortrag seines Rathes; einzelne Worte schlugen an sein Ohr „von den schweren Sorgen und schönen Pflichten eines Regenten;" unwillkürlich seufzte der alte Herr, und seine Gedanken nahmen eine andere Richtung an. Er dachte an sein widriges Geschick, das ihm eine Bürde auferlegt, die er nur mit Widerwillen trug.

Wie anders, wie glücklich war seine Jugend verflossen! — Als dritter und jüngster Prinz des fürstlichen Hauses hatte man ihn mehr als seine beiden Brüder sich selber überlassen. Während der Vater seinen beiden ältesten, aus erster Ehe stammenden Söhnen die sorgfältigste Erziehung angedeihen ließ, sie auf Universitäten und später auf Reisen schickte, wurde die Ausbildung des jüngsten Sohnes, des Prinzen Bernhard, in fast auffälliger Weise vernachlässigt. Viel trug dazu die zweite Gemahlin des Fürsten bei, die ihren rechten und einzigen Sohn bei jeder Gelegenheit in Schutz nahm und eifrig darauf hielt, daß der Kopf des armen Prinzen nicht zu sehr angestrengt werden durfte. Dieser zeigte sich schon als Knabe träge und wenig lernbegierig, und die alte Durchlaucht, die mit unerbittlicher Energie die geistige Entwicklung der beiden ältesten Prinzen beförderte, sah bei dem jüngsten Sohne schon aus Rücksicht auf seine heftige Gemahlin durch die Finger, und so drang in den ohnehin beschränkten Kopf des jungen

Prinzen das nothdürftigste Wissen nur mühsam ein. Fürstensöhne lernen ohnehin, selbst bei den besten Anlagen, weniger und oberflächlicher, als alle übrigen Sterblichen.

„Er braucht nicht so viel zu wissen, er wird Soldat," hatte der Vater stets entgegnet, wenn über die Trägheit des Prinzen von dessen Informator die bittersten Klagen einliefen. Niemand fühlte sich darüber glücklicher, als Bernhard, mochte ihm auch sein Lehrer versichern, daß beim Militär selbst ein Prinz nicht auf den weichsten Polstern ruhe; so war er um die Zukunft völlig unbekümmert, konnte er nur jetzt manchmal der lästigen Schulstube entschlüpfen und die kopfzerbrecherischen Bücher in einen Winkel werfen. Trotz seiner entschiedenen Neigung zur Trägheit zeigte er schon früh eine außerordentliche Vorliebe für die Jagd. Dort, im Walde war er ein Anderer; die schläfrigen Augen belebten sich, die schlaffen Muskeln erhielten Spannkraft, und während er im Zimmer sich überall anlehnte, als müsse sein träger Körper eine Stütze suchen, streifte er tagelang unermüdlich im Walde umher und ertrug mit ungewöhnlicher Heiterkeit die größten Anstrengungen.

An dem Sohne des fürstlichen Oberförsters fand Bernhard einen treuen, unzertrennlichen Gefährten. Beide Knaben theilten mit einander die Vorliebe für die Jagd, und wie dies bei Jugendfreunden oft der

Fall, auch ihre erwachende Herzensneigung wandte sich ein und demselben Gegenstande zu. Der alte Oberförster hatte eine Nichte, die zur Waise geworden, bei sich aufgenommen, und Emma von Suckow erregte bald die Bewunderung der Jünglinge. Selbst die in Beiden erwachende Leidenschaft für die junge, blühende Schönheit konnte die Freunde nicht trennen, wohl aber noch inniger an einander fesseln. Heinrich von Suckow gewahrte bald, daß sich das Herz seiner Cousine dem Prinzen zuwandte, und mit der Entsagungsfreudigkeit einer edlen Seele blickte er neidlos auf das Glück der beiden Liebenden. Er sorgte dafür, daß die Spaziergänge des jungen Paares nicht belauscht wurden und diese Liebe ein tiefes, süßes Geheimniß blieb. Als Bernhard später in fremde Militärdienste treten mußte, war Heinrich der treue Vermittler ihres Briefwechsels, und wenn seine Cousine an der Festigkeit der prinzlichen Liebe zweifeln wollte, nahm er seinen Freund stets in Schutz und bürgte für dessen Treue.

So oft es dem Prinzen möglich wurde, suchte er Urlaub zu erlangen, und dann litt es ihn nicht lange im finsteren, öden Schlosse, er mußte hinaus in den Wald, wo ihm zu allen Zeiten ein Frühling entgegenblühte. Das waren glückliche Tage! Wie süß war es, unter den hohen, dunkeln Tannen umher zu schweifen und von der Zukunft zu träumen, die sich lachend, wie

dort der blaue Himmel, über ihnen zu wölben schien!.. Eine heilige Gluth hatte das so ruhige, leidenschaftslose Herz des Prinzen erfaßt, und er war entschlossen, Allem zu trotzen oder zu entsagen, um sich an der Seite der Geliebten ein ruhig bescheidenes Heimwesen zu gründen, wie es ohnehin seinen anspruchslosen Neigungen entsprach. Mit dieser tiefen, unergründlichen Liebe im Herzen blickten die Beiden ruhig in die Zukunft; sie konnte das Schicksal nicht mehr trennen — nur vernichten. Und dieser Schlag kam, rascher, gewaltiger, als die beiden Liebenden geahnt.

Bernhard war nach einer unvergeßlich schönen Stunde aus dem Forsthause mit dem Entschlusse zurückgekehrt, seinem Vater Alles zu bekennen und ihn um seine Einwilligung zu dieser Verbindung zu bitten. Als dritter Sohn des Fürsten hoffte er, bei ihm weniger Widerstand zu finden, um so mehr, als Emma wenigstens von altem Adel war. Er traf seinen Vater in fürchterlicher Aufregung. Die alte Durchlaucht hatte so eben die Nachricht erhalten, daß sein zweiter Sohn sich mit einer Opernsängerin heimlich vermählt habe. Dieses unerwartete Ereigniß machte die Lage Bernhard's schon schwieriger, und er durfte vorläufig nicht wagen, mit seinen Herzenswünschen hervorzutreten. Acht Tage später traf eine noch verhängnißvollere Nachricht ein: der älteste Prinz war in Paris an der Cholera gestorben.

Die alte Durchlaucht erholte sich nicht mehr von diesen vernichtenden Schlägen, sie siechte langsam hin, und ihre letzte Sorge blieb nur, jetzt den jüngsten Sohn so rasch als möglich zu vermählen. Stand doch nun das Wohl des kleinen Ländchens auf dem Spiele, und vielleicht noch mehr. Dem nächsten Agnaten, Herzog Leopold, durfte nimmermehr das Fürstenthum anheimfallen — dem alten Fürsten hätte wenigstens dieser Gedanke das Herz abgedrückt.

Zwischen den beiden Linien bestand seit Jahren eine erbitterte Feindschaft. Fürst Adolf hatte Anfangs gehofft, daß seiner Linie das Herzogthum zufallen müsse, denn dieser kleine Thron stand nur auf zwei Augen, und dem Nachbar und Vetter Herzog Leopold schien viel zu sehr das leichte Junggesellenleben zu gefallen, als daß man hätte annehmen können, er würde sich je die Fesseln der Ehe auflegen. Plötzlich führte der bereits vierzigjährige Mann eine junge Gemahlin heim, zwei Prinzen wurden ihm geboren, und die Erbhoffnungen des alten Fürsten Adolf lagen in der herzoglichen Wiege begraben. Jetzt trat sogar die Möglichkeit nahe, daß dem verhaßten Nachbar das Fürstenthum zufiel. Ein solches Unglück mußte um jeden Preis abgewendet werden.

Der älteste Sohn war bereits mit der Prinzessin eines erlauchten Hauses verlobt gewesen, und so fiel die Wahl einer Gemahlin für den jungen Prinzen nicht

schwer. Die nöthigen Verhandlungen mit dem fremden Hofe wurden angeknüpft, und die verwittwete Braut fand sich in den raschen Wechsel mit der bewunderungswürdigen Ergebenheit einer Prinzessin.

Aber ganz andere, unerwartete Schwierigkeiten traf die alte Durchlaucht mit ihrem Heirathsplane bei dem jungen Prinzen. Der Vater hatte, ohne Bernhard erst davon zu benachrichtigen, die Sache so weit geordnet, daß der Prinz nur zur Trauung abreisen durfte, und als ihm dies die alte Durchlaucht befahl, weigerte er sich entschieden und bekannte seine stille, tiefe Herzensneigung. Nun brach ein Sturm los, so gewaltig und furchtbar, wie ihn Bernhard doch nicht erwartet hatte. Dennoch leistete er hartnäckigen Widerstand; aber als der Zorn des alten Fürsten plötzlich umschlug und der alte Mann seinen Sohn unter Thränen bat, ihm diesen einzigen und letzten Wunsch zu erfüllen, er könne sonst nicht ruhig sterben, als die Fürstin Mutter ihr Kind mit den zärtlichsten Bitten bestürmte, da war die Widerstandskraft des Prinzen halb gebrochen.

Der Geliebten konnte das durch sie heraufbeschworene Zerwürfniß zwischen Vater und Sohn nicht verborgen bleiben; sie mochte nicht ihr Glück mit dem Fluche eines verzweifelten Vaters erkaufen, und noch ehe Bernhard eine Entscheidung gewagt, entsagte sie freiwillig ihrer Liebe. — Sie hatte Recht gehabt, wenn sie oft ver-

sichert: „Uns kann nichts trennen, als der Tod!“ Nach kurzer Zeit lag das schöne, blühende Mädchen auf der Bahre. —

All jene glücklichen und trüben Tage gaukelten jetzt an dem inneren Auge des Fürsten vorüber. Das Bild der Geliebten tauchte wieder vor ihm auf in strahlender Schönheit, und mit bitterem Grolle gedachte er des Bruders, der sich auf seine Kosten ein stilles Eheglück geschaffen, während er selbst mit einsamem, verödetem Herzen die schwersten Ketten trug.

Die lebhafte Erinnerung an die Vergangenheit trieb ihn von seinem Lehnsessel auf; er öffnete die Augen und durchwanderte mit ungewöhnlich raschen Schritten, den Blick düster zur Erde gerichtet, das Zimmer.

Herr von Hohenthal hatte eben seinen Vortrag beendigt und blickte erwartungsvoll auf seinen hohen Herrn; da sah er denselben in sichtlicher Erregung das Zimmer durchwandern, und ein triumphirendes Lächeln spielte um seine Lippen. Gewiß hatte die Aussicht auf eine Erhöhung seiner Einnahmen ihn so bewegt und aus seiner gewohnten Ruhe aufgestachelt. — Ja, der Fürst sollte schon sehen, daß jetzt ein ganz anderer Mann am Steuer stand und für den Säckel der Durchlaucht unermüdlich bedacht war.

Als Bernhard noch immer nicht aus seinem Hin-

brüten erwachte, wagte der Rath, sich etwas zu räuspern, um sich bemerklich zu machen. Dieser stand plötzlich still und erhob ein wenig den Kopf. Er strich mit der Hand über die Stirn, als könne er damit die alten Erinnerungen verscheuchen, und sich besinnend, daß der lästige Mensch einen Vortrag gehalten habe, murmelte er gedankenlos: „Hm, hm, wollen sehen, überlegen." —

„Durchlaucht werden Sich bald überzeugen, daß meine Berechnungen auf's Haar stimmen," entgegnete der Rath und fuhr selbstgefällig fort: „Ich habe Alles sorgfältig ermittelt; während jetzt aus den Domainen nur fünfzigtausend Thaler gezogen werden, muß eine Verpachtung derselben das Doppelte bringen."

Bernhard wußte jetzt erst, um was es sich handelte. Wollte ihn denn der unruhige Mensch fortwährend hetzen? — und im alten, mürrischen Tone begann er endlich: „Ich will nichts von der Verpachtung hören; mein hochseliger Vater hat die Domainen selbst verwalten lassen, und es bleibt beim Alten!"

Herr von Hohenthal stand wie aus den Wolken gefallen da; er wollte noch etwas entgegnen, aber der Zorn Bernhard's siegte jetzt über die gewohnte Trägheit, und mit erhobener Stimme und lebhafter Handbewegung sagte er rasch: „Fort, fort — ich will Ruhe haben!"

Wie ein Licht, das von einem plötzlichen Zugwinde

ausgelöscht wird, war der Rath mit seinen neuen Plänen und seiner neuen, rothsaffianenen Mappe verschwunden.

Obwohl er so rasch und förmlich unceremoniel das Zimmer seines hohen Herrn verließ, hatte der diensthabende Kammerherr dennoch Zeit gefunden, sein feines Ohr von der Thür zurückzuziehen und mitten im Zimmer eine unbefangene Stellung einzunehmen. Herr von Hohenthal hatte einen so verzweifelten Rückzug genommen, daß er auch in wilder Hast das Vorzimmer durchstürmen wollte, da fühlte er sich leise am Aermel gezupft, und das ewig lächelnde Gesicht des Kammerherrn trat ihm entgegen.

„Ich gratulire zum „„Geheimen,““ flüsterte der geschmeidige Höfling und bewegte dabei kaum die Lippen. „Der selige Geheimrath von Tümpel durfte niemals länger als zehn Minuten Vortrag halten, und Durchlaucht haben die hohe Gnade gehabt, Ihnen eine beinahe zweistündige Audienz zu bewilligen.“ — Der Kammerherr zog seine goldene Uhr hervor, ließ sie repetiren, und während er nur auf die Schläge der Uhr zu horchen schien, ruhten seine halb zusammengekniffenen Augen mit unverkennbarer feiner Schadenfreude auf dem Gesichte des Rathes. „Wirklich zwei Stunden. — Ihr Stern ist im Aufgehen,“ setzte er mit einem Ausdrucke höchster Bewunderung hinzu.

Herr von Hohenthal gewahrte wohl, daß ihm der Kammerherr das feinste, mit dem süßesten Duft durchzogene Gift in's Antlitz spritzen wollte, und er mochte seinem Gegner einen weiteren Triumph nicht gönnen. „Beruhigen Sie Sich, Herr von Klinge, ich bin zwar heute auf dem noch etwas ungewohnten, glatten Parquet gestrauchelt, aber ich weiß jetzt, was die Durchlaucht will, und so lange ich Beamter bin, ist von heute ab mein Grundsatz: „Es bleibt Alles beim Alten!"

Noch ehe der Kammerherr etwas erwidern konnte, entfernte sich der Andere mit einer etwas ironischen Verbeugung.

Herr von Klinge blickte dem Rath verwundert nach, dann murmelte er vor sich hin: „Das nennt der Mann nur straucheln, das war ja ein Fall, ein fürchterlicher Fall! Fort, fort! Mein Gott, wenn mir das Durchlaucht zudonnerte, es wär' mein Ende, und dieser Mensch!" — Ein Klingeln störte den Kammerherrn aus seinem Nachsinnen, und mit klopfendem Herzen, aber geräuschloser als je betrat er das Gemach seines durchlauchtigen Herrn.

Bernhard hatte sich nach dieser heftigen Gemüthsbewegung wieder in seinen Lehnsessel geworfen. Das Lästige, Unbehagliche seiner hohen Stellung trat ihm heute mehr als je vor die Seele. Warum hatte ihm das Schicksal nicht ein harmloses, stilles Privatleben

gegönnt, für das er allein nur befähigt schien? Ihn drückte alles, was sich auf seinen fürstlichen Beruf bezog, und in mißmuthiger, verdrossener Laune wurden ihm selbst die unbedeutendsten Regierungshandlungen schwer.

Es fehlte ihm nun einmal alles glückliche Selbstbewußtsein, mit dem sogar die geistig beschränktesten Herrscher ungescheut regieren und in angestammter Weisheit selbst die wichtigsten Angelegenheiten im Handumdrehen entscheiden. Fürst Bernhard war nicht zum Regieren bestimmt gewesen, und so hatte Niemand, wie dies nur den glücklichen Thronfolgern begegnet, seinen Geist bewundert oder heimliche Talente in ihm entdeckt. Er wußte, daß man ihn für einen mittelmäßigen Kopf hielt, und er war verständig genug, dies selbst zu glauben. Und dieser bescheidene Zweifel an seiner Regenteneinsicht, die ein von vorn herein für den Thron bestimmter Prinz niemals hat, machte ihm das Herrschen vollends schwer. Sein Vater hatte in dem Rufe eines weisen Regenten gestanden, und deshalb war Bernhard überzeugt, daß er seinem Ländchen keine größere Wohlthat erweisen könne, als wenn er Alles im bisherigen Geleise gehen ließ, und mit wahrhaft rührender Pietät hielt er an den einmal getroffenen Einrichtungen seines hochseligen Vaters fest, die er für unverbesserlich ansah. Er bedachte wenig, daß die Zeit im mächtigen Umschwunge auch die besten Staats-

einrichtungen überholt und die rastlos vorwärts strebende Gegenwart neue Bahnen fordert...

Seitdem Fürst Bernhard seiner Jugendliebe aus dynastischen Interessen hatte entsagen müssen, war er alt und grau geworden vor der Zeit. Er glaubte, sein Land sei ihm tief verschuldet, daß er ihm seine Herzenswünsche zum Opfer gebracht, und als er bei seinen Unterthanen nicht das nöthige Verständniß für diesen schweren Schritt fand, zog er sich scheu und verletzt zurück und umgab sich mit einem leeren, todten Schaugepränge, um seinem Volke die Bedeutung eines Landesfürsten vor das Auge zu führen. Wie wenig ahnten seine getreuen Unterthanen, daß ihrem Herrscher das Tragen einer Fürstenkrone so schwer fallen und ihm das Haar bleichen konnte! Man sah nur den Glanz und das Glück eines kleinen Thrones und gewahrte nichts von dem nagenden Schmerze eines Mannes, dem die widerwillig übernommenen Regentenpflichten das Herz abdrückten. Im Munde des Volkes hieß deshalb der jüngste Sproß des fürstlichen Hauses nur: „Der Alte."

Bernhard raffte sich endlich aus seinem Hinbrüten auf. Die Erinnerung an seine Jugendliebe hatte mächtiger als je seine Seele bewegt und den Wunsch in ihm lebendig gemacht, wieder einmal jene Plätze aufzusuchen, auf denen er einst so glücklich gewesen... Wenn ihn das Trost- und Hoffnungslose seines ganzen Daseins

mit allzu erstorbenen Augen anstarrte, dann flüchtete er gern hinaus in die Oberförsterei zu seinem Freunde, der bereits die Stelle des Vaters bekleidete. Dort in der Stille des Waldes löste sich ein wenig die starre Rinde, die sich um seine Brust gelegt, und ein Jagdausflug zu den bekannten Revieren, vielleicht ein kurzes Gespräch mit dem treuen Freunde entrunzelte wenigstens auf Augenblicke die stets umwölkte Stirn.

Heinrich von Suckow hatte ebenfalls das Andenken an seine Jugendgeliebte treu bewahrt; er war unvermählt geblieben, und mit einem Händedrucke, oft nur mit einem Blicke tauschten die beiden Freunde ihre schmerzlichen Gedanken aus und bekannten einander, daß sie den Verlust Emma's noch nicht überwunden.

Auch heute wollte Bernhard seiner schwermüthigen Stimmung durch einen Besuch des Freundes ein Ende machen, und sich gewaltsam aufraffend, griff er zur Klingel. Der Kammerherr trat ein.

„Herr von Klinge, ich will sofort auf die Jagd fahren, treffen Sie die nöthigen Anstalten," sagte er in seiner schwerfälligen Ausdrucksweise.

„Durchlaucht haben aber noch nicht die Gnade gehabt, das Frühstück einzunehmen," bemerkte der Kammerherr schüchtern.

„Ich werde mich bei dem Oberförster zu Mittag einladen," war die kurze Antwort.

Mit einem demüthigen Lächeln und einer noch demüthigeren Verbeugung entfernte sich der Kammerherr; erst im Vorsaale murmelte er vor sich hin: „Gott sei Dank, daß der Alte auf die Jagd geht!" — und dann eilte er hinweg, um mit der übertriebenen Geschäftigkeit eines Höflings den Befehl seines durchlauchtigen Herrn zur Ausführung zu bringen.

Eine halbe Stunde später durchschritt der Fürst, in einen unscheinbaren Pelz gehüllt, seine Gemächer und stieg langsam die breite, mit dunkelbraunem Tuche belegte Treppe des Schlosses hinab. In dem rings von alten, hohen Gebäuden umgebenen Schloßhofe stand bereits der leichte, offene Jagdwagen. Obwohl sonst Bernhard an seinem Hofe das steifste Ceremoniel festhielt, liebte er bei seinen Jagdausflügen die größte Einfachheit. Nur ein einziger Jäger durfte ihn begleiten. —

Mit einer gewissen Hast wollte er eben den Wagen besteigen, als sehne er sich darnach, endlich dem finsteren, kalten Schlosse zu entfliehen, da trat aus einem Seitenflügel desselben eine hohe, stattliche Frau. Sie war in kostbare Pelze gekleidet, die ihre Gestalt beinahe verhüllten, und mit rascher, anmuthiger Bewegung eilte sie auf ihn zu. „Guten Morgen, Bernhard! Wo willst Du so zeitig hin?" — Die Stimme hatte eine eigenthümliche Frische und einen fast melodischen Klang.

Bei dem unerwarteten Anblicke seiner Gemahlin verfinsterte sich sein Antlitz noch mehr; dennoch bezwang er sich, zog den Fuß vom Wagentritte zurück und ging seiner Gattin mit einem frostigen, höflichen Lächeln entgegen. Diese hätte in ihrer lebhaften, herzgewinnenden Weise ihren Gemahl freudig begrüßen mögen; als sie jedoch in seiner unmittelbaren Nähe war, schien ein Eiseshauch sie zu berühren, und sie wagte kaum, ihm die Hand entgegen zu strecken, die dieser in cermonieller Kälte an seine Lippen zog.

Das Zusammentreffen mit seiner Gattin war ihm sichtlich unangenehm; er liebte nicht solche Scenen und blickte verdrießlich zu den Schloßfenstern hinauf, um zu beobachten, ob man dort oben das etiquettewidrige Benehmen der Fürstin belächeln würde; dennoch war es ihm unmöglich, seiner Gemahlin das Unpassende ihres Auftretens in eindringlichen Worten vorzuhalten. So oft auch Fürstin Adelheid in ihrer süddeutschen Lebhaftigkeit die Schranken des Herkömmlichen überschritt, es lag in ihrem Wesen doch eine kindliche Anmuth, die ihn immer wieder entwaffnete. Auch heute sagte er nur mit leisem Vorwurfe: „Meine Gemahlin sollte sich stets bewußt sein, welche Hoffnungen ich und meine Unterthanen auf sie setzen, und ich vereinige meine Bitten mit denen des Leibarztes, daß die Fürstin

dieses Landes auf die Erhaltung ihrer für uns so kostbaren Gesundheit mehr bedacht sei."

Bernhard schien mit sich selbst zufrieden, seine Gedanken in diplomatischster Form ausgedrückt zu haben; er zog noch einmal die jetzt förmlich kalt gewordene Hand der Fürstin an seine Lippen, versuchte zu lächeln und bestieg den Wagen. Ein Wink, und das leichte Gefährt rollte den Schloßberg hinab.

Adelheid blieb lange Zeit regungslos auf dem Platze stehen; sie wollte zum Abschiede mit dem Taschentuche winken, aber der Arm schien ihr den Dienst zu versagen und das Tuch entfiel ihrer Hand. Ein tiefes, namenloses Weh durchwogte ihr Inneres. Warum suchte sie mit ihren überquellenden Empfindungen sich immer wieder an diese kalte, vom Hofzwange eingeschnürte Brust zu lehnen? O, es ist bitter, nach einem liebenden Herzen, nach einer verwandten Seele die sehnenden Arme auszustrecken und immer nur Marmorbilder zu ergreifen, deren Berührung unser wärmstes Herzblut erkältet! . . Wie oft hatte die junge Frau schon beschlossen, nie wieder ihrem Gemahl ihr überwallendes Herz zu zeigen, und immer wieder ließ sie sich von ihrem raschen Blute hinreißen, um dann, wie heute, höflich und frostig zurückgestoßen zu werden.

Das Traurige, Niederdrückende ihres licht- und

liebelosen Daseins trat ihr heute mehr als je vor die Seele. Sie hatte dem Fürsten ein frisches, fröhliches Herz entgegengebracht, und doch war die Eisrinde, die sich um seine Brust gelegt, vor ihrem kindlich heiteren Sinne nicht geschmolzen. „Was bin ich diesem Manne? Nichts!" dachte sie und blickte dem davonfahrenden Gemahl mit schmerzlich zuckenden Lippen nach. „Immer nur erinnert man mich daran, daß ich dem Lande einen Thronfolger zu schenken habe; deshalb allein werde ich behütet und mir jede freie Bewegung untersagt, deshalb allein werden meine kleinen Launen geschont. Ach, und während sie Alle Hoffnungen auf mich setzen, habe ich doch selbst keine mehr. . ."

Zu spät hatte die junge Fürstin einen Einblick in jene Verhältnisse erhalten, die sie an die Seite eines kalten, finsteren Gemahls geführt. Nachdem Bernhard das schwerste Opfer gebracht, um den Lieblingswunsch seines Vaters, die Erhaltung der Dynastie, zu erfüllen, konnten ihm die anderen nothwendigen Schritte nicht mehr schwer fallen. Er hatte sich ohne Bedenken von seiner ersten Gemahlin scheiden lassen, als sie ihm nach mehrjähriger Ehe keinen Erben geschenkt, und war bald darauf eine zweite Verbindung eingegangen. Wohl hatte ihm die jetzige Gemahlin vor zwei Jahren Vaterfreuden bereitet, aber es war nur eine Prinzessin, und die junge Frau fühlte noch jetzt einen stechenden Schmerz,

wenn sie daran dachte, mit welcher Kälte ihr von allen Seiten begegnet worden, als sie durch die Geburt eines Töchterchens die sehnsüchtigen Erwartungen auf einen Thronerben vernichtete. Sie empfand noch den kalten Blick des Hasses, den ihr die alte Durchlaucht zugeworfen, hörte noch das niedergeschlagene Flüstern um sie her: Nur eine Prinzessin! — und ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust. Wenn sie nun wieder die Hoffnungen Bernhard's zu Schanden machte? Sie fühlte die ganze Herbheit ihrer demüthigenden Lage.

„Die Fürstin-Mutter lassen Durchlaucht ersuchen, in ihre Gemächer zurückzukehren, da ein längeres Verweilen im Schloßhofe von den bedenklichsten Folgen sein könnte," ließ sich plötzlich eine Hofdame im unterwürfigsten Tone vernehmen.

Aus ihrem schmerzlichen Nachsinnen wurde die junge Fürstin unangenehm aufgeschreckt, und wieder waren es die alten, sie förmlich folternden Mahnrufe. Sie war schon versucht, eine scharfe Antwort zu geben, doch ihre Herzensgüte gewann die Oberhand, und mit einem leichten Nicken des Hauptes sagte sie freundlich: „Kommen Sie, wir wollen zu meinem Töchterchen gehen." — Sie wollte leicht und vertraulich den Arm auf die Schulter der Hofdame legen. Diese machte nur eine tiefe, ehrfurchtsvolle Verbeugung. „Durchlaucht verzeihen," lispelte sie, „es ist erst eilf Uhr, und

Frau Fürstin-Mutter haben für den Besuch der Prinzessin Anna die zwölfte Stunde angesetzt."

Um die feinen Lippen Adelheid's spielte ein bitteres Lächeln: „Ach, ich vergaß, daß ich selbst zu meinem Kinde nicht immer Zutritt habe!" — Sie trat zurück, sah ihr Taschentuch am Boden liegen und schickte sich an, es aufzuheben, aber das Bücken fiel ihr schwer. Da kam plötzlich Bewegung in die steife, durch den Etiquettenzwang eingeschnürte Gestalt der Hofdame; sie stürzte sich wie ein Falke auf das Tuch, ergriff es hastig und überreichte es mit einer noch tieferen Verbeugung.

„Ei, meine liebe Lehndorf, Sie wagen auch, die bei uns so strengen Hofordnungen zu überspringen?" bemerkte Adelheid mit leichtem Spotte. „Wenn ich nicht irre, durfte mir diesen Dienst nur meine Kammerfrau erweisen."

„Durchlaucht sind allzu gütig," entgegnete die Hofdame, geschmeichelt, daß ihr schweres Opfer anerkannt wurde, und nicht ohne Selbstbewußtsein fuhr sie fort: „Wohl gehören solche kleine Dienstleistungen nicht zu meinem Amte, aber es galt die Gesundheit Eurer Durchlaucht, die zu hüten unsere heiligste Pflicht ist!"

Immer wieder dieselben Beweggründe, aus denen sich das Leben und Treiben rings um sie zusammensetzte! — „Ich danke Ihnen," sagte sie kühl und ver-

stimmt, senkte ein wenig das schöne Haupt und schritt langsam, in schwermüthiges Träumen verloren, ihren Gemächern zu.

Zweites Kapitel.

Der leichte Jagdwagen des Fürsten war in fast rasender Schnelle den Berg hinabgerollt. Nach dem Abschiede von seiner Gemahlin hatte der alte Herr sich in eine Wagenecke gedrückt und starrte in finsterem Hinbrüten vor sich hin. Er fühlte stets nach solchen Auftritten ein eigenthümliches Unbehagen. Es war ihm peinlich, daß die Fürstin mit der ganzen Liebedürftigkeit eines jugendlichen Herzens sich an ihn festranken und seinen Trübsinn verscheuchen wollte, während es doch in seiner Seele Nacht war und selbst der freundlichste Sonnenstrahl das erstorbene Blüthenleben seiner Brust nicht mehr erwecken konnte. Ihm war längst diese Herzensöde lieb und bequem geworden, und nun trat ihm eine junge Frau störend in den Weg, scheuchte ihn zuweilen aus seinem Dämmerleben auf und wagte Ansprüche an sein Herz zu machen, während er ihr nichts hatte bieten können als seine Hand.

Der unglückliche Mann achtete wenig auf das freundliche Landschaftsbild, das sich vor ihm aufrollte, als er das finstere Schloßthor hinter sich hatte. Am

Fuße des ziemlich hohen Schloßberges ruhte das kleine Städtchen, als habe es sich demüthig seinem durchlauchtigen Herrn zu Füßen gelegt. Während die Straßen der Stadt noch mit Schnee bedeckt waren, hatte die Februarsonne doch schon die weiße, leichte Decke von den Schieferdächern zu thauen vermocht, und ihr blaugrauer Glanz bildete mit der stillen Winterlandschaft einen eigenthümlichen Gegensatz.

Die meist unansehnlichen Häuser ruhten zerstreut in dem weiten, anmuthigen Thalkessel, als hätten sie es sich recht bequem machen wollen. Hier vom Schlosse aus zeigten sich die unregelmäßigen Straßen wie seltsam verschnörkelte weiße Bänder. Einzelne Häuser waren sogar an den Bergabhängen hinaufgekrochen. Aus fast allen Schornsteinen stiegen Rauchsäulen kerzengerade in die kalte Winterluft und erzählten davon, daß die Hausfrauen der kleinen Residenz am Herde weilten.

Mitten durch die Stadt schlängelte sich ein rasch und lebendig hineilender Fluß, dessen ganze aufstrebende Thatkraft freilich nur von einer einzigen, halb verfallenen fürstlichen Mühle in Anspruch genommen wurde. Und über die Stadt hinweg konnte der Blick zu den nahen, waldumkränzten Bergen schweifen, deren schöne, wellenförmige Linien sich heute schärfer als je in der klaren, durchsichtigen Winterluft abzeichneten.

War auch das Ländchen klein, das der alte Mann

im Wagen sein nennen konnte, so bot es immerhin ein sehr reiches Feld für einen thatkräftigen Sinn, für einen Geist, der in der Beförderung fremden Glückes die höchste Befriedigung findet.

Bernhard kannte nicht diese Sonnenseite eines hohen Berufs, über seine Seele warfen die widerwillig übernommenen Regentenpflichten nur die tiefsten Schatten.

Das Gefährt mußte jetzt einige Straßen der kleinen Residenz durchschneiden. Hinter den halb gefrorenen Fensterscheiben der meisten Häuser zeigten sich neugierige Gesichter und verschwanden augenblicklich, sobald sie den Federbusch des fürstlichen Jägers erblickten. Nur wenige Menschen schlichen durch die einsamen, öden Straßen und grüßten scheu und ehrfurchtsvoll ihren durchlauchtigen Herrn, der sich noch tiefer in den Wagen zurückgelehnt hatte und Niemanden eines Blickes würdigte. Die guten Leute waren an das mürrische, düstere Aussehen ihres Fürsten schon gewöhnt, ja, es erhöhte noch die unbeschreibliche Ehrfurcht für ihren angestammten Herrscher, der gewiß nur der vielen Regentensorgen halber so ernst und finster aussah.

An dem Ende der letzten Straße, die jetzt der Wagen erreichte, stand ein ärmlich gekleidetes Weib und blickte aufmerksamen Auges auf die heranrollende fürstliche Equipage. Die von Hunger und Elend entstellte

Frau hielt in der zitternden Hand einen Brief, den sie jetzt mit ängstlicher Hast in den vorübereilenden Wagen warf. Der Brief flog dicht an dem Antlitze des Fürsten vorbei und würde sein Ziel verfehlt haben, wenn ihn nicht der hinten sitzende Leibjäger mit geschickter Handbewegung aufgefangen hätte.

„Was war das?“ rief Bernhard verdrießlich, der aus seinem Hindämmern dadurch aufgeschreckt worden.

„Eine arme Frau hat diesen Brief in den Wagen geworfen.“ — Und der Leibjäger wollte dem Fürsten die Bittschrift überreichen.

„Welche Unverschämtheit!“ murmelte er, und ohne die Hand nach dem Briefe auszustrecken, fuhr er mürrisch fort: „Das ist Sache meines Rathes, stecken Sie den Wisch in meine Reisetasche.“

Der Leibjäger schien diesen letzten Befehl überhört zu haben und legte den Brief geräuschlos auf das Wagenkissen an die Seite des Fürsten. Vielleicht entschloß sich sein Herr dennoch, den Brief zu lesen. Während dem „Alten“ der flehende Blick entgangen war, den die Frau auf ihn gerichtet, hatte ihn der Leibjäger wohl bemerkt, und dieser hülfesuchende Blick des unglücklichen Weibes schnitt dem gutmüthigen Menschen in's Herz, denn er wußte so ziemlich, was dieser Brief enthielt.

Die elende, fast in Lumpen gehüllte Frau war eine

Weberwittwe und hatte fünf Kinder zu ernähren. Mochte auch bis tief in der Nacht aus ihrem kleinen Stübchen das Licht schimmern und das Rasseln ihres Webstuhles die Nachbarn um den Schlaf bringen, sie war doch nicht im Stande gewesen, so viel zu erwerben, um ihre Familie nothdürftig zu erhalten. In ihrer Noth war sie mit einigen anderen Armen in den fürstlichen Wald gegangen, um Leseholz zu sammeln; sie hatte sich mit dürren Aesten begnügt, ihre Gefährtinnen aber waren mit Aexten versehen gewesen und hatten sich an grünen Bäumen vergriffen. Auf der That ertappt, waren sie sämmtlich wegen Forstfrevel zu vierzehntägigem Gefängniß verurtheilt worden. Man hatte auf die Betheuerungen der armen Wittwe nicht gehört, ihre Gefährtinnen waren schändlich genug gewesen, gegen sie auszusagen, und jetzt stand der Unglücklichen eine entehrende Strafe bevor, und was sollte während dieser Zeit aus ihren armen Kindern werden! — In ihrem Gnadengesuch hatte sie selbst Alles einfach und treu berichtet und um Erlaß ihrer Strafe gefleht.

Vielleicht würde sich Bernhard dennoch aus seinem Hinbrüten aufgerafft und den Brief gelesen haben, wenn er die Frau bemerkt hätte, deren ganze Erscheinung schon Mitleid erregen mußte; aber die Gedanken desselben weilten längst nicht mehr bei dem Briefe. —

Die Stadt ruhte jetzt hinter ihm, und mit einer Biegung des Weges tauchte ein ganz anderes Landschaftsbild vor ihm auf. Zur Linken der Straße zog sich der fürstliche Park hin, einzelne hohe Eichen streckten ihre Riesenarme gebieterisch über den Kiesweg hinaus und zwangen den Leibjäger, vor ihnen den Hut abzunehmen. Zur rechten Seite zog sich eine sanft geschwungene, waldbewachsene Hügelkette hin, während sich die gradeaus führende Straße in einem Birkenwäldchen zu verlieren schien. Durch die weißen Stämme der Birken glitzerte noch etwas Helleres. Es war ein weiter, mächtiger See, über den der Winter bereits eine spiegelglatte, funkelnde Eisdecke gelegt. Je näher der Wagen kam, je mehr breitete sich der See in blendender Pracht vor ihnen aus. Jetzt theilte sich plötzlich der Weg, die Straße führte rechts zu einer dicht am See stehenden Villa, deren weiße Säulen durch das dunkle Tannengrün schimmerten. Der Wagen wählte den links abbiegenden Weg, der sich noch ein Stück am See hinschlängelte und dann den nahen Wald aufsuchte.

Nur einen flüchtigen Blick hatte Bernhard auf das Haus am See geworfen, dann richtete er die Augen auf die andere Seite, als thue ihm der Anblick jener Villa, die wie ein Bild des Friedens dort ruhte, bitter weh. Auf dem mürrischen Antlitze prägte sich ein Zug des Neides und der Mißgunst aus. Die alten, selbst-

quälerischen Gedanken kamen wieder. „So still und friedlich könntest du auch wohnen," flüsterte ihm seine Schwermuth zu; „er hat sich dieses Glück auf deine Kosten geschaffen, während du ein sorgenvolles Dasein hinschleppen mußt." — Sein Blick fiel jetzt auf den Brief an seiner Seite. „Gewiß wider ein Gnadengesuch," murmelte er vor sich hin. „Mich bestürmt alle Welt mit ihren Bitten, ihren ewigen, albernen Klagen. Ich soll sie Alle glücklich machen! Bin ich's denn selbst?" — Und er stieß ein heiseres, höhnisches Lachen aus. Dennoch schien ihn der Brief beinahe vorwurfsvoll anzusehen und wie ein lästiger Mahner an seiner Seite zu liegen. Zögernd streckte er die Hand danach aus und wollte ihn öffnen; aber die Eisdecke des See's, die jetzt in ihrer ganzen, vollen Ausdehnung vor ihm ruhte, blendete seine Augen. Er blickte noch einmal auf und sah in der Ferne sich zwei Gestalten auf dem See tummeln, die in rascher, anmuthiger Bewegung über das Eis glitten. Ein hoch gewachsener Mann führte an seiner Hand eine Dame, und beide wiegten sich mit sichtlichem Behagen auf der glatten Fläche. Ihr lustiges Lachen klang bis zu seinem Ohr. Die Schlittschuhläufer mochten den fürstlichen Wagen bemerkt haben, denn der große, trotz der Kälte leicht gekleidete Mann schwenkte mit dem Hute.

Die Augen Bernhard's nahmen einen fast unheim-

lichen Ausdruck an. „Rascher fahren!" herrschte er dem Kutscher zu, und in wenigen Augenblicken war der See mit den darauf hingaukelnden Gestalten seinen Blicken entschwunden und der dunkle, düstere Kiefernwald nahm ihn auf.

„Er verhöhnt mich noch," grollte Bernhard, der den Schlittschuhläufer ebenfalls erkannt hatte. Es war nicht genug gewesen, daß sein älterer Bruder durch seinen tollen Streich ihm den schönsten Lebenstraum vernichtet, er hatte noch dazu die Rücksichtslosigkeit besessen, sich ein glückliches Heimwesen fast vor den sichtlichen Augen des unglücklichen Bruders zu gründen.

Die Villa am See war dem Prinzen Ernst als Erbe seiner Mutter zugefallen und bald nach dem Tode des Vaters hatte er sie mit seiner jungen Frau bezogen. Wenn er sich in der Ferne ein Asyl gesucht hätte, würde sich allmählich zwischen ihm und dem Bruder ein erträgliches Verhältniß herausgestellt haben; aber daß er im Lande geblieben war und durch sein excentrisches, wunderliches Leben die Fürstenwürde zu verspotten schien, machte den Riß zwischen den Beiden vollends unheilbar. — Bernhard warf unmuthig und gedankenlos den Brief in einen Winkel und versank wieder in sein dumpfes Hinbrüten, aus dem er nicht eher erwachte, als bis der Wagen vor der Oberförsterei hielt.

Im Forsthause war bereits die Annäherung der

fürstlichen Equipage bemerkt worden; ein großer, breitschulteriger Mann trat an den Wagenschlag, öffnete denselben, und der Fürst stieg, sich leicht auf die Schulter seines Jagdfreundes stützend, aus dem Wagen.

„Guten Morgen, Heinrich!“ sagte er und versuchte zu lächeln. „Du hast mich gewiß heute nicht erwartet?“

„Durchlaucht sind mir immer ein hochwillkommener Gast,“ entgegnete der Oberförster mit einer leichten Verbeugung.

Bernhard blickte seinen Freund verwundert an. „Laß die Redensarten,“ erwiderte er freundlich, „wir sind allein,“ — zutraulich schob er seinen Arm in den des Oberförsters und eilte mit ihm dem Hause zu.

„Wer ihn jetzt sähe, würde den Alten nicht wiedererkennen,“ flüsterte der Leibjäger dem alten Kutscher zu.

„Die Beiden haben schon als Jungen zusammengesteckt,“ bemerkte der Kutscher, „und denken Sie Sich, es wird's Niemand glauben, aber es ist doch wahr,“ fuhr der fürstliche Rosselenker fort und blickte sich scheu um, „der Oberförster duzt den Fürsten, ich hab's mit meinen eigenen Ohren gehört.“

„Das ist doch merkwürdig, und sonst ist er gegen alle Welt ein Brummbär,“ plauderte der Leibjäger.

„Pst,“ ermahnte der Kutscher, „verbrennen Sie sich nicht den Mund! Ich bin ein ehrlicher Kerl und werde Sie nicht in die Dinte bringen, aber Sie sind

noch nicht lange genug bei uns, hier darf man nicht einmal seinem Freunde trauen. Wer am besten fuchsschwänzen kann, der ist obenauf." — Er hatte während dieses Gespräches seine Rosse abgesträngt und gab dem Handpferde verdrießlich einen leichten Schlag, das darüber empfindlich sogleich hinten ausschlug.

„Die Pferde lassen sich weniger gefallen als wir," bemerkte der Leibjäger lachend, der sich das Ansehen gab, als sei er durch die Ermahnung des Kutschers nicht eingeschüchtert worden. „Den Brief hat er auch nicht geöffnet," brummte er weiter; „wenn sich nur die arme Frau an die junge Fürstin wenden wollte, die scheint sehr gutmüthig zu sein."

„Hat aber bei uns gar nichts zu sagen," bemerkte der Kutscher und entfernte sich, um seine schwitzenden Pferde vor dem freien Platze des Hauses auf und ab zu führen, ehe er sie in den Stall bringen konnte. Er war froh, dadurch den leichtsinnigen Schwätzer los zu werden.

Das Zusammentreffen mit dem geliebten Jugendfreunde schien den Fürsten eigenthümlich zu beleben. Selbst seine blassen Wangen hatten sich ein wenig geröthet, und mit einer Herzlichkeit im Tone, die Niemand von dem sonst so finsteren, schweigsamen Manne erwartet hätte, begann er, als beide in das Zimmer getreten waren: „Nun laß uns zusammensitzen und gemüthlich plaudern."

„Soll ich ein Frühstück besorgen lassen?“ fragte der Oberförster.

„Jawohl,“ entgegnete Bernhard beinahe eifrig. „Du weißt, daß es mir bei Dir besser schmeckt, als zu Hause.“

Heinrich rief seiner Wirthin, gab ihr die nöthigen Befehle, und bald stand ein frugales Frühstück auf dem Tische.

Das zur ebenen Erde belegene Wohnzimmer des Oberförsters zeigte die größte Einfachheit. In dem mit rothem, längst verschossenem Plüsch überzogenen Lehnstuhle hatte gewiß schon der Vater seinen Mittagsschlaf gehalten; die übrigen Möbel verriethen dasselbe ehrwürdige Alter. Die längst ausgebleichten, einst grün gewesenen Gardinen hingen nur noch wie alte, durchlöcherte Kriegsfahnen vor den Fenstern. Seit Jahren schon klagte die Wirthin vergeblich, daß sie „diese Spinngewebe“ nicht mehr stopfen könne, der Oberförster war trotzdem nicht zu bewegen, neue Gardinen anzuschaffen.

Der einzige Schmuck des großen, etwas niedrigen Zimmers waren stattliche Hirschgeweihe, die sich rings um die Wände zogen.

Das Auge Bernhard's ruhte mit Behagen auf dieser schlichten, altmodischen Zimmereinrichtung. Sein einfacher Sinn fühlte sich gerade davon angemuthet.

Wie glücklich wäre er gewesen, wenn er all die Herrlichkeiten des Schlosses mit diesem prunklosen Forsthause hätte vertauschen können!

Das Wiedersehen des Jugendfreundes hatte ihn nur auf einige Augenblicke aus seiner düsteren Stimmung aufgescheucht, bald sank er in die alte Schwermuth zurück. Nach dem Frühstücke schon wurde er wieder einsylbig; vergeblich nöthigte Heinrich zum Trinken, — „der Wein sei alt und gut wie ihre Freundschaft," — Bernhard berührte nur mit den Lippen das Glas und setzte es dann vor sich hin. Er stemmte den Kopf auf seine Rechte und starrte zu den hohen Tannen hinaus, deren Häupter sich leise im Winde wiegten.

Auch der Oberförster war schweigsam geworden und seine blauen, treuen Augen blickten mit unsäglicher Bekümmerniß auf den Freund. Wie welk waren dessen Wangen geworden und welch tiefe Runzeln hatten sich in seine Stirn gegraben! Er brach sichtlich zusammen. —

„Armer Kerl, Du solltest Dir das Regieren nicht so schwer machen," dachte der Oberförster, und der ehrliche Mann erschrak, als er bemerkte, daß er wieder nach seiner Gewohnheit laut gedacht hatte. Wie oft schon waren ihm selbst seine heimlichsten Gedanken in seiner geraden, offenen Weise entschlüpft!

„Du hast wohl Recht," entgegnete Bernhard gutmüthig, „aber sie quälen mich ja von allen Seiten und

gönnen mir niemals Ruhe. Ich soll Alles entscheiden, Jeden glücklich machen, und jeden Tag bestürmt man mich mit Bitten und Vorstellungen. Der Eine will ein Amt, der Zweite Geld und der Dritte bringt eine Idee. O, wie hasse ich diese neuen Ideen und diese alten Plagegeister!" — Er stand auf und durchschritt hastig das Zimmer, als wolle er alle Sorgen gewaltsam abschütteln.

„Ich hätte mich doch nicht einfangen lassen," meinte der Oberförster. „Was verschlug es denn viel, wenn nun auch unser kleines Ländchen dem Nachbar zugefallen wär'? Das Land hätt' sich schon drein gefunden, und du warst dann glücklich."

Bernhard entgegnete nichts, er mochte die alten Einwürfe des Freundes nicht erst bekämpfen. Er war doch schon zu tief in jene fürstliche Anschauung verstrickt, die für die Erhaltung einer Linie zu ängstlich besorgt ist, um für eine freiere Ansicht Verständniß zu haben. Man bringt nicht für irgend eine selbst noch so kleine Idee die schwersten Opfer, ohne daß nicht diese Idee für uns selbst die größte Bedeutung erhielte.

„Nun, und was ist es denn schlimm?" tröstete Heinrich. „Wenn nur erst ein Prinzchen in der Wiege liegt, kommt Alles noch in's rechte Geleis'. Wie schnell sind achtzehn Jahre um, dann mag das junge Herrchen regieren und Du setzest Dich zur Ruhe."

Ueber das ohnehin traurige, müde Gesicht des alten Herrn flog ein Schatten. „Ich kann nicht so weit hinausdenken. Mein Testament ist schon gemacht, und wenn nur erst meine letzten Hoffnungen sich erfüllen, dann...“ — Er schwieg, stellte sich an's Fenster, und sein umflorter Blick ruhte wieder auf den düsteren Tannen.

Dem Oberförster schnitt diese geistige und körperliche Abgestorbenheit in's Herz. „Er ist morsch im innersten Kerne,“ dachte er, aber diesmal hütete er sich ängstlich, daß seine heimlichen Gedanken nicht wieder über die Lippen schlüpften. Als Bernhard sich jetzt umwandte und dem Oberförster in die ehrlichen Augen blickte, schien er doch die Gedanken des treuen Freundes errathen zu haben.

„Nicht wahr, ich bin tüchtig angeblattet? Nun, laß mich jetzt in den Wald hinaus; dann lüft' ich mir schon ein wenig die schwere Brust.“

„Darf ich Dich begleiten?“ fragte Heinrich, der heute eine unerklärliche Besorgniß für den fürstlichen Freund empfand.

„Nein, laß mich allein gehen,“ war die Antwort. „Ich hab' mich heut' nach diesem einsamen Gange ordentlich gesehnt.“

Bernhard rief nach seinem Leibjäger, nahm aus dessen Händen Gewehr und Jagdtasche und schritt nach kurzem Lebewohl hinaus.

„Auf dem zweiten Revier wechselt ein prächtiger Rehbock,“ bemerkte noch beim Abschiede der Oberförster.

In fester, sicherer Haltung wanderte Bernhard in das Waldesdickicht hinein. Die alte Jägerlust schien ihn zu überkommen, und man sah es ihm an, daß ihm selbst das Tragen des Gewehrs leicht und mühelos wurde.

Die Waidmannslust hatte ihn von Jugend auf viel zu sehr gefesselt, als daß er sich damit hätte begnügen können, das Jagdhandwerk wie seine fürstlichen Collegen auszuüben. Er verachtete und verhöhnte diese Art von Jagdvergnügen, bei dem der hohe Herr nichts weiter zu thun hat, als auf den Schießplatz zu fahren, das Gewehr aus der Hand des Büchsenspanners in Empfang zu nehmen und das schußgerecht herbeigetriebene Wild in aller Bequemlichkeit niederzuschießen, oder ihm wohl gar nur den Gnadenstoß zu geben. Für Bernhard lag der höchste Genuß darin, mit der Flinte auf dem Rücken in Wald und Flur einsam herumzuschweifen und sich das Wild selbst aufzusuchen; deshalb durfte ihn der Leibjäger niemals und nur in den seltensten Fällen sein Freund begleiten.

Rasch und lebhaft schritt er dahin; jeder Baum schien ihn wie einen alten Bekannten zu grüßen, und die kühle Luft umwehte erfrischend seine heiße Stirn. Er versuchte sogar, ein Jagdlied vor sich hinzusummen,

erschrak dann selbst über den rauhen, heiseren Ton und verstummte. Jetzt öffnete sich der Weg auf eine Lichtung. Mitten auf einem von dunkeln Fichten eingeschlossenen kleinen Gehau stand ganz vereinsamt eine hohe, mächtige Eiche, die ihre kahlen Aeste weit über den Platz hinausstreckte. Der Winter hatte sie nicht völlig ihrer Blätter berauben können, aber sie hingen gelb und verdorrt an dem alten, gewaltigen Baume und raschelten melancholisch bei jedem Lufthauche. Rings um die Eiche lief eine wohlgepflegte Moosbank. Dem Fürsten mochte durch das rasche Laufen warm geworden sein; er entledigte sich des Gewehrs und der Jagdtasche, entkleidete sich des Pelzes, warf ihn nachlässig zu seinen Füßen und ließ sich dann auf der Moosbank nieder.

Es war ein stiller, in Schwermuth wiegender Platz. Die Wintersonne vermochte nicht, das Dunkel des Fichtenwaldes zu durchdringen, nur über den Gipfel der alten Eiche huschten einige verlorene Strahlen.

In langen, ruhigen Zügen athmete Bernhard den Frieden dieses Platzes ein. Er lehnte das Haupt an den Stamm der Eiche und sein Blick schweifte zu den Fichten, die ernst und schweigend ihre Schneelast trugen.

In dieser tiefen, stillen Waldeinsamkeit war es ihm, als fielen alle Sorgen von ihm ab; die Fesseln, die jahrelanges Elend um ihn gelegt, sprangen allmählich,

und er fühlte sich leicht und frei. Weit hinter ihm lag der Hof mit seinem ewigen Zwange, seinen lästigen Anforderungen und seinem ekeln, stürmischen Treiben. — Vergessen war für ihn die sonnenlose, kalte Gegenwart, und in jene beseligende Vergangenheit, die noch heute sein Herz verjüngen konnte, senkte sich liebevoll der Blick. Er war wieder jung, wieder frei und wartete der Geliebten, deren weißes Gewand bald durch die hellen Fichten schimmern mußte. . . O, wie glücklich wollten sie sein, wie wollten sie schwelgen und träumen von einer schönen Zukunft, die ihnen die blühendsten Rosen zu Füßen legen würde! —

Er verlor sich in süße Träume; da raschelte etwas auf dem Waldstege, und er schrak auf. „Sie kommt," flüsterte er vor sich hin, noch ganz in seligen Erinnerungen befangen, und erhob den Blick. Ein Reh war aus dem Fichtendickicht gedrungen und schaute mit seinen braunen, wunderschönen Augen ruhig über den Platz.

Wie mächtig auch sonst den Fürsten die Waidmannslust mit fortriß, heute, in seiner weichen, träumerischen Stimmung, hätte er dieses Thier um keinen Preis tödten können. Er machte nicht die leiseste Bewegung, und das Reh schien zu ahnen, daß es von diesem Manne nichts zu fürchten habe, es eilte mit leichten, anmuthigen Bewegungen über den Platz und verschwand auf der anderen Seite im Waldesdickicht.

Bernhard blickte dem Thiere lange nach; führte doch das Erscheinen desselben seine Seele wieder in die Vergangenheit zurück. Emma hatte zu ihrem steten Begleiter ein zahmes Reh gehabt; wie oft war sie mit ihm auf diesem Platze erschienen, und seine „Diana" hatte er dann die Jugendgeliebte genannt. . .

Wie lange er, in Erinnerungen verloren, dort gesessen, wußte er nicht; der schwache Sonnenschimmer spielte längst nicht mehr um den Wipfel der Eiche, es begann bereits im Walde zu dämmern, und er fühlte plötzlich ein Frösteln durch seinen ganzen Körper, sprang auf, bekleidete sich mit seinem Pelze, warf die Büchse über die Schulter und trat, ohne einen Schuß zu thun, den Heimweg an.

Mächtiger als je hatte ihn heute die Vergangenheit berührt, und als er jetzt bei seinem Freunde erschien, sagte er hastig, noch ehe dieser ein Wort der Begrüßung hervorbringen konnte: „Ich muß heute Emma besuchen."

Das ehrliche Gesicht des Oberförsters zeigte eine große Bestürzung. „Bernhard, das hat Dir niemals gut gethan — Du bist stets bleich wie der Tod heruntergekommen."

„Ich will es aber!" war die heftige Entgegnung.

„Wie Durchlaucht befehlen," sagte der Oberförster ruhig, von den herrischen Worten des Freundes schmerzlich berührt, langte in seine Tasche, holte einen Schlüssel

heraus und schritt dem rasch die schmale Treppe hinaufsteigenden Fürsten langsam nach. Heinrich wollte sich zurückziehen, nachdem er die Thür zu Emma's Zimmer geöffnet hatte, aber Bernhard hielt ihn zurück.

„Zürne mir nicht," sagte er wieder herzlich und ergriff die Hand des Freundes, „gönne mir das Glück, in Erinnerungen zu schwelgen, denn mir ahnt, es ist heute das letzte Mal."

„Bernhard!" rief der Oberförster und war keines weiteren Wortes mächtig.

„Erschrick nicht, mir wird unendlich wohl sein," entgegnete der Andere; „aber nun komm! Wie sehn' ich mich, sie wiederzusehen!"

Und er zog den Freund mitten in das kleine Stübchen, das noch immer einen Anblick gewährte, als sei es von einem jungen Mädchen bewohnt, das so eben nur das Zimmer verlassen habe. Zierliche, rein gehaltene Teppiche bedeckten den Fußboden, ein kleiner Schreibtisch stand vor dem epheuumrankten Fenster; auf dem einen Stuhle lag noch eine halb vollendete Stickerei, auf einem kleinen Nähtische ein aufgeschlagenes Buch, während die übrigen, wohl erhaltenen Bücher in schönster Ordnung ein hübsch geschnitztes Bücherbrett schmückten. Kein Stäubchen ruhte auf all den Sachen, nichts war von der Stelle gerückt seit dem Hinscheiden der Bewohnerin dieses Zimmers; denn der Oberförster

überwachte hier Alles mit ängstlicher Sorgfalt. Niemand außer dem Fürsten durfte das Stübchen betreten, und der sonst für solche Arbeiten höchst unbeholfene Mann betrieb die Reinhaltung dieser Räume mit einer Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, die jeder Frauenhand zur Ehre gereicht haben würde.

Mitten im Zimmer hing das in Lebensgröße ausgeführte Bild Emma's. Es war das Werk eines jungen, talentvollen Malers, und hatten die Freunde schon damals die Aehnlichkeit und Lebensfrische dieses Bildes bewundert, so war es ihnen jetzt ein Heiligthum.

Die Augen Bernhard's ruhten in trunkener Seligkeit auf dem Bilde; sein Herz klopfte hörbar, und ohne ein Wort zu sprechen, drückte er dem Freunde die Hand.

„Wie arm wären wir, wenn wir dieses Bild nicht hätten!" sagte der Oberförster mit bewegter Stimme.

„Nein, Heinrich, das wären wir nicht," entgegnete Bernhard ungewöhnlich lebhaft; „ein noch frischeres, schöneres Abbild lebt in unserer Seele! Aber ich wollte sehen, ob nicht die Phantasie endlich allzu sehr idealisirt — und nun gewahr' ich wieder, daß sie noch immer so schön ist, wie in meinen Träumen."

Er versank von Neuem in Schweigen, und seine ganze Seele schien in seinen Augen zu ruhen. Es war wirklich eine schöne, prächtige Frauengestalt, die dort von der Leinwand herabschaute. Etwas Königliches

hatte ihre ganze Erscheinung. Das ein wenig gebräunte, von schwarzen Haaren eingerahmte Antlitz zeigte die edelsten, regelmäßigsten Züge. Um die blühenden Lippen spielte ein fast übermüthiges Lächeln, während in den braunen, glänzenden Augen ein wunderbares Leben aufleuchtete. Gewiß mußte dieses frische, blühende Mädchen durch seine blendende Schönheit sowohl wie durch seine geistige Ueberlegenheit auf den einfachen, schlichten Prinzen einen bestrickenden Zauber ausgeübt haben.

Im leichten Jagdkleide, ihr Reh zu Füßen, so saß sie im Schatten eines Eichbaumes. Das Sonnenlicht glitzerte durch die Blätter des Baumes und ruhte voll und breit auf ihrer hohen Stirn.

„Wie schön sie ist!" wiederholte Bernhard und wandte den Blick zu seinem Freunde, der ebenfalls in das Anschauen des Bildes versunken war. „Du allein verstehst meinen Schmerz, denn Du hast sie auch geliebt," fuhr er in sichtbarer Erregung fort. „Edler Freund! Du hattest den Muth, ihr zuerst zu entsagen; ich hätte es damals nicht vermocht, es würde mir das Herz gebrochen haben — und dann strich doch das Schicksal mit kalter Hand über all unsere Blüthenträume. Dem Himmel sei Dank, ich fühle es. . ."

Es stockte ihm der Athem, und wieder schüttelte ein Fieberschauer seinen Körper.

„Du bist krank und mußt Dich erkältet haben," sagte der Oberförster besorgt.

„Es ist nichts, Heinrich," beruhigte dieser; „bringe mir ein Glas Ungarwein, das wird mich erwärmen."

Ohne Widerrede verließ der Oberförster das Zimmer, um seinen Wunsch zu erfüllen.

Bernhard athmete auf; er hatte das Bedürfniß gefühlt, einen Augenblick allein zu sein.

Die scheidende Wintersonne sandte jetzt ihre letzten Grüße in das kleine Zimmer. Ein bleicher Strahl streifte über das Bild hinweg und schien es noch mehr zu beleben. Einen Schritt war der Fürst von dem Bilde zurückgetreten; er hatte die Hände auf den Rücken gelegt und blickte wieder unverwandten Auges auf das Portrait. Ihm war es, als feuchteten sich jetzt die braunen, blitzenden Augen Emma's, als verschwände das glückliche Lächeln von ihrem blühenden Munde und als hauchten ihre Lippen ein letztes Lebewohl.

„Emma, weine nicht," flüsterte er kaum hörbar, „ich komme bald!" — Und heiße Thränen rollten über seine welken Wangen.

In schmerzlichem Anschauen versunken, blieb er vor dem Bilde stehen, noch immer nicht seiner Thränen Herr, da legte sich leise eine Hand auf seine Schulter; er blickte sich erschrocken um und suchte vergeblich seine Rührung zu verbergen.

„Schäme Dich Deiner Thränen nicht," sagte der Oberförster so weich und sanft, wie es nur seine rauhe Stimme zuließ; „weine Dich aus an meiner Brust, denn Du hast Recht, ich allein verstehe Deinen Schmerz!"

Bernhard zögerte; da blickte er in die offenen, ehrlichen Augen des Freundes, in denen ebenfalls helle Thränen funkelten, und er warf sich schluchzend an seine Brust. Wie eine Mutter, die ihr weinendes Kind in seinen Armen hält, so zog der starke, eisenfeste Mann den schmerzlich erregten Freund zärtlich an sein Herz und strich mit der großen, harten Hand liebkosend über sein Haupt.

Dem Fürsten schien dieses Ausruhen an treuer Freundesbrust unendlich wohlzuthun; der wilde, zuckende Schmerz seines Innern entschlief allmählich, und wie von einer Bergeslast befreit, erhob er wieder das Haupt.

„Willst Du nun den Wein trinken?" fragte Heinrich leise. „Ich habe Glas und Flasche dort auf das Tischchen gestellt."

„Jetzt nicht," entgegnete Bernhard mit schwacher Stimme. „Laß mich noch einen Augenblick allein, und wenn Du wiederkommst, dann wollen wir ein Glas auf unsere alte Freundschaft leeren."

Heinrich zögerte.

„Ich bitte Dich darum," sagte er ungewöhnlich sanft; „fürchte nichts, der Sturm ist vorüber, nur laß

mich wenige Minuten allein, damit ich ganz ruhig werde!“

Einer solchen Bitte vermochte der Oberförster nicht zu widerstehen; noch einen langen, schmerzlichen Blick warf er auf das seltsam bleiche, traurige Gesicht des Freundes, seine Augen umflorten sich und er verließ rasch das Zimmer.

Langsam durchschritt jetzt Bernhard das kleine Stübchen und musterte jeden Gegenstand. Sein Blick fiel zuerst auf das offen daliegende Buch. Emma hatte noch kurz vor ihrem Hinscheiden das kleine Büchlein in Händen gehabt. Es war Goethe's Tasso, und wie schon oft, las auch heute der Fürst mit einem schmerzlichen Seufzer die ihm wohlbekannte Stelle, jene rührende Klage der Prinzessin:

Wie mehrte sich im Umgang das Verlangen,
Sich mehr zu kennen, mehr sich zu verstehn!
Und täglich stimmte das Gemüth sich schöner,
Zu immer reinern Harmonieen auf.
Welch eine Dämmrung fällt nun vor mir ein!

Und seltsam, die rasch hereinbrechende Nacht hüllte das kleine Zimmer in seine dunklen Schleier. Ach, eine tiefe, nimmer endende Dämmerung war auch vor ihm eingefallen! . .

Leise legte er das Buch aus der Hand und wieder auf die alte Stelle. Er betrachtete mit andächtiger Scheu jeden Gegenstand. Alle die kleinen Geschenke,

die er ihr in jenen glücklichen Tagen gemacht, ruhten wohlgeordnet auf dem Tische. Dort stand noch die in Marmor ausgeführte Statuette: Thorwaldsen an die Hoffnung gelehnt. — Sie hatte sich den Besitz dieses kleinen Kunstwerkes lebhaft gewünscht und war so glücklich darüber gewesen. „Auch wir müssen uns an die Hoffnung anlehnen," hatte sie damals oft gesagt. Am Fuße der Statuette lag ein vierblättriges Kleeblatt; sie hatten es auf einem ihrer Spaziergänge fast zu gleicher Zeit bemerkt und jubelnd gepflückt — es sollte Glück bringen. . .

Auf dem Schreibtische lag ein angefangener Brief Emma's an den Jugendgeliebten; der Tod hatte ihr die Feder aus der Hand gezogen, noch ehe sie ihn vollendet. Ein Briefbeschwerer ruhte auf dem Papier — ein Geschenk des Fürsten. Die kleine, in Marmor ausgeführte Arbeit stellte zwei verschlungene Hände dar und auf der Platte stand in zierlicher Goldschrift nur das Wort „ewig."

Mit einem süßen, selbstquälerischen Behagen wühlte Bernhard in den alten, schmerzlichen Erinnerungen. Jetzt öffnete er ein Fach des Schreibtisches und sein Blick fiel auf ein Päckchen vergilbter Papiere. Es waren seine eigenen Briefe und Zettelchen, die Emma hier treu verwahrt hatte. Ein Brief lag offen im Fach, jenes letzte Schreiben, in dem er der Geliebten

seinen verhängnißvollen Entschluß mitgetheilt und ihr Lebewohl gesagt. Er hatte nicht die Kraft besessen, mündlich von ihr Abschied zu nehmen. Obgleich Emma von Suckow damals ihm feierlich entsagt, zeigte doch die von Thränen fast verwischte Schrift, wie viel ihr dieser Schritt gekostet hatte.

Er hielt den Brief sinnend in der Hand, wollte ihn noch einmal durchlesen, aber die Buchstaben tanzten vor seinen Augen; er stieß einen wilden Schmerzensschrei aus und sank zu Boden.

Trotzdem jetzt völlige Dunkelheit in dem Stübchen herrschte, gewahrte das scharfe Auge des wieder eintretenden Oberförsters sogleich den bewußtlos auf dem Boden liegenden Freund.

„Mir ahnte nichts Gutes," sagte er vor sich hin, hob seinen Herrn auf und trug ihn mit starken Armen aus dem Zimmer. Als er mit seiner Last in der Wohnstube angekommen war und den Kranken vorsichtig auf das Sopha niedergelegt hatte, schlug Bernhard die Augen auf.

„Laß mich hier sterben!" hauchte er und verlor wieder das Bewußtsein.

Der Oberförster rief nach dem Kutscher und befahl ihm, so rasch als die Pferde laufen konnten, in's Schloß zu jagen und geräuschlos den Leibarzt herbeizuholen. Willig entfernte sich der Kutscher; aber der neugierig

herbeigeeilte Leibjäger konnte seine Ansicht nicht unterdrücken, daß es besser wäre, den erkrankten Fürsten sogleich im Wagen mitzunehmen.

„Hier habe ich allein zu befehlen!" entgegnete Heinrich heftig, und seine Haltung war so gebieterisch, daß der Leibjäger keinen weiteren Widerspruch wagte und sich brummend entfernte.

Es ist besser, wir bringen ihn zu Bette, dachte der Oberförster, und rief jetzt seine Wirthin herbei. Mit ihrer Hülfe wurde der Kranke entkleidet und in das Schlafzimmer gebracht. Während der fürstliche Wagen wenige Augenblicke später davon rollte, wachte der Freund mit ängstlicher Sorgfalt bei dem Kranken. Die Wirthin war inzwischen geschäftig, Thee zu kochen und allerlei Hausmittel anzuwenden.

„Es ist nur eine Erkältung," meinte die alte, gutmüthige Frau, glücklich, daß sie dieses Mal ihr gestrenger Herr gewähren ließ und bei der Anwendung erwärmender Mittel sogar hülfreiche Hand anlegte.

Es war todtenstill in dem Zimmer, Heinrich konnte jeden Athemzug des erkrankten Freundes belauschen. Die auf einem kleinen Seitentische stehende Nachtlampe verbreitete nur über die nächsten Gegenstände ein schwaches Dämmerlicht, das Bett des Kranken lag völlig im Dunkeln; trotzdem entging dem Oberförster nicht die leiseste Bewegung.

Bernhard schlief, aber er wälzte sich unruhig auf seinem Lager; seine Hände und Füße waren kalt, während sich sein Gesicht immer mehr röthete und alle Anzeichen auf den Ausbruch eines hitzigen Fiebers deuteten.

Kaum eine Stunde mochte von Suckow in ängstlicher Spannung an dem Bette des Freundes gewacht haben, da schlugen plötzlich die Jagdhunde an und Bernhard erwachte.

„Hörst Du, wie sie mich hetzen?" rief der Kranke mit fiebergerötheten Wangen und richtete sich ein wenig im Bette auf. „Sie ahnen endlich, daß ich ihrer Tyrannei zu entfliehen suche, und wollen mich von Neuem einfangen!"

„Es sind nur die Jagdhunde, ich werde sie zur Ruhe bringen," entgegnete der Oberförster und wollte sich entfernen.

„Nein, nein, verlaß mich nicht!" sagte Bernhard ängstlich. „Schütze mich, lass' Niemanden zu mir, sonst jagen sie mich noch im Sterben auf!" — Und krampfhaft hielt er die Hände des Freundes fest.

„Es wird der Leibarzt sein," beschwichtigte Heinrich.

„Was will der Mensch?" rief der Kranke. „Er bringt die Hofluft mit, die mir die Kehle zusammenschnürt! Laß ihn nicht herein, Heinrich!" bat er ängstlicher.

Draußen wurde das Geräusch der Ankommenden immer lebhafter; eine herrische Stimme drang durch das Hundegebell, allerlei Befehle ertheilend, und bald darauf erschien eine kurze, dicke, schwarz gekleidete Dame in der Thür. Aus der Wohnstube kam jetzt der Schimmer von hell brennenden Windlichtern in das kleine Schlafzimmer; aber die Augen der Eintretenden waren die hier herrschende Dämmerung nicht gewöhnt, sie suchte vergeblich das Dunkel des Stübchens zu durchdringen und rief ungeduldig: „Wo ruht der Fürst? Bringt Licht in das Zimmer."

„Das Licht würde den hohen Kranken nur blenden," bemerkte der Oberförster.

„Ich befehle es!" entgegnete die Fremde kurz und bestimmt, und schon brachte ein fürstlicher Diener eilfertigst zwei Lichter herbei. Sie gewahrte nun das Bett und schritt mit erhobenem Kopfe gravitätisch auf den Kranken zu. Jetzt, in der hellen Beleuchtung, zeigte sich die Fremde in ihrer ganzen, abstoßenden Häßlichkeit. Die kleine, dicke Frau mochte etwa sechszig Jahre zählen. Vergeblich hatte sie ihre plumpen Formen in enge Kleider gezwängt, vergeblich ihre großen Schuhe mit hohen Absätzen versehen lassen, sie machte doch eine höchst ungeschickte Figur und steckte wie eine aufgequollene Bohne in ihrer dunkeln Hülle. Auf dem runden, fetten Gesichte prägte sich neben geistiger

Beschränktheit der vollendetste Hochmuth aus. Die Stirn war platt und niedrig, und die kleinen, förmlich in Fett schwimmenden Augen schienen den Blick zur Erde verlernt zu haben, sie starrten nur immer mit einem dünkelhaften Ausdrucke in die Höhe. Trotz der dick aufgelegten Schminke schimmerte durch die Wangen eine bäuerische Röthe. Die kleine Frau war niemand Anderes als die durchlauchtige Mutter des regierenden Fürsten, und je unbedeutender ihre äußere Erscheinung war, desto mehr suchte sie durch ein gebieterisches Auftreten zu imponiren und einzuschüchtern.

Hinter der Fürstin hielt sich bescheiden ein alter, kleiner Herr, der sie nur um wenige Zoll überragte; es war der Leibarzt. Hatte die alte Durchlaucht zu starke Formen, so besaß der Leibarzt dafür beinahe gar keine; er hätte sich leicht durch den großen Siegelring der Fürstin jagen lassen, und würde, wie immer, dazu noch gelächelt haben. Auch heute trat er mit jenem alle Krankheiten hinwegscheuchenden Lächeln an das Bett seines durchlauchtigen Herrn.

„Wie befindet sich mein durchlauchtiger Sohn?" fragte die Fürstin schon mitten im Zimmer, und ihre kleinen Augen suchten sich vergeblich von der Decke loszumachen und auf das niedere Bett des Kranken herabzulassen.

Bernhard hatte bei dem Eintritte der Fremden sein Gesicht der Wand zugewendet und sich tiefer in die Kissen gegraben, als könne er damit jeder Störung entfliehen. Bei der lauten Frage seiner Mutter öffnete er die Augen und richtete sich ein wenig in die Höhe.

„Fort, fort mit dem Licht, es soll Nacht um mich sein, wie in meiner Seele!“

„Durchlaucht phantasiren schon!“ flüsterte der Leibarzt bedenklich.

Ein Diener wollte dem Befehle des Kranken nachkommen und die Lichter wieder entfernen; auf einen Wink seiner Herrin zog er sich furchtsam zurück.

„Das Krankenzimmer eines Fürsten muß erleuchtet sein,“ sagte die alte Durchlaucht. Dann wandte sie sich zum Leibarzte und fragte in langsamem, gedehntem Tone, mit dem sie ihre Herablassung bezeigen wollte: „Wie finden Sie den hohen Kranken?“

Dieser war bereits an das Bett herangetreten und wollte seinem durchlauchtigen Herrn den Puls fühlen; aber der Kranke stieß ihn heftig zurück.

„Hinweg, Gerippe! Ich brauche Deine Pillen nicht mehr, ich habe schon den Giftbecher getrunken, und nun ist's aus!“

„Ein hitziges Fieber,“ erklärte der Leibarzt und wandte sich rathlos zu der alten Durchlaucht. In die

dicke, kleine Frau kam dadurch Bewegung, selbst ihre Augen rissen sich jetzt von der Decke los und starrten unruhig auf den Kranken.

„Mein durchlauchtigster Sohn," sagte sie ängstlich und suchte ihrer harten, unbiegsamen Stimme den weichsten Ausdruck zu geben, „Du mußt den Leibarzt anhören, damit Dein kostbares Leben erhalten bleibt! Bedenke, was für uns Alle auf dem Spiele steht, wenn Du . . ." Sie vollendete nicht und fuhr mit dem weißen Spitzentuch an ihre Augen.

Der Kranke brach in ein wildes Gelächter aus, seine Augen begannen zu rollen und in steigender fieberhafter Heftigkeit stieß er heraus: „Ha, ha, ich hab' Alles, Alles, mein ganzes Lebensglück dem dummen Popanz geopfert, und nicht wahr, nun dürft' ich nicht einmal sterben, wenn es Euch nicht gefällt!"

„Bernhard!" rief die Fürstin, und das Mutterherz brach durch die starre Rinde, die Hofzwang und Fürstendünkel um sie gelegt. Sie ergriff die kalten Hände des Sohnes und fuhr in sichtlicher Erregung fort: „Du bist krank, recht krank, aber Du wirst wieder gesund werden, höre nur auf die Bitten Deiner Mutter und laß den Leibarzt vor Dich kommen!"

Mit unverhehltem Groll ruhten die Augen des Fürsten auf seiner Mutter. „Du hast mich am meisten

gehetzt," sprach sein Blick, aber sein Mund schwieg. Ein Fieberfrost schien ihn wieder zu schütteln, und von heftigen Schmerzen gepeinigt wälzte er sich auf seinem Lager und schloß die Augen.

„Die tiefste Ruhe würde dem Kranken am wohlsten thun," bemerkte Heinrich, und gab dadurch nicht undeutlich zu verstehen, daß er die längere Anwesenheit der Angekommenen für überflüssig hielt.

Jetzt erst schien die Fürstin den Oberförster zu bemerken; ihr Gesicht nahm wieder den gewohnten, hochmüthigen Ausdruck an und sie ließ sich mit scharfer Stimme vernehmen: „Ich begreife nicht, warum der hohe Kranke nicht augenblicklich in's Schloß zurückgebracht worden; es ist das eine unverantwortliche Nachläßigkeit!"

Ein strafender, schräg gehaltener Blick aus den kleinen Augen traf den Oberförster. Wenn die alte Durchlaucht erwartet hatte, daß ihr zürnender Fürstenblick auf den Mann des Waldes eine vernichtende Wirkung ausüben würde, so hatte sie sich sehr getäuscht. Heinrich von Suckow blieb ungebeugt stehen und erwiderte mit großer Festigkeit: „Der Fürst bat ausdrücklich um den einzigen Freundschaftsdienst, ihn hier zu lassen, und dann hielt ich auch eine Uebersiedelung des Kranken nach dem Schlosse für gefährlich."

„Fürsten, mein Lieber, bitten nicht ihre Unterthanen, sie befehlen ihnen!" bemerkte die alte Durchlaucht und rümpfte verächtlich die Nase.

Der Oberförster hielt es für überflüssig, etwas zu erwidern, drehte ihr den Rücken und schwieg.

„Hier in diesem Schmutzwinkel kann mein durchlauchtiger Sohn nicht bleiben," wandte sich die Fürstin in ihrer rücksichtslosen Weise zum Leibarzte, „er muß unter allen Umständen in's Schloß gebracht werden."

„Ich fürchte, daß der hohe Kranke ...," bemerkte der Leibarzt achselzuckend.

„Und ich befehle es!" unterbrach ihn die Fürstin heftig.

„Mein durchlauchtiger Herr hat ausdrücklich angeordnet, daß man ihn hier lassen solle," erklärte Heinrich und trat der Fürstin mit fester, stolzer Haltung entgegen.

Die alte Durchlaucht warf vergeblich den Kopf in den Nacken, sie reichte dennoch dem stattlichen Oberförster nur bis zum untersten Westenknopfe, und schrie an ihm hinauf: „Welche Unverschämtheit!" — Dann trat sie einige Schritte zurück, um aus dem Bereiche dieser niederdrückenden Größe zu kommen, und sich noch mehr in die Brust werfend, fuhr sie mit einer plumpen Handbewegung fort: „Herr Medicinalrath, treffen Sie sofort Anstalten zur Uebersiedlung des Fürsten nach dem

Schlosse!" — Sie behielt noch lange diese gebieterische Stellung, weil sie sich darin gefiel und überzeugt war, jetzt eine förmlich königliche Haltung zu zeigen.

„Wir müssen dann den hohen Kranken im Bett bis an den Wagen zu bringen suchen," erklärte der Leibarzt und gab den herbeieilenden Leuten seine Anweisung.

Kaum waren die fürstlichen Diener aber an das Bett des Kranken herangetreten, da erwachte dieser aus seinem Halbschlummer. Er richtete sich jetzt völlig auf, seine Augen glühten und rollten unruhig in ihren Höhlen, die Brust rang vergeblich nach Athem; endlich stieß er einen wilden Schrei aus, erhob drohend die Fäuste, und die Lakaien prallten erschrocken zurück.

„Heinrich," keuchte er hervor, „rette mich vor diesen Nattern, sie ringeln sich um meine Arme und wollen mich wieder zurückschleppen in's alte Elend! Jage sie fort, schlage sie todt!" fuhr er in seinen heftigen Phantasieen fort. „Sie haben mir das Blut ausgesogen, nun ist mein Herz leer und sehnt sich nach ewigem Frieden!"

„Mein theurer Sohn, Du kannst hier nicht genesen," bat die alte Fürsten mit gedämpfter Stimme; „gestatte nur, daß wir Dich in das Schloß Deiner Väter zurückführen!"

„Ah, Du bist auch noch dort!" rief der Kranke und blickte seine Mutter starr und halb geistesabwesend an.

„Aber ich geh', und nun fällt Euer kleines Kartenhaus zusammen; sie alle werden fallen, und dann wird Niemand mehr geplagt werden mit Regentensorgen und Fürstenglück! Ha, wie ist das schaurig!" — Fieberfrost schüttelte seinen Körper. Erschöpft sank er in die Kissen zurück, das Gesicht wurde bleich, kalter Schweiß perlte auf seiner Stirn, der Athem entrang sich schwer und mühsam seiner Brust.

„Heinrich, verlasse mich nicht!" flüsterte er und versuchte, nach dem Freunde die Hand auszustrecken.

Zärtlich beugte sich der Oberförster zu ihm herab, ein paar heiße Thränen rollten über seine gebräunten Wangen.

„Emma, ich komme!" hauchte der Kranke noch mit ersterbender Lippe. „Heinrich, leb' wohl — weine nicht — ich bin endlich frei!"

Noch ein Seufzer entrang sich seiner Brust, der Athem wurde immer schwächer, ein mattes Lächeln glitt über sein Antlitz, und dann stand das müde Herz des unglücklichen Fürsten für immer still...

Drittes Kapitel.

Der plötzliche Tod des Fürsten wirkte auf die Bewohner des kleinen Ländchens wie ein vernichtender Donnerschlag. Zwar hatte die jetzt heimgegangene Durchlaucht sich wenig um das Wohl ihrer Unterthanen gekümmert und war allen vom Zeitgeiste gebotenen Neuerungen abhold gewesen, aber der an Beschränktheit gränzende bescheidene Sinn des Kleinstaatlers stellt auch an seine Fürsten keine großen Ansprüche. Wenn nur der kleine Hof einigen Aufwand macht, bei Verleihung von Titeln und Aemtern nicht allzu willkürlich verfährt und die Steuern nicht erhöht, dann fühlen sich die Bewohner eines solchen Ländchens außerordentlich wohl und preisen ihr Geschick, das ihnen einen höchst weisen, väterlich gesinnten Landesfürsten gewährt.

Bernhard hatte freilich dem Ideale eines solchen Regenten wenig entsprochen. Waren auch unter seiner Herrschaft nicht gerade die Steuern erhöht worden, so hatte der jetzt entschlafene Fürst doch allzu sehr am Alten gehangen und Neuerungen, die selbst seine langsam fortschreitenden Unterthanen für wünschenswerth, sogar für nothwendig hielten, von der Hand gewiesen; dann hatte er sich stets so frostig und unzugänglich gezeigt, für Niemanden ein Lächeln, für Keinen ein freundliches

Wort gehabt. Den Beamten war es unter seiner Regierung möglich gewesen, sich die größten Willkürlichkeiten zu erlauben und den Bürger- und Bauernstand mit dem unbeholfenen Dünkel einer sich aufblähenden Schreiberkaste zu plagen und zu drücken; die Unterthanen eines kleinen Ländchens lassen sich jedoch willig in jede Form kneten und ertragen mit demselben trägen, widerstandslosen Gleichmuthe heute den Druck eines Tyrannen und morgen die Wohlthaten eines milden Regenten. Diese guten Leute haben nur eine Stelle, wo sie sterblich sind, wenn ihnen plötzlich das finstere Schicksal droht, ihre ängstlich gehütete Selbständigkeit zu verlieren. Dann wird auch der Gleichgültigste aus seinem Dämmerleben aufgerüttelt und fühlt, daß die Fäden zerreißen, in die er sich behaglich eingesponnen. Je unbedeutender das Ländchen ist, desto mehr gleicht das kleine Staatsleben einer Wanduhr, an der die herrschende Dynastie die Gewichte bilden; sie sind oft eine sehr bedenkliche Last, und doch, wenn sie herunter fallen, steht das ganze Uhrwerk, wenigstens auf Augenblicke, still.

Auch die Bewohner des kleinen Fürstenthums geriethen in eine entsetzliche Verwirrung durch das unerwartete Hinscheiden ihres Landesherrn. Alles war damit in Frage und, was noch schlimmer war, vor eine Entscheidung gestellt. Es galt, rasch Partei zu ergreifen.

sich entweder der neuen Gnadensonne zuzuwenden und den Herzog Leopold als künftigen Landesherrn schon jetzt um Ertheilung von Titeln und Aemtern anzuflehen, oder auf die in Hoffnung lebende Fürstenwittwe die eigenen Hoffnungen zu setzen und diese mit Versicherungen wandelloser Ergebenheit zu gewinnen. Schenkte Adelheid dem Ländchen einen Prinzen, dann hatten sich diejenigen bloßgestellt, die zu zeitig um die Gunst Leopold's gebuhlt, und sie konnten der künftigen Ungnade des Fürstensohnes sicher sein; täuschte aber die junge Wittwe die Hoffnungen des Landes, dann waren die ersteren im Vortheil und hatten bereits alle Strahlen der neuen Sonne aufgesogen.

Die schlauesten, unruhigsten Köpfe suchten sich aus dieser Verlegenheit dadurch zu ziehen, daß sie sich vornahmen, an beiden Höfen zugleich ihre unterthänigste Ergebenheit an den Tag zu legen, während die Vorsichtigen erst die Entscheidung abwarten wollten. An Viele trat jedoch die eiserne Nothwendigkeit heran, schon jetzt ihre Wahl zu treffen. Zu diesen Unglücklichen gehörte auch das Haupt der Hof- und Stadtkirche, Se. Ehrwürden der Superintendent Raschel. Er war der Seelsorger der alten Durchlaucht; sie hatte ihn schon am anderen Morgen nach dem Hinscheiden Bernhard's zu sich befohlen, sich von ihm trösten lassen und ihn dann beauftragt, eine ergreifende Rede am Sarge ihres

durchlauchtigen Sohnes zu halten, um den getreuen Unterthanen die Größe ihres unersetzlichen Verlustes recht anschaulich zu machen und ihnen die wandellose Treue und Anhänglichkeit an das alte Herrscherhaus in überwältigender Weise an's Herz zu legen.

Die alte Fürstin war nicht wenig erfreut, als sie sah, welch gewaltigen, fast vernichtenden Eindruck das furchtbare Ereigniß auf den frommen Mann hervorbrachte.

Hatte der Superintendent die Todesnachricht mit tiefer Zerknirschung aufgenommen, so wirkte dieser Auftrag vollends zerschmetternd. Es war ihm gelungen, den ohnehin beschränkten Geist der Fürstin-Mutter in eine streng pietistische Richtung zu drängen; er hatte bei der alten, frömmelnden Durchlaucht regelmäßige Betstunden eingeführt, über sie allmählich und damit am ganzen Hofe einen großen Einfluß gewonnen; nun sank sein mühselig aufgerichtetes Gebäude vielleicht schon in wenigen Wochen in Trümmer. Wenn er eine solche Predigt hielt und Herzog Leopold kam dennoch an's Regiment, dann hatte er sich beim neuen Regenten unmöglich gemacht. O, warum mußte der Himmel den hohen Herrn gerade jetzt abrufen, wo nichts entschieden war und ein unbesonnener Schritt ihn allen Einfluß am Hofe, am Ende sogar seine Stelle kosten konnte! — Kalte Schweißtropfen perlten auf der kahlen

Stirn des Geistlichen und sein wohlgenährtes Gesicht legte sich in die bedenklichsten Falten. Zerstreut und mit unsicherer Stimme sagte er heute seine Gebete her, und obwohl die alte Durchlaucht ihren Seelsorger mit ungewöhnlicher Herablassung entließ, machte diese fürstliche Gunst auf den ehrwürdigen Mann dieses Mal nur einen schwachen Eindruck. Was gilt für den echten Höfling das letzte Lächeln eines untergehenden Gestirns!

Zerknirschter und nachdenklicher, als je, schritt der Superintendent den Schloßberg hinab und seiner Wohnung zu. Der Kammerherr von Klinge, der seit dem Hinscheiden seines Fürsten wie ein Irrlicht herumschweifte, traf Se. Ehrwürden auf der Straße und rüttelte ihn aus seinem Hinbrüten auf.

Herr von Klinge drückte dem Superintendenten inbrünstig die Hand und sagte: „Wie freue ich mich, daß Ew. Ehrwürden Ihre Anhänglichkeit an unser angestammtes Fürstenhaus so ungescheut an den Tag legen! Sie allein begreifen unseren Schmerz, wir haben den weisesten Monarchen verloren, den je die Erde gesehen. O, wenn ich an die letzte Audienz denke: ich sage Ihnen, goldene Worte sprach der Fürst in seiner Erbweisheit!"

Herr von Klinge fuhr mit dem weißen Taschentuche über die großen, hervorstehenden Augen und flatterte davon. Der Superintendent blickte ihm erschrocken nach.

„Ich darf nicht einmal ein trauriges Gesicht machen," murmelte er vor sich hin, „das kann mir beim künftigen Fürsten die Stelle kosten; ich bin ein verlassener Mann!"

Mit einem Seufzer schlug er jetzt ein Seitengäßchen ein, um auf Nebenwegen so rasch und unbemerkt als möglich in seine Wohnung zu kommen. Seine Frau blickte erschrocken in das bestürzte Antlitz ihres Eheherrn, aber an die tiefste Unterthänigkeit gewöhnt, wagte sie keine Frage.

„Der Bürgermeister ist schon zweimal hier gewesen," sagte die blasse Frau schüchtern und mit leiser, brustkranker Stimme; „er läßt Dich bitten, ihn recht bald zu besuchen."

„Warum sagst Du mir das nicht sogleich?" entgegnete der Superintendent heftig und warf seiner Frau einen zornigen Blick zu, die leise, wie ein Schatten, aus dem Zimmer verschwand.

„Was ist das für ein Unglück, eine dumme Frau zu haben!" murmelte Se. Ehrwürden ärgerlich vor sich hin und durchschritt in großer Aufregung seine Wohnstube. „Man kann nichts mit einem solchen Geschöpfe berathen und muß sich immer auf sich selber verlassen!"

Jetzt erst gewahrte der Superintendent, daß ihm seine gute Frau bereits auf einem Seitentischchen ein treffliches Frühstück aufgetragen, und sein Gesicht erhellte

sich ein wenig. Er setzte sich an den Tisch, langte hastig nach den Speisen, trank dazu ein Glas Wein, und sein volles Antlitz glänzte vor Behagen. Alle Sorgen um die Zukunft spülte schon das zweite Glas hinweg; da öffnete sich die Thür, und die rauhe Wirklichkeit zog ihn wieder aus seinem Speisehimmel zurück.

Ein seltsames Paar erschien auf der Schwelle. Am Arme eines unförmlich dicken, mittelgroßen Mannes hing eine lange, spindeldürre Frau, und während der ziemlich bejahrte Herr nur mühsam von der Stelle rückte, schien die Frau sich gern auf Windesflügeln fortbewegen zu wollen. Der Mann stand jetzt wie ein dicker, unbeholfener Leuchtthurm unbeweglich im Zimmer, während die Frau wie eine schlanke Fregatte sich lustig um ihn herumdrehte, und die vielen Bänder, welche sie umflatterten, erinnerten unwillkürlich an ein völlig aufgetakeltes Schiff. Von dem großen Hute, in dem das kleine, magere Gesicht wie in einem Mastkorbe steckte, wehte die mächtige Flagge in Gestalt eines langen, gelben Bandes. Am Busen flatterte ebenfalls eine gewaltige gelbe Schleife, und selbst um die langen, kläglich aufgelösten falschen Schmachtlocken ringelten einige gelbseidene Bänder.

Der Superintendent fühlte sich durch diese Störung sehr unangenehm berührt; er legte sein durch das Essen angeheitertes Gesicht wieder in ernste Falten und

streckte den Gästen zum Willkommgruß beide Hände entgegen.

„Wie habe ich bedauert, daß Sie mich nicht heimisch getroffen, meine lieben Freunde! Aber unsere durchlauchtige Herrin, Fürstin Karoline, ließ mich schon am frühen Morgen zu sich entbieten, damit ich ihr in ihrer großen Betrübniß geistlichen Beistand leisten sollte. Ich habe sie nach Möglichkeit getröstet. Ach, es ist für uns Alle ein fürchterlicher Schlag und ich stehe noch immer rathlos — doch setzen Sie sich nur, meine Verehrten!"

Ohne Weiteres nahm der dicke Herr in einem Lehnsessel Platz, der, von der ungewohnten Last unsanft berührt, in allen Fugen knackte, so daß Ehrwürden nicht umhin konnte, einen besorgten Blick auf seinen Stuhl zu werfen. Die Frau dagegen blieb noch immer stehen; vergeblich hatte sie in ihrem Mittheilungseifer die lange Rede des Superintendenten zu unterbrechen gesucht. Jetzt endlich machte er eine Pause, und nun suchte sich der mühsam zurückgehaltene Redestrom mächtig Bahn.

„Auf den Schultern meines armen Mannes ruht ja die schwerste Verantwortung." — Sie blickte mitleidig auf ihren wohlbeleibten Gemahl, der so ruhig dort saß und dessen breite Schultern jeder Last zu spotten schienen. — „Als Bürgermeister muß er mit zuerst eine Entscheidung treffen," fuhr die Frau hastig fort, noch ehe sich die redegewandten Lippen des Geist-

lichen zu einer Entgegnung öffnen konnten. „Lieber Gottlieb, habe ich ihm gesagt, Du kannst die kommenden Ereignisse nicht abwarten, Du mußt Dich aus Deinem gewohnten Phlegma aufrütteln, sonst sind wir Alle verloren. Habe ich das nicht gesagt?“

Der Bürgermeister nickte nur mit dem Kopfe.

„Aber ich beschwöre Sie —“ schaltete der Superintendent mühsam ein.

„Still, lieber Freund, ich weiß schon, was Sie sagen wollen,“ unterbrach ihn die schwatzhafte Frau und focht mit ihren langen Armen lebhaft in der Luft umher; „ich weiß Alles. Sie wollen mir aus einander setzen, daß wir zwischen Thür und Angel stehen; aber jetzt endlich wird sich zeigen, daß wir Frauen mehr wissen, als ihr Männer, daß wir unentbehrlich sind. Hat nicht Ihre Frau wieder ein Mädchen bekommen, und hab' ich das nicht vorausgesagt?“ fuhr die würdige Gattin des Oberhauptes der Stadt triumphirend fort. „Unterbrechen Sie mich nicht, ich weiß schon, was Sie sagen wollen; Sie denken: was hat Ihr Töchterchen mit dieser Geschichte zu thun?“

Der Superintendent nickte zustimmend mit dem Kopfe, da er fühlte, daß es ihm unmöglich war, seiner redseligen Freundin gegenüber noch einmal zu Worte zu kommen. Ihm war es stets als müsse er in ihrem Redefluß ertrinken.

„Nun, habe ich nicht stets in solchen Dingen Recht gehabt?" fragte die Bürgermeisterin hastig und stemmte die Arme in die Seiten. „Noch vor vier Wochen sagte ich der fürstlichen Kreisgerichts=Salariencassen=Controleurin, sie würde einen Jungen bekommen, und richtig hat ihr auch der Storch einen kleinen Controleur in's Haus getragen. Ich treff' das immer auf den ersten Blick, und ich sage Ihnen, lieber Freund," fuhr die erregte Frau mit erhobener Stimme fort, „wir müssen uns sogleich auf die herzogliche Seite schlagen, denn unsere durchlauchtige junge Fürstin wird wieder ein Mädchen bekommen."

Einen Augenblick starrte der Superintendent die sonderbare Prophetin unsicher und sprachlos an; er hatte oft über diese Vorherverkündigungen gelächelt, ging aber jetzt die Reihe derselben durch und fand, daß die Bürgermeisterin in der Regel das Rechte getroffen. Da winkte ihm plötzlich die Rettung aus peinlichster Verlegenheit.

„Wenn Ihre wunderbare Sehergabe Sie auch dieses Mal nicht täuschte, dann wären wir freilich —"

„Aller Sorge enthoben," unterbrach ihn die zungengewandte Frau. „Verlassen Sie sich darauf, ich täusche mich niemals, die junge Durchlaucht bekommt wieder ein Töchterchen, und wir gehen damit an die Seitenlinie über. Es ist freilich sehr schmerzlich; aber ich habe

die Fürstin genau beobachtet, sie schenkt uns nur eine Prinzessin."

Noch schwankte der Superintendent, ob er seiner Freundin völligen Glauben schenken sollte, und diese, davon verletzt, fragte mit ihrer jetzt sehr scharf klingenden Stimme:

„Können Sie mir nachweisen, daß ich jemals fehlgetroffen? Ich will kein Wort mehr reden und für immer stumm bleiben, wenn nicht die Fürstin eine Prinzessin bekommt!"

Ein solch gewaltiger Schwur machte auf den fürstlichen Seelsorger den tiefsten Eindruck. „Aber welche Anzeichen, welche Merkmale haben Sie dafür?" fragte er, noch ein wenig zweifelmüthig.

„Lehren Sie nicht auch: glaubet und Ihr werdet selig werden?" entgegnete die Bürgermeisterin spitz. „Machen Sie, was Sie wollen, aber wir werden uns schon jetzt ehrfurchtsvoll dem Throne des künftigen Landesfürsten nahen, nicht wahr, lieber Gottlieb?"

Ihr Gatte nickte wieder zustimmend mit dem Haupte.

Durch die große Sicherheit der Bürgermeisterin fühlte sich der Geistliche endlich überwunden. Er drückte herzlich der Freundin die Hand und sagte hoch aufathmend: „Ich will Ihrer oft bewährten Weissagungsgabe vertrauen, obgleich jetzt dabei unser Lebensglück auf dem Spiele steht; nur bitte ich Sie dringend,

theilen Sie Niemandem weiter Ihre Prophezeiung mit, sonst drängen sich Alle an den Herzog!"

„Wo denken Sie hin?" erwiderte die Bürgermeisterin eifrig. „Ihnen, als unserem besten Freunde, konnte ich mein Geheimniß schon anvertrauen; doch nun bleibt es verschlossen in meinem Herzen, wie in einer Gruft. Nicht wahr, mein Mann kann froh sein, daß er eine solch' erfahrene Frau hat?" fragte sie selbstgefällig.

„Sie sind die Pythia unserer Stadt, zu der jeder Rathlose mit Freuden flüchtet!"

„Hörst Du, lieber Gottlieb, was ich bin?" wandte sich die eitle Frau an ihren Mann, und in gehobener Stimmung segelte sie an dem Arme des schwerfälligen Bürgermeisters hinaus.

Superintendent Raschel blickte eine Weile nachdenklich vor sich hin, schlürfte noch ein Glas Wein, und dann war sein Entschluß gefaßt. Er rief nach seiner Frau, klagte über heftige Kopfschmerzen, daß ihn der Verlust des theuren Landesherrn zu tief erschüttert habe, und legte sich bald darauf zu Bette. Die gutmüthige, stille Frau, emsig besorgt, ihren kranken Gemahl zu pflegen, kochte Thee und wandte allerhand Hausmittel an, und als nichts bei dem Kranken anschlagen wollte und sich sein Zustand sichtlich verschlimmerte, eilte sie selbst zum Arzte und rief dessen schleunige Hülfe herbei.

Der Arzt fand die Krankheit recht bedenklich, sprach von tiefer Erschütterung des Nervensystems, verschrieb eine Arznei und empfahl die sorgfältigste Schonung. Bald durchlief die Kunde das kleine Städtchen, daß der Schmerz über den plötzlichen Tod des Fürsten den Superintendenten auf's Krankenlager geworfen. Obwohl Se. Ehrwürden vor Schwäche kaum zu sprechen vermochte, ließ er doch seinen jungen Amtsbruder, den Candidaten Milbe zu sich bitten, um ihm den Auftrag zu ertheilen, an seiner Stelle die Leichenrede zu halten.

„Zu meinem tiefsten Schmerze bin ich daran verhindert," schloß der Superintendent seinen mühsam gehaltenen Vortrag, „aber es tröstet mich, daß ich mein Ehrenamt in solch' würdige Hände legen kann; Sie werden unserem hochseligen Landesfürsten in Ihrer Leichenrede ein bleibenderes Denkmal setzen, als eins aus Stein und Erz geformt."

Candidat Milbe konnte noch nicht dreißig Jahre zählen, aber das gelbe, eingetrocknete Gesicht schien einem Greise zu gehören. Die ganze Gestalt war christliche Demuth, ein einziger frommer Seufzer. Seine langen, aschfarbenen Haare waren sorgfältig hinter die großen Ohren gekämmt, und in den grauen, ausdrucklosen Augen spiegelte sich eine ewige Zerknirschung. Schon der Gang des Candidaten war so schüchtern und gebrochen, als fühle er jeden Augenblick,

daß er nicht länger würdig sei, diese schöne Erde zu betreten. Selbst seine Seele schien auf den Zehen zu schleichen.

Raschel war mit seinem geistlichen Gehülfen außerordentlich zufrieden; noch niemals hatte er einen Candidaten gehabt, der sich so willig unterordnete, als der junge Milbe. Er suchte nicht besser zu predigen, nicht frömmer und auch nicht freisinniger zu erscheinen, als Se. Ehrwürden, er wandelte so getreulich und geräuschlos in den Fußstapfen Sr. Ehrwürden, daß Niemand seinen eigenen Weg gewahr wurde. — Mit frommer Demuth, ohne das geringste Zeichen freudiger Aufregung nahm der Candidat den Auftrag an. „Ich fürchte nur, daß ich mit der weisen Regierung unseres durchlauchtigen Herrn zu wenig vertraut, da ich erst kurze Zeit im Amte bin," warf Milbe zaghaft ein."

„Um so besser," wollte schon der Superintendent sarkastisch entgegnen, besann sich aber und flüsterte: „Er war ein Alexander im Frieden, damit ist Alles gesagt."

In dem gelben, nichtssagenden Gesichte des Candidaten versuchte sich ein beifälliges Lächeln zu zeigen, und er erwiderte mit allen Zeichen der Bewunderung: „Dieses geistreiche Wort gibt mir einen besseren Anhalt, als ganze Folianten!"

„Er ist der Letzte seines Stammes, wir können deshalb ihn nicht hoch genug preisen," setzte der Superintendent geschmeichelt hinzu und entließ seinen jungen

Amtsbruder mit einem wohlwollenden, fast zärtlichen Blicke. Eben so demüthig, wie er gekommen, empfahl sich der Candidat.

Kaum war Milbe in der Thür verschwunden, rieb sich der Superintendent vergnügt die Hände und sagte mit selbstgefälligem Lächeln: „Das arme Schaf geht ruhig in die Falle; er mag sich immer den Mund verbrennen!“ — Und als jetzt seine Frau wieder herein trat, klagte er, daß ihn die Unterredung mit Milbe zu sehr erschöpft und er jetzt schlafen wolle; man möge ihn deshalb nicht stören. Die Frau glitt alsbald leise hinaus, und jetzt sprang der Superintendent aus dem Bette, verschloß das Zimmer und schrieb in größter Hast einen Brief, in dem er sich dem künftigen Landesherrn demüthigst zu Füßen warf.

Candidat Milbe schritt langsam seinem Junggesellenstübchen zu, überall nach rechts und links demüthig grüßend. Erst in seiner kleinen, ungemüthlich aussehenden Stube wagte er, die gebeugte Haltung abzulegen; er zündete sich rasch eine Cigarre an, durchschritt in großer Aufregung das Zimmer und murmelte mit hämischem Lachen vor sich hin: „Der alte Fuchs ahnt nicht, daß ich ihn durchschaue; er stellt sich krank, weil er es nicht mit Leopold verderben und deshalb die Predigt nicht halten will. Und um mich beim künftigen Landesherrn völlig unmöglich zu machen, soll ich

den alten durchlauchtigen Sauertopf als einen Alexander herausstreichen!" — Milbe stieß ein kurzes, trockenes Lachen aus und blies den Rauch seiner Cigarre in gewaltigen Ringen vor sich hin. — „Aber warum sollt' ich's nicht wagen?" fuhr er nach einigem Nachdenken fort. „Er besetzt die Nummer, ich jene, wir wollen sehen, wer das meiste Glück hat; die Unterstützung Leopold's kann mir ohnehin nicht verloren gehen." — Und Candidat Milbe war entschlossen, um die Gunst des Fürstenhauses durch die glänzendste Grabrede zu buhlen.

War die Bestürzung und Unruhe der Stadtbewohner eine gewaltige, so mußte sie auf dem Schlosse den höchsten Grad erreichen. Hier drohte ja Alles zusammenzubrechen, und wie die Zuckungen eines Erdbebens überall Schrecken und Entsetzen verbreiten, so brachte das Schwanken des kleinen Thrones die größte Verwirrung hervor. Einzelne, denen der Boden unter den Füßen zu wanken schien, dachten bereits an Flucht und wollten sich schon jetzt unter das schützende Dach des künftigen Herrschers retten; Anderen versagten die Füße den Dienst, sie wagten nicht, die bedrohte Stelle aufzugeben, und schauten dennoch mit dem Blicke des geängstigten Vogels in die Schlangenaugen der Zukunft.

Jeder beobachtete argwöhnisch die Schritte des Anderen, um bei günstiger Gelegenheit mit allerlei Verleumdungen hervortreten zu können. Blieb die herr-

schende Linie am Ruder, dann waren alle diejenigen blosgestellt, die mit dem neuen Herrscher zu liebäugeln versucht; fiel dem Herzog Leopold wirklich das Fürstenthum anheim, dann wurden sicher die treuen Anhänger Adelheid's aus dem warmen Neste getrieben. Selbst der geschmeidigste Höfling gerieth durch diese unsicheren, haltlosen Zustände in die entsetzlichste Verlegenheit.

Noch in derselben Nacht war die Leiche des Fürsten in das Schloß gebracht worden. Man hatte erst am anderen Morgen der jungen Wittwe das Hinscheiden ihres Gemahls mitgetheilt, und auf die Anordnung der alten Durchlaucht durfte sie nicht einmal sich dem Todten nähern. Es schmerzte Adelheid tief, daß man ihr die plötzliche Erkrankung ihres Gemahls nicht mitgetheilt, und wieder waren es die alten Gründe, die sie fast zur Verzweiflung trieben; sie sollte ängstlich vor jeder Aufregung geschützt werden, und man fragte wenig danach, daß gerade dieses lästige Behüten und Einschnüren jeder freien Willensäußerung die lebensfrische junge Frau in eine fortwährende Aufregung versetzte.

Schon am anderen Morgen sollte das Testament eröffnet werden, und in dem alten, verräucherten Gerichtssaale waren bereits die Nächstbetheiligten versammelt, um in gespannter Erwartung auf den letzten Willen des heimgegangenen Fürsten zu lauschen.

Mehrere hochgestellte Beamte und die Angesehensten des Landes waren befohlen worden, dem feierlichen Acte der Testamentseröffnung beizuwohnen. Die alte Durchlaucht befand sich schon in tiefer Trauer und legte eine noch tiefere Rührung, aber auch eine ungewöhnliche Herablassung an den Tag.

In der Mitte des kleinen Saales stand ein prächtig ausgeschmückter Lehnsessel; sie nahm jedoch auf demselben nicht Platz, schritt vielmehr mit sichtlicher Anstrengung von einem der Herren zum anderen und nahm huldvoll die reichlich quellenden Beileids- und Ergebenheitsversicherungen entgegen. Ihre kleinen Augen sahen sehr verweint aus, jetzt aber hielt sie nur von Zeit zu Zeit das Tuch an die Augen, ohne eine Thräne zu vergießen. Selbst der Schmerz war nicht im Stande gewesen, dieses Antlitz zu verschönen und den Dünkel zu verwischen, der sich in ihren groben Zügen ausprägte. Zuerst wandte sie sich an einen jungen, breitschulterigen Mann, der nicht viel größer war, als sie selbst, und dessen ganze Haltung den echten Landjunker verrieth. Er stand mit gespreizten Beinen da, strich sich fortwährend den strohgelben Bart und zuckte unruhig mit dem rechten Arme hin und her. Es fehlte ihm die gewohnte Reitpeitsche, die er sonst unablässig schwang. Als die Durchlaucht sich ihm näherte, versuchte der junge Mann sich tief zu beugen, und

sein braunes Gesicht färbte sich dunkler über dieser Anstrengung, vielleicht auch vor Freude.

„Lieber Graf, was sagen Sie zu dem unerwarteten Schlage?“ begann sie und fuhr wieder mit dem Taschentuche an die Augen.

Graf Siebeneichen schwenkte verlegen seine Rechte; hätte er seine Reitpeitsche bei sich führen können, dann würde er schon eine passende Antwort herausgeklopft haben. Jetzt glotzte er mit seinen großen, wasserblauen Augen nur die alte Fürstin an und polterte endlich mit seiner rohen, bäuerischen Stimme heraus: „Durchlaucht, das ist nicht mit rechten Dingen zugegangen, daran ist kein Zweifel; ich hör' mit Entsetzen, unser allergnädigster Herr soll vergiftet worden sein.“

Das verhängnißvolle Wort war gefallen. Graf Siebeneichen hatte in seiner täppischen Weise einen Verdacht ausgesprochen, den man sich bereits am Hofe zuflüsterte.

Fürstin Caroline prallte erschrocken zurück; einen Augenblick starrte sie dem Grafen rathlos in die ruhig glotzenden Augen, dann aber fielen diese Funken des Verdachtes zündend in ihren beschränkten Kopf.

„Graf Siebeneichen!“ rief sie mit zitternder Stimme und tappte nach seinen derben Fäusten, als müsse sie der Graf vollends in dieser dunklen Sache zurecht führen. „Mein Gott, wenn Sie Recht haben sollten! Mein

durchlauchtiger Sohn starb so schnell, sprach sogar von einem Giftbecher den er getrunken und der Oberförster. . ." Sie vollendete nicht und nahm die Miene an, als suche sie allein das dunkle Geheimniß zu durchdringen.

Die Hofleute blickten bestürzt einander an; sie begriffen nicht, wie Jemand wagen konnte, an dieser Stelle einen solchen Verdacht zu äußern; das war nur ein Gegenstand vertraulichster Mittheilung. An Höfen öffnet man selbst das unbedeutendste Riechfläschchen voll Wahrheit, das dem hohen Herrn einen betäubenden Duft unter die Nase führen könnte, mit großer Vorsicht, und hier goß der edle Graf in unerschütterlicher Verwegenheit ein mächtiges Gefäß voll unsicherer Gerüchte vor seiner Herrin aus. Während die Hofleute sich vorsichtig zurückhielten, weil ihnen die leiseste Zustimmung gefährlich schien, legten die anderen beiden noch anwesenden Landjunker unverhohlen an den Tag, daß sie den Verdacht des Grafen völlig theilten.

Graf Siebeneichen, durch die aufmunternden Blicke seiner Freunde ermuthigt, fuhr jetzt mit schonungsloser Offenheit fort: „Unser allergnädigster Landesherr ist urplötzlich verstorben, daran ist kein Zweifel; der Oberförster soll ihm noch kurz vorher ein Glas Wein präsentirt haben, und dann hat er sich geweigert, die kranke Durchlaucht in's Schloß befördern zu lassen. Der

Mann muß schon deshalb als Majestätsbeleidiger angeklagt und streng bestraft werden; daran ist kein Zweifel."

Der edle Graf blickte sich mit stolzem Lächeln um; er war sich bewußt, noch niemals so schön und großartig gesprochen zu haben.

Auch die alte Durchlaucht war ganz entzückt über die herrlichen Worte des Grafen, die ihr plötzlich wieder die gestern eingeschluckten Unverschämtheiten des Oberförsters in's Gedächtniß riefen und ihr Gelegenheit gaben, den elenden Frevler gründlich zu züchtigen.

„Wie Recht haben Sie, lieber Graf Siebeneichen!" begann sie, und ihr Gesicht verzerrte sich vor Wuth und Schmerz. „Ich werde über diese dunkle Angelegenheit die strengste Untersuchung anstellen lassen, und dann wird schon das unerhörte Verbrechen an's Tageslicht kommen!"

Sie brach in ein wildes Schluchzen aus und achtete nun leider nicht darauf, daß ihr geschminktes Antlitz einen wahren Schmerzensausbruch nicht ertrug. Die Thränen gruben tiefe Furchen in das heute ungewöhnlich dick aufgelegte Weiß ihrer Wangen.

Die beiden anderen Landjunker durften sich nicht länger von ihrem Freunde in Schatten stellen lassen, und der erste derselben, Baron Krautheim, ein ehrliches Bulldoggengesicht, erhob seine quäkende Fistelstimme,

die mit seiner großen, herkulischen Gestalt im seltsamsten Gegensatze stand: Durchlaucht haben in ihrer Weisheit schon Alles durchschaut; hier liegt ein schauderhaftes Verbrechen vor, denn mit unserem allergnädigsten Herrn erlischt am Ende das erlauchte Haus und wir fallen der Seitenlinie anheim. Dieser plötzliche Tod wird dem Herzog Leopold sehr angenehm sein — nun, ich will damit nichts gesagt haben."

Baron Krautheim zeigte dabei ein schlaues Lächeln und war überzeugt, in diesem Augenblicke den gewandtesten Diplomaten übertroffen zu haben.

Die alte Durchlaucht ließ jetzt ihre kleinen, gerötheten Augen von Einem zum Anderen schweifen, als wolle sie die Versammelten zu weiteren Herzensergüssen ermuthigen; aber die Hofbeamten zwinkerten nur listig mit den Augen, als stimmten sie der kecken Verdachtsäußerung des Barons heimlich zu, während keiner die Lippen zu verziehen wagte. Nur der alte Hofmarschall von Wedell konnte nicht länger an sich halten; er war viel zu höflich, um nicht fremde Meinung rasch zu theilen, und in seiner mürrischen, verdrossenen Weise, die verrieth, daß er als echter Höfling sich auch die Manieren seines durchlauchtigen Herrn anzueignen gewußt, begann er nach einer tiefen Verbeugung und kurzem Räuspern: „Wenn wir alle Umstände in Betracht ziehen, dann liegt wohl die Vermuthung nahe,

daß der plötzliche Tod unseres erhabenen Herrn auf dunkle Quellen zurückzuführen, denen nachzuforschen unsere heiligste Aufgabe sein müßte."

„Meine Herren, ich weiß schon, was Sie sagen wollen, ich errathe Alles; aber noch sind wir nicht verloren!" entgegnete die alte Durchlaucht und warf sich in die Brust. Sie suchte sich mit ihrer kleinen, dicken Figur hoch aufzurichten und würde damit jedem Unbefangenen ein Lächeln abgelockt haben, während die vom Nimbus der Fürstenwürde geblendeten Augen der Versammelten mit Bewunderung auf ihr ruhten.

„Ist sie nicht eine Maria Theresia?" flüsterte der Oberkammerherr dem Hofmarschall zu, und dieser nickte zustimmend mit dem Kopfe.

Der alten Durchlaucht entging nicht, welch' mächtigen Eindruck ihre Worte auf die Versammlung machten, und sie fuhr pathetisch fort: „Ja, noch sind wir nicht verloren, noch kann der edle Stammbaum ein frisches Reis treiben, und wir setzen unsere Hoffnung auf die hinterlassene fürstliche Wittwe, die uns durch des Himmels Gnade vor dem völligen Erlöschen unseres erlauchten Hauses schützen wird!"

In diesem Augenblick erschien die junge Fürstin, gefolgt von zwei Hofdamen, im Saale, und die Anwesenden verbeugten sich tief. Auch Adelheid war bereits in Trauer; in dem schönen, blassen Antlitze

prägte sich weniger ein tiefer Schmerz, als eine große Ermüdung aus, und sichtlich erschöpft von den auf sie eingestürmten Beileidsäußerungen trat sie langsam in den Saal.

Die alte Durchlaucht hatte kaum ihre Schwiegertochter bemerkt, als sie, so schnell ihre kurzen Beine und ihre Fürstenwürde es zuließen, auf Adelheid zueilte, sie mit Eifer begrüßte und ihr wohlwollend den geschmückten Lehnsessel anbot. Ohne Zögern nahm die junge, ermattete Frau darauf Platz, und Fürstin Caroline war starr vor Entsetzen. Durch die bereits grau gewordene Schminke ihrer Wangen suchte sich eine Purpurröthe zu drängen und färbte das Gesicht förmlich violet, ihre dicken Lippen bebten vor Zorn und nur mit Mühe unterdrückte sie den lauten Ausbruch ihrer Wuth. Welche Unverschämtheit! grollte sie im Innern; sie hatte ja nur ihrer Schwiegertochter den Ehrensitz angeboten, weil sie überzeugt war, daß die sonst so bescheidene Frau ihn ausschlagen und ihr den Vorrang lassen würde.

Ein leises Gemurmel des Erstaunens ging durch den Saal; diensteifrige Kammerherren wollten einen zweiten Sessel neben Adelheid schieben, aber die alte Durchlaucht rief sogleich in gereiztem Tone: „Danke, meine Herren, ich finde schon Platz!“ — Und grollend

wie ein Kind zog sie sich in einen Winkel des Saales zurück.

Adelheid achtete wenig auf das ärgerliche Aufsehen, das ihre formlose Annahme des Ehrenplatzes erregt; sie saß mit halb geschlossenen Augen da, die Hände nachlässig in den Schooß gelegt, und schien die Außenwelt kaum noch zu beachten. Es fiel ihr nicht einmal auf, warum ihre Schwiegermutter nicht von vorn herein für zwei Lehnsessel gesorgt und neben ihr Platz genommen hatte.

Obwohl die alte Durchlaucht überzeugt war, daß sie durch geistige, ja, selbst durch körperliche Vorzüge alle Damen ihres Hofes überstrahlte, so konnte sie sich doch nicht verhehlen, daß sie für eine Fürstin ein wenig zu kurz war, und sie vermied deshalb ängstlich ein längeres Zusammensein mit ihrer Schwiegertochter, deren hohe, schlanke Gestalt sie weit überragte. Deshalb waren auch heute die für die beiden Frauen bestimmten Stühle nicht neben einander gestellt worden, und wenn auch die Fürstin Mutter die unerwartete Zurücksetzung ihrer Schwiegertochter sehr bitter empfand, fühlte sie sich doch glücklich, daß sie zu gleicher Zeit diese „Unverschämtheit" benutzt, um sich geschickt zurückzuziehen und nicht von dieser hohen Erscheinung verdunkeln zu lassen.

Das Testament wurde jetzt aus seinem Verschlusse

hervorgeholt, und mit demüthiger Geberde überreichte es der Gerichtsbeamte der jungen Fürstin, um sie prüfen zu lassen, ob die fünf Siegel noch unverletzt seien. Adelheid warf nur einen flüchtigen Blick auf die Siegel und nickte zustimmend mit dem Haupte, während die alte Durchlaucht, der hierauf das Testament vorgelegt wurde, es in die Hand nahm, nach allen Seiten prüfte und dann mit lauter, gewichtiger Stimme verkündete: „Die Siegel sind unverletzt!" — Den übrigen Anwesenden wurde das Testament nur aus der Ferne gezeigt, und sie erklärten ebenfalls dieselben für unbeschädigt.

Der Gerichtsbeamte warf noch einen ehrfurchtsvollen Blick auf das Papier, dann griff er zur Scheere und wollte eben die Siegel zerschneiden, da öffnete sich geräuschvoll die Thür und ein alter, kleiner Herr schob sich in den Saal; ihm folgte leise und vorsichtig ein hochgewachsener Mann in schwarzem Fracke mit einem Ordensstern auf der Brust. Es war zu Aller Ueberraschung Herzog Leopold selbst mit seinem Minister Grafen Holwitz. Während der erstere mit einer gewissen militärischen Sicherheit auftrat, als sei er bereits der Herr dieses Landes, verrieth das geschmeidige, nach allen Seiten hin verbindliche Auftreten seines Ministers den alten, gut geschulten Diplomaten.

Herzog Leopold mochte etwa 64 Jahre zählen, aber

aus einiger Entfernung sah er noch äußerst jugendlich aus und durch eine erkünstelte Lebhaftigkeit suchte er vollends sein Alter zu vertuschen. Auf dem kleinen, nach vorn spitz zulaufenden Kopfe saß eine tadellose schwarze Perrücke, und die blendend weißen Zähne, die sich bei jedem Lächeln zwischen den dünnen Lippen hervorstahlen, machten dem berühmtesten pariser Zahnkünstler alle Ehre. Während die alte Durchlaucht genöthigt war, „weiß" aufzutragen, schmückte die welken, abgelebten Wangen Leopold's das blühendste falsche Roth. Auf den langen, sorgfältig wattirten Beinen ruhte ein unförmlich kurzer Leib. Augenscheinlich hatte die Natur den hohen Herrn mit einem kleinen „Verdruß" ausgestattet, und um dieses einseitige „Zuviel" zu verbergen, ließ sich der Fürst auch die andere Schulter aufpolstern, so daß die Durchlaucht im Nothfalle höchstens einen etwas zu erhabenen Rücken zeigte; aber mit der ganzen Umsicht eines Buckligen suchte er stets so viel als möglich sich den Rücken zu decken. Nur die etwas schiefe Haltung des kleinen Kopfes, der nun einmal zu tief in den Schultern saß, verrieth das mit allem Aufwande geschickter Schneiderkunst versteckte Gebrechen.

Huldvoll und herablassend, als sei er bereits ihr künftiger Gebieter, grüßte Leopold die Hofleute, die sich schüchtern und unsicher vor ihm verbeugten. Jeder

fühlte, daß er von seinem Nebenmanne mißtrauisch beobachtet wurde und ein zu demüthiges Benehmen leicht als Abfall von der fürstlichen Sache ausgelegt werden konnte. Keiner der Herren wagte deshalb, sich Leopold zu nähern, und nur wer sich völlig unbemerkt glaubte, suchte wenigstens in seinen Blick eine ehrfurchtsvolle Huldigung zu legen.

Leopold schien die Zurückhaltung der fürstlichen Hofleute nicht zu beachten; er hatte für alle dasselbe freundliche Grinsen, hinter dem sich eben so viel Bosheit wie Hochmuth barg. Seine grauen, stechenden Augen hatten mit einem einzigen Blicke die Versammlung gemustert und dann die in ihrem Schmollwinkel sitzende Fürstin bemerkt. Hastig eilte er auf sie zu und mit einem fast komischen Eifer ergriff er ihre Hand, preßte sie an seine Lippen und begann sogleich: „O, meine liebe Cousine, welch unersetzlichen Verlust haben wir zu beklagen!" — Seine harte, schnarrende Stimme hatte die weichsten Töne angenommen, und dabei griff der Herzog nach dem Taschentuche und gab sich den Anschein, als müsse er aus seinen trockenen, boshaft funkelnden Augen ein paar Thränen entfernen.

Bei der unerwarteten, form- und rücksichtslosen Ankunft Leopold's hatte die alte Durchlaucht vor Wuth gezittert, sie sah sich plötzlich schon von allen Seiten verlassen und verrathen. Wie hätte er sonst die Stunde

der Testamentseröffnung erfahren und bis in diesen Saal dringen können? Denn daß seine plötzliche Ankunft kein bloßer Zufall war, daran durfte Niemand zweifeln. Fürstin Caroline legte sich zwar gegen ihre Untergebenen selten den geringsten Zwang auf, aber sie würde es sich selbst nie verziehen haben, wenn ihr in diesem Augenblicke die Maske der conventionellen Lüge vom Gesichte gefallen wäre. Mit lächelndem Munde, während ihre kleinen, runden Augen zornig auf dem Herzoge ruhten, entgegnete sie: „Hoheit haben als nächster Agnat unserem Hause stets so viel Freundschaft geschenkt, daß ich von Ihrer herzlichen Theilnahme überzeugt bin.“ — So lange die alte Durchlaucht saß, fiel ihre unförmliche Kleinheit nicht so sehr auf, wenigstens schien ihr Gegner nicht viel größer zu sein; jetzt, als sie sich erhob und vor Leopold einen altfränkischen, sarkastischen Knix machte, überragte sie plötzlich der alte Herzog um einen ganzen Kopf, und nun boten diese beiden bediademten Häupter ein wahrhaft ergötzliches Bild. Während Leopold mit seinen langen, mageren Beinen einem Storche ähnlich sah, der auf dünnen, gebrechlichen Stäben herumstolzirt, erinnerte die Wittwe an einen wohlgenährten Abkömmling jenes Vogels, der einst das Capitol gerettet.

Die Hofbeamten hatten keine Augen für diese scharfen, persönlichen Gegensätze, sie warfen sich trium=

phirende Blicke zu. „Welche Weisheit!“ flüsterte der Ober-Kammerherr wieder dem Hofmarschall in's Ohr. Nur Adelheid, die bei dem Erscheinen Leopold's aus ihrem Hinbrüten aufgeschreckt worden und sich ein wenig nach den hohen Sprechern umwandte, schüttelte unwillig ihr schönes Haupt. Ihrer offenen, ehrlichen Natur war diese Heuchelei, dieses fürstliche Komödienspiel im tiefsten Innersten zuwider. Das war also der Mann, für den sie die Erfüllung seiner sehnlichsten Wünsche oder ihre Vernichtung unter ihrem Herzen trug, und eine seltsame Bewegung durchzitterte ihren ganzen Körper.

Obwohl Leopold bereits an einiger Taubheit litt und zuweilen mehr mit den Augen als mit den Ohren hörte, verstand er dennoch jedes Wort der alten Durchlaucht, die ihre ohnehin schneidende Stimme noch mehr erhoben hatte; sein Gesicht nahm einen Ausdruck an, als habe er eine bittere Pille verschluckt, dann aber zeigte er wieder seine falschen Zähne und entgegnete mit fast unterwürfiger Freundlichkeit: „Bemerke eben, daß der letzte Wille meines hochseligen Vetters eröffnet wird; bitte, nicht stören lassen in dieser wichtigen Handlung, habe ohnehin als nächster Agnat einiges Interesse bei der Sache.“ — Die unruhigen Augen Leopold's schweiften wieder über den ganzen Saal. Plötzlich bemerkte er die junge Fürstin, und mit Kennerblicken

betrachtete er die schöne, anmuthige Frau. Noch ehe die alte Durchlaucht etwas erwidern konnte, fuhr Leopold hastig fort: „Durchlauchtige Schwiegertochter, nicht?“ — Und ohne eine Antwort abzuwarten, eilte er mit seinen langen, mageren Beinen, auf denen sich der kurze Oberkörper unsicher hin und her wiegte, auf den ihm bekannten Ober-Hofmeister zu und sagte kurz und gebieterisch: „Bitte, mich Durchlaucht vorzustellen!“

Der Ober-Hofmeister knickte bei der heftigen Anrede förmlich zusammen, er warf einen flehenden Blick auf die alte Durchlaucht, als wollte er sagen: „Du siehst, mir wird Gewalt angethan!“ — dann verbeugte er sich tief vor dem Herzoge und vollzog in ängstlicher, unsicherer Haltung den hohen Auftrag.

In jener veralteten Form, die den Hofmann einer längst abgestorbenen Zeit bekundete, brachte Leopold der jungen Fürstin seine Huldigungen dar.

Durch die jahrelange Feindschaft der beiden Linien war Herzog Leopold längst an dem kleinen Fürstenhofe zur Spukgestalt geworden, mit der man die Kinder zu Bette scheuchen konnte. Je näher die Gefahr rückte, einmal dem feindlichen Nachbar in die Krallen zu gerathen, je mehr schmückte die geschäftige Phantasie der fürstlichen Höflinge das Bild des Herzogs mit allen Eigenschaften eines Caligula und Nero aus.

Auch der jungen Fürstin war Leopold in den schwär-

zesten Farben geschildert worden, und nun stand vor ihr ein kleiner, hin und her wackelnder alter Herr, mit einer Menge körperlicher Gebrechen, und mühte sich ab, die gewinnendste Höflichkeit zu entfalten. Zwar hatte das förmlich abgetragene Gesicht Leopold's wenig Empfehlendes, aber seine ganze Erscheinung machte auf Adelheid mehr einen komischen als fürchterlichen Eindruck; die unruhige Bewegung ihres Herzens hörte auf; mit der ihr eigenen Harmlosigkeit entgegnete sie auf die überströmenden Artigkeiten Leopold's einige höfliche Worte und reichte ihm freundlich die Hand, die dieser mit einem beinahe schmachtenden Lächeln an seine Lippen zog. Der kleine, alte Herr warf zu der hohen, schönen Frau die bewunderndsten Blicke hinauf.

Länger vermochte die alte Durchlaucht ein solch undiplomatisches Benehmen ihrer Schwiegertochter nicht zu ertragen, und mit ihrer harten, schneidenden Stimme rief sie jetzt: „Herr Rath, beginnen Sie endlich mit der Eröffnung des Testaments!“

Der Beamte fuhr erschrocken zusammen, verbeugte sich, sah sich noch einmal blöde und schüchtern um und griff dann von Neuem zur Scheere. Die Siegel fielen, und der Gerichtsrath entrollte das verhängnißvolle Pergament. Eine Todtenstille herrschte im Saale, Aller Augen hingen jetzt an den Lippen des Vorlesers. Leopold öffnete den Mund und hielt von Zeit zu Zeit

verstohlen die Hand an das Ohr, um besser hören zu können, während er zugleich seinem Minister einen ermahnenden Blick zuwarf, sich ja kein Wort des Testamentes entgehen zu lassen. Graf Holwitz nickte zustimmend mit dem Kopfe, nahm aber eine sorglose, unbefangene Miene an, als höre er gar nicht auf das Testament, und zupfte ruhig an seinem rothen Ordensbändchen, während seinem feinen Ohr nicht das leiseste Wort entging.

Das Testament bestimmte, nach einer kurzen, trockenen Einleitung, zuerst die Begräbnißfeierlichkeit. „Ich will ohne alles fürstliche Schaugepränge beerdigt werden," verordnete der letzte Wille Bernhard's; „auch bestimme ich ausdrücklich, daß mein Leichnam nicht in der Familiengruft beigesetzt wird — ich habe diese finsteren Gewölbe stets gehaßt —, ich will auf dem Kirchhofe zu Bernhardsruh beerdigt sein, habe mir dort schon vor Jahren eine Gruft errichten lassen, und mein Oberförster von Suckow kann sie näher bezeichnen. Ich erwarte von meiner hinterlassenen Wittwe, daß sie diesen meinen letzten Willen streng und gewissenhaft ausführen läßt."

Eine solch' eigenthümliche Bestimmung hatte Niemand erwartet; die Hofleute schüttelten verwundert die Köpfe. Das ging weit über ihre Begriffe, und der Ober-Kammerherr wagte sogar, dem alten Hofmarschall

zuzuflüstern: „Mon cher, habe ich wirklich recht gehört? Selige Durchlaucht will nicht in die Erbgruft?"

Herr von Wedell gab keine Antwort, er stand wie versteinert da, und überall begegnete sein Blick einem starren, rathlosen Entsetzen.

Auch die Fürstin Caroline war über diese letzten Anordnungen ihres Sohnes ganz außer Fassung gerathen, sie rang verzweifelnd die Hände und rief in höchster Aufregung: „Ein Glied unseres erlauchten, alten Hauses darf nirgends anders als in der fürstlichen Erbgruft ruhen, die schon so viele erhabene Ahnen aufgenommen hat!"

Die meisten Anwesenden gaben ihre freudige Zustimmung durch Neigen ihrer Häupter zu erkennen, der Ober-Kammerherr ließ sich sogar zu der bewundernden Aeußerung hinreißen: „Das ist ein echtes Fürstenwort!"

Da erhob sich lebhaft die junge Wittwe und machte den weiteren Einwürfen gegen diese Testamentsbestimmung ein rasches Ende. „Ich gelobe, den letzten Willen meines Gemahls gewissenhaft zur Ausführung zu bringen," sagte sie mit ungewöhnlich fester, klangvoller Stimme und legte zu weiterer Bekräftigung die Hand auf die Brust; dabei hielten ihre Augen ruhig den Zornesblick aus, den ihr die Schwiegermutter zuschleuderte.

Die Höflinge waren ganz erstaunt, woher die junge

Herrin, die sich sonst nur durch liebenswürdige Schwäche ausgezeichnet, so viel Muth nahm, um der alten Fürstin zu widersprechen, und sie sollten heute aus der Ueberraschung nicht mehr herauskommen.

Das Testament enthielt nur noch eine einzige, aber um so wichtigere, Alles entscheidende Bestimmung. Bernhard setzte zur Vormünderin des wahrscheinlich noch minorennen Thronerben seine Gemahlin, Fürstin Adelheid, geborne Reichsgräfin von Salm-Lilienfels, und zur alleinigen, unumschränkten Regentin seines Landes ein; aber auch für den Fall, daß bei seinem Ableben ein Thronfolger noch nicht vorhanden, jedoch zu hoffen sei, solle bis zu dem entscheidenden Augenblicke seine Gemahlin allein die Regentschaft übernehmen. „Das ist mein letzter Wille," schloß der Gerichtsrath seine Vorlesung.

War denn wirklich schon das Testament zu Ende? Die Hofleute wollten nicht ihren Ohren trauen. Nicht das geringste Legat, das kleinste Andenken war den treuen Fürstendienern hinterlassen worden; nein, eine Clausel mußte noch kommen! Aber der Gerichtsrath legte jetzt mit der gleichmüthigsten Miene von der Welt das schwer wiegende Papier aus der Hand; — sie waren wirklich Alle vergessen worden, die so viel Bücklinge gemacht, sich so ängstlich gewunden und für jede Laune, für jede widerfahrene Ungerechtigkeit ein unter-

thäniges Lächeln gehabt hatten. Und noch dazu diese überraschende Testamentsbestimmung, die selbst die Scharfblickendsten nicht erwartet hatten; „es war um den Kopf zu verlieren," wie Herr von Klinge dem Baron Krautheim zuflüsterte.

Bernhard hatte in größter Heimlichkeit, jedoch unter Beobachtung aller gesetzlichen Förmlichkeiten das Testament anfertigen lassen, und wenn er damit den Wunsch gehegt, seine Umgebung für die Einbuße seines schönsten Lebensglückes zu züchtigen, so war ihm dies vollständig gelungen. Jedermann hatte erwartet, daß der Fürst nicht seine junge Gemahlin, sondern seine Mutter zur Regentin einsetzen werde; wenigstens war man überzeugt gewesen, daß er die schweren Regentensorgen nicht allein auf die zarten Schultern seiner jungen Gemahlin wälzen, sondern seine Mutter zur Mitregentin ernennen würde, deren breiter Rücken gewiß einer noch größeren Last gewachsen war, und deshalb brachte die Bekanntmachung dieser Testamentsbestimmung auf alle Anwesenden eine überraschende Wirkung hervor.

Der alten Durchlaucht aber war es, als ob ihr der Boden unter den Füßen weggezogen worden, sie erbleichte und hätte jetzt wirklich der Schminke nicht bedurft. Krampfhaft hielt sie sich an der Stuhllehne fest, sie war einer Ohnmacht nahe. Ihre kühnsten Hoffnungen lagen mit Einem Schlage in Scherben. —

Stets hatte sie ihrem Sohne vorgestellt, daß zum Regieren ein starker Geist und eine feste Hand gehöre, die junge Fürstin aber einer solchen Aufgabe nicht gewachsen sei, und ihr Sohn hatte dann in jener schwerfälligen Weise mit dem Kopfe genickt, ohne ihr jemals zu widersprechen. Und jetzt hatte der Unselige, den sie stets so zärtlich und unbeschreiblich geliebt, ihr alle Macht aus den Händen gerissen und sie der Gnade und Barmherzigkeit dieser stillen, beschränkten Frau überliefert. Thränen der Wuth traten ihr in die Augen und nur mit Mühe hielt sie einen wilden Zornesausbruch zurück.

Kaum hatten die Hofleute jene überraschende Testamentsbestimmung vernommen, als sich alle Blicke magnetisch der neuen Gnadensonne zuwandten, die sie für die eben erfahrene Enttäuschung entschädigen konnte. Die alte Durchlaucht hätte jetzt ruhig in Ohnmacht fallen können, Niemand würde sich um sie gekümmert haben.

Leopold hatte zwar Manches überhört, aber er bemerkte, daß sich plötzlich alle Aufmerksamkeit auf Adelheid richtete, warf noch zur Sicherheit einen unruhig fragenden Blick auf seinen Minister, und als dieser mit dem Kopfe nickte, schickte er sich sogleich an, der hohen Frau seinen Glückwunsch darzubringen. „Freue mich, hoffe mit meiner liebenswürdigen Nach-

darin im besten Einvernehmen zu leben," begann der Herzog in seiner näselnden, abgerissenen Redeweise. „Ist zwar schwer, regieren, nichts als Sorgen für und Undank von Unterthanen," fuhr er eifrig fort; „aber wir armen Fürsten haben Pflichten! Und Sie sind noch jung, werden Alles lernen!"

Während die alte Durchlaucht ihre Schwiegertochter um das Glück der Regentschaft beneidete, streifte über das Herz der jungen Fürstin dieses hohe Glück wie ein kalter, blüthenzerstörender Frosthauch. War es nicht traurig genug, daß sie an der Seite ihres Mannes ein ödes, liebeleeres Dasein hingeschleppt? Nun legte ihr der Verstorbene noch in schonungsloser Grausamkeit eine Bürde auf, unter der sie völlig zusammenbrechen mußte. Sie wollte schon erklären, daß sie nimmermehr die Regentschaft annehmen könne; aber hatte man je nach ihren Herzenswünschen gefragt, war sie nicht immer gezwungen worden, für die Erhaltung der Dynastie jedes Opfer zu bringen? Und jetzt kam bereits dieser alte, zudringliche Mann mit den dreisten Augen und stellte die Annahme ihres Herrscheramtes als völlig zweifellos hin.

„Ich hoffe, daß meine Regentschaft nur vorübergehend sein wird," entgegnete sie mit einem matten Lächeln.

Leopold glaubte seinen ohnehin unzuverlässigen

Ohren nicht völlig trauen zu können, er warf auf die junge, schöne Frau einen mißtrauischen, stechenden Blick. Wollte sie ihren Scherz mit ihm treiben oder seinen Groll über die verlorene Regentschaft durch die Aussicht auf eine nahe günstige Zukunft beschwichtigen? Daß Adelheid im vollen Ernste sich vor einer solchen Aufgabe scheuen könne, lag seinem herrschsüchtigen Charakter völlig fern; er sah nur in dieser Antwort eine diplomatische Feinheit, die er der schönen, stillen Frau nimmer zugetraut haben würde.

Auch die Hofleute hielten die Aeußerung Adelheid's für eine höfliche, ziemlich unpassende Redensart; nur die alte Durchlaucht fuhr bei diesen Worten aus ihrem Hinbrüten auf. Wie konnte eine Frau, der man das Geschick des Landes anvertraut hatte, ein solch verletzendes Wort fallen lassen! Sie wollte der jungen Fürstin einen strengen Verweis geben, aber sie besann sich noch zu rechter Zeit, daß sie jetzt ganz andere Saiten gegen ihre Schwiegertochter aufziehen müsse, und sie sagte mit unsicherer, zitternder Stimme: „Mein theures Kind, das ganze Land hofft mit mir, daß Sie uns bis zur Volljährigkeit des zu erwartenden Thronerben eine gütige und milde Herrin sein werden, und wenn Sie je den Rath oder den Beistand einer alten Frau bedürfen, dann zählen Sie stets auf mich!" — Sie hatte sich bei diesen Worten der neuen Regentin genähert, führte ihr

Taschentuch an die Augen, öffnete die Arme und schickte sich an, eine große, feierliche Rührscene aufzuführen.

Obwohl die alte Durchlaucht ihre Schwiegertochter dadurch förmlich zur Verzweiflung getrieben, daß sie jeden ihrer Schritte aus Gesundheitsrücksichten allzu ängstlich überwacht und überall auf Beobachtung des strengsten Ceremoniels gehalten, war Adelheid doch eine zu arglose, offene Natur, um ihre Heuchelei zu erkennen; sie sah nur ihre Thränen, und mit der ihr eigenen, gewinnenden Herzlichkeit beugte sie sich zu ihrer Schwiegermutter herab und zog die kleinen, fleischigen Hände derselben an ihre Lippen. „Ich danke Ihnen," sagte sie aus vollster Ueberzeugung; „ich bin in Regentensachen eine völlig unerfahrene, beschränkte Frau und werde Ihren Rath oft bedürfen."

„O, meine theure, geliebte Tochter!" schluchzte die alte Durchlaucht.

Während die Hofleute mit sichtlicher Rührung die Gruppe betrachteten, grinste Leopold höhnisch vor sich hin und bemerkte mit sarkastischem Lächeln: „Herrliches Schauspiel! Werth, in einem Gemälde verewigt zu werden!"

„Nun lassen Sie mich aber meinen Gemahl noch einmal sehen!" bat Adelheid und richtete ihre schönen Augen flehend auf die alte Durchlaucht. Sie hatte noch immer Widerstand erwartet und war angenehm über=

rascht, als ihre Schwiegermutter mit ihrem süßesten Lächeln sagte:

„Wer vermöchte Ihren Bitten zu widerstehen! Kommen Sie nur.“

„O, wie gut Sie sind!“ rief die junge Frau lebhaft und ergriff ihre Hand.

„Darf ich mich dem Zuge anschließen?“ fragte Leopold. „Sehne mich auch, meinen lieben Vetter noch einmal wieder zu sehen“ — und mit einem Anfluge ritterlicher Höflichkeit bot er der jungen Fürstin den Arm.

Die alte Durchlaucht blieb starr vor Erstaunen einen Augenblick stehen, dann folgte sie den beiden Voranschreitenden so rasch, als es ihre Körperfülle zuließ.

Im ehemaligen Banketsaale war die Leiche des Fürsten ausgestellt worden. Es war Niemandem eingefallen, darin etwas Unpassendes zu finden. Man hatte sich deshalb für diesen Saal entschieden, weil er weit und geräumig war und das neugierige Volk auf einer Hintertreppe hierhergelangen konnte, ohne erst eine Menge anderer Gemächer zu durchwandern, und so ruhte jetzt in demselben Raume, in dem das lustige Gelächter und Gläserklirren von Jahrhunderten noch hindurch zu zittern schien, die Leiche eines Mannes, der müde und traurig durch das Leben gewandert und allem tollen, übermüthigen Treiben abhold gewesen war.

Wohl hatte man den ganzen Saal mit schwarzem Tuche ausgeschlagen, die Fenster völlig verhangen, und die brennenden Wachskerzen, die ernst und schweigsam das Paradebett umwandernde Menge ließen im ersten Augenblicke vergessen, wo man sich befand; aber von der gemalten Decke winkten trunkene Götter, Bacchantinnen mit Thyrsusstäben, wenn auch in verblaßten Farben, und in den Fensterbogen mahnten lustige, derbe Trinksprüche, diesen Raum niemals nüchtern zu verlassen. Heute lachten die Bacchantinnen vergeblich hinab, das bleiche, düstere Antlitz des dort Ruhenden verzog sich nicht zu einem Lächeln. —

Als Adelheid am Arme ihres Begleiters im Saale erschien, machte ihr die Menge ehrfurchtsvoll Platz, die am Paradebett Wache haltenden Leibjäger salutirten, und in seltsamer Bewegung trat die junge Fürstin an die Leiche ihres Gemahls. War auch ihr Leben an der Seite dieses Mannes freud- und sonnenlos dahingegangen, hatte er ihrem jungen, liebebedürftigen Herzen niemals etwas bieten können, so fühlte sie doch, daß sie nun erst völlig vereinsamt und allein stand. Ihr Blick ruhte prüfend auf dem Antlitze des Todten. In diesen düsteren Zügen stand zu sichtbar, wie willkommen ihm der Tod gewesen, als daß sie nicht jede Trauer um sein plötzliches Hinscheiden hätte unterdrücken sollen. Der Tod erst schien auf das bleiche,

welke Antlitz deutlich und Allen lesbar geschrieben zu haben, wie lästig und unerträglich diesem Manne das Leben gewesen war. Nur die sonst so umwölkte, gerunzelte Stirn war jetzt völlig frei.

Adelheid konnte ihre Augen nicht abwenden von dem kalten, starren Antlitze. Sie mußte an die Jahre denken, die sie neben diesem Manne vertrauert. Was hatte sie ihm gethan, daß er sie so kalt und lieblos bei Seite geschoben? Sie hatte ihm ja niemals gezeigt, welche Kämpfe es ihr gekostet, seine Hand anzunehmen. Warum war sie schwach genug gewesen, ihrer Jugendliebe zu entsagen und dem strengen Gebote des Vaters zu gehorchen? Ach, sie war damals noch so jung, und die Aussicht auf einen Fürstenthron hat doch für die Tochter eines armen, reichsfreiherrlichen Grafen etwas Verlockendes, besonders wenn das Elternhaus noch von jüngeren Geschwistern wimmelt! In jener weichen, milden Stimmung, die uns gewöhnlich dann überkommt, wenn wir einem süßen Glücke entsagt haben, trat Adelheid in die Verbindung mit dem Fürsten. Sie wollte ihm durch Sanftmuth und Liebenswürdigkeit ersetzen, was sie ihm nicht mehr gewähren konnte, und nun mußte sie zu ihrer Demüthigung bemerken, daß er wenig danach fragte, ob sie ihm ein volles, ungetheiltes Herz mitbrachte, ja, daß er düster und gleichgültig, nicht einmal den geringsten Anspruch auf ein wärmeres

Empfinden machte und sich sogar gegen ihre Annäherungsversuche ablehnend verhielt. Hatte er von ihrer Jugendschwärmerei erfahren und wollte er sie dafür strafen, oder war sie nicht jung und liebenswürdig genug, um sein alterndes Herz zu erwärmen? Sie wußte es nicht. Beides stachelte sie an, seine Zuneigung zu gewinnen; um so bitterer fühlte sie die eisige Kälte ihres Gemahls, der sich nach ihren zärtlichen Annäherungsversuchen um so hartnäckiger in sich selbst zurückzog.

All diese demüthigenden Herzenskämpfe zuckten noch einmal durch ihre Brust, und ihre Augen füllten sich mit Thränen.

„O, diese Thränen sind kostbare Diamanten!“ flüsterte ihr Begleiter und verzog wieder das Gesicht zu einem sarkastischen Lächeln. „Wie müssen Sie ihn geliebt haben!“ — Ganz laut setzte er hinzu: „Nun, mein lieber Vetter verdiente es auch; er war nicht nur ein zärtlicher Gatte, sondern auch ein Vater seiner Unterthanen.“ — Und die grauen, stechenden Augen des kleinen Mannes schweiften huldvoll über der Menge, die schweigend in stumpfer Gleichgültigkeit das Paradebett umstand.

Leopold griff gerührt nach seinem Taschentuche und rieb sich die Augen. Er war mit seinem Auftreten völlig zufrieden. Die Nachwelt mußte sein edles, großes Herz bewundern, das selbst dem Feinde so viel Gutes nach=

sagte, und die kleine, hübsche Frau, die freilich ihn um eine Kopfeslänge überragte, merkte nicht einmal den Hohn, der in seinen Worten lag. Er wußte ja ganz genau, wie unglücklich die Beiden mit einander gelebt hatten, und konnte ihrer Verstellungskunst seine förmliche Anerkennung nicht versagen.

Adelheid blickte auf und in das spöttische Gesicht ihres Begleiters; sie errieth seine Gedanken, und ihre Wangen färbten sich vor Unmuth, daß ihre Thränen als Heuchelei ausgelegt werden konnten. „Ich weine nicht, weil ich ihn verloren, sondern weil ich ihn nie besessen habe,“ sagte sie mit schmerzlich zuckenden Lippen. Sie machte dem Herzog eine Verbeugung und verließ mit raschen Schritten, ohne noch einen Blick auf den Todten zu werfen, den Saal.

Leopold blickte ihr ganz verwundert nach. „Sie ist zum Herrschen geboren,“ flüsterte er boshaft der alten Durchlaucht zu, die jetzt ebenfalls an das Paradebett herangetreten war; „staune über die Weisheit meines hochseligen Vetters, der mit scharfem Blicke das Talent seiner Gemahlin erkannte — verspricht eine Maria Theresia zu werden,“ fuhr der alte Herr begeistert fort und weidete sich mit sichtlichem Behagen an dem schlecht verhehlten Unmuthe seiner Gegnerin, die ihre Aufregung nur mühsam unter dem Schmerze um den Verlust ihres Sohnes zu verbergen suchte.

Je mehr Leopold die junge Wittwe lobte, je reichlicher flossen ihre Thränen, und die nur aus Schaulust herbeigeeilten Unterthanen, die bisher das Paradebett ihres Fürsten so gleichgültig umstanden hatten, kamen endlich auch in eine gerührte Stimmung und bewunderten die hohen Herrschaften, die sich so wenig ihrer Thränen schämten.

Als Adelheid ihr Zimmer erreicht hatte, machte sie ihren gepreßten Empfindungen durch einen Thränenstrom Luft. Sie durfte ja nicht weinen vor den Leuten, wollte sie nicht als Heuchlerin erscheinen. — Niemals würde sie hier heimisch werden, das fühlte sie schärfer und bitterer als je. Es umgab sie eine Welt, die ihr fremd, kalt und unheimlich erschien. Sie sah noch immer die grauen, stechenden Augen des alten Herzogs auf sich gerichtet, und die dunkle Ahnung beschlich ihr Herz, von diesem Manne drohe ihr eine Gefahr. Stand sie nicht allein noch seinen Wünschen, seinen Hoffnungen auf das Fürstenthum im Wege? Und wenn er nun kein Mittel scheute, sich ihrer zu entledigen? — Ein kalter Schauer durchrieselte ihre Brust, sie sprang auf und durchwanderte hastig ihr Zimmer. Jetzt glaubte sie, ein Geräusch an der Thür zu hören; vielleicht setzte der heimtückische Gegner bereits sein Verbrechen in's Werk, und vor ihrer aufgeregten Phantasie öffnete sich schon die Thür, dunkle Gestalten stürzten herein und streckten

nach ihr die mordlustigen Hände aus. Sie stieß einen Angstschrei aus und flüchtete sich in einen Winkel des bereits dämmerigen Gemaches. Alles blieb todtenstill. — Die junge Frau horchte noch einen Augenblick in athemloser Spannung, aber nichts regte sich; sie strich mit der Hand über die erhitzte Stirn und versuchte über ihre Einbildungen zu lächeln. „Ich bin krank und sehe Gespenster,“ sagte sie sich selbst und holte tief Athem. Dennoch wollte sie nicht länger allein bleiben und zog die Klingel. Eine Kammerfrau erschien. — „Ich lasse die Lehndorf bitten, mir ein halbes Stündchen Gesellschaft zu leisten!“ sagte sie rasch und bereute schon ihren Befehl, als die Gerufene mit ihrer gewohnten Unterwürfigkeit in das Zimmer trat.

„Hoheit haben befohlen,“ lispelte die Hofdame und machte, durch die unerwartete Einladung geschmeichelt, eine noch tiefere Verbeugung.

„Setzen Sie sich, liebe Lehndorf, mir ist das Herz so voll, und ich sehne mich, mit einem Menschen zu sprechen.“ — Sie ergriff ihre beiden Hände und nöthigte mit einem gewinnenden Lächeln die Angekommene, auf einem Divan Platz zu nehmen.

Auf jeden Anderen würde die bezaubernde Liebenswürdigkeit der jungen Frau ihren Eindruck nicht verfehlt haben, nur an dieser, im Hofzwange aufgewachsenen Dame prallten solche Annäherungsversuche wirkungs-

los ab. Sie war sich in jedem Augenblicke der Schranken bewußt, die sie von ihrer hohen Herrin trennten. Auch heute ließ sie sich zwar auf dem Divan nieder, denn sie war viel zu viel Hofdame, um nicht einer Bitte aus solchem Munde augenblicklich zu gehorchen; aber sie saß nur mit ihrem Körper, in Gedanken stand sie doch vor ihrer Gebieterin, und deutlich konnte man auf ihrem Gesichte die Unruhe lesen, daß sie gegen alles Ceremoniel da sitze, ein Opfer ihres wahrhaft hofmäßigen Gehorsams.

Adelheid hatte Menschen sehen wollen, nicht eine Drahtpuppe; sie seufzte, und anstatt ihrem gepreßten Herzen Luft zu machen, sprach sie mit der Hofdame vom Wetter, fragte nach ihrem Kinde, das schon schlief, wie diese berichtete, und lief dabei unruhig und zerstreut im Zimmer auf und ab. Noch vor Ablauf der halben Stunde wurde Frau von Lehndorf entlassen. Eben so unterwürfig, als sie gekommen, verschwand sie wieder. Nicht das kleinste Zeichen von Verwunderung prägte sich auf ihrem Antlitze aus, daß die spätere Unterhaltung der Fürstin mit ihrer lebhaften, herzlichen Einleitung im schärfsten Widerspruche stand.

„O, über diese Marionetten!“ sagte die junge Frau und warf sich erschöpft in einen Lehnsessel. „Diese tiefe, entsetzliche Einsamkeit ertödtet mir noch das Herz!“ — Sie senkte das schöne Haupt in ihre Hand und versank

in dumpfes Brüten. Dann kamen endlich Erinnerungen aus der Jugendzeit und beschwichtigten ihre schmerzlich zuckende Brust. Wie glücklich war sie im Elternhause gewesen, in dem stets so viel Frohsinn geherrscht! Sie hörte wieder das lustige, kindliche Lachen ihrer Geschwister, und hatte sie auch nach der Mutter Hinscheiden, als die Aelteste, manche ernste Pflichten aufgebürdet erhalten, so war sie dennoch auf dem Grunde ihrer Seele ein harmloses, glückliches Kind geblieben. Und noch ein süßeres, volleres Glück sollte damals ihr junges Herz durchströmen! Für die heranwachsenden Brüder war ein Informator, Arnold Schorn, in's Haus genommen worden. — Der Mann, der zuerst den Weg eines jungen Mädchens kreuzt, dessen Herz dem Erwachen nahe ist, wird für dasselbe immer verhängnißvoll. —

Auch Adelheid faßte bald für den jungen Lehrer eine schwärmerische Verehrung, die endlich in Liebe überging. Obwohl er für die Söhne des Reichsgrafen zum Informator bestellt worden, hatte er doch keine aufmerksamere Schülerin, als Adelheid. Ihre weiche, gefügige Seele sog mit Begier all' die Wissensschätze ein, die der hochgebildete junge Mann vor ihr ausbreitete. Sie erhielt durch ihn erst ein Verständniß für unsere Dichterwerke, einen tiefen Einblick in das Menschendasein und das stille Schaffen und Walten der Natur. Wer liebte nicht

sein Werk! Auch Arnold fühlte sich um so inniger an Adelheid gefesselt, je reicher sich ihr Seelenleben durch sein Bemühen entfaltete. Mit dem feinen Spürsinne, den jede Frau in Herzensangelegenheiten besitzt, gewahrte das junge Mädchen auch seine erwachenden Gefühle und wie er vergeblich rang, sie niederzukämpfen. Sie jauchzte über diese Entdeckung laut auf vor Glück, und ihr junges Herz fragte wenig danach, wie hoffnungslos ihre Liebe sei. Noch war zwischen ihnen das entscheidende Wort nicht gefallen. Da erklärte Arnold eines Tages, daß er seine Stelle aufgeben müsse. Adelheid erschrak; sie sah seine tiefe Bewegung, und als er sie fragte, ob sie ihm ein freundliches Andenken bewahren wolle, da sank sie ihm, statt aller Antwort, unter überströmenden Thränen an die Brust. Der junge, kräftige Mann hatte sich förmlich zusammengebogen unter der Last des überraschenden, berauschenden Glückes, dann war ihm die Besinnung zurückgekehrt, und mit fester Stimme hatte er gesagt, daß sie nie einander gehören dürften, daß eine tiefe Kluft sie trenne. . .

An jene schmerzlich süße Stunde mußte die Fürstin denken. Ach, warum hatte sie ihn gehen lassen und nicht den Muth gehabt, allen Vorurtheilen zu trotzen! Warum hatte sie dem Drängen ihres Vaters nachgegeben und ihrer Jugendliebe so zeitig entsagt? Wie

inhaltslos, wie herzensöde war seitdem ihr Leben geworden, und welcher Sonnenschein hätte an der Seite des geliebten Mannes ihre Brust umspielt! Nun war sie in eine Welt eingesponnen, die ihr kälter, unfreundlicher als je erschien, und der finstere Gemahl hatte vielleicht nur um sie zu strafen ihr diese Regentschaft aufgebürdet, die vollends ihren Lebensmuth zerbrechen mußte.

Sie versank in dumpfes, schwermüthiges Hinbrüten; es war ihr, als ob ihr Blut langsam zu Eis erstarre. Plötzlich raffte sie sich auf und erhob wieder das Haupt. „Nein, ich will mich nicht ängstigen vor der Zukunft, mag sie kommen!" sprach sie vor sich hin und richtete sich in die Höhe, als könne sie damit alle Sorgen abschütteln. „Warum sollte ich mich vor dem Regieren allzu sehr fürchten?" tröstete sie sich selbst. „Es haben schon Frauen über die größten Reiche geherrscht, und warum sollte ich nicht den Muth haben, um dieses kleine Ländchen zu regieren? Ich werde meine Unterthanen nicht glücklich machen können, aber mit meinem Willen soll auch Niemand unglücklich werden." — Sie strich mit der schlanken, weißen Hand über die Stirn, als könne sie damit die letzten quälenden Gedanken verscheuchen, und ihr froher Jugendmuth schien noch einmal zurückgekehrt. Ein leises Frösteln erinnerte sie daran, daß sie zu lange vor sich hingesessen habe. Sie

klingelte und forderte den Thee. Anstatt ihres Kammerdieners erschien heute der Leibjäger des Fürsten mit dem silbernen Theeservice. — „Wo bleibt der alte Neumann, ist er krank?“ fragte Adelheid besorgt. — Sie hatte es durchzusetzen gewußt, daß sie wenigstens den Thee allein trank und ihn nur von ihrem alten Kammerdiener servirt erhielt, dem einzigen ihr treu ergebenen Menschen, der ihr aus dem Elternhause hierher gefolgt war.

„Durchlaucht verzeihen,“ stotterte der Leibjäger, „Neumann bat mich, auf ein halbes Stündchen seine Stelle zu vertreten, weil er in die Stadt hinuntergehen wolle.“

Adelheid machte ein verdrießliches Gesicht. „Es ist abscheulich von ihm, sich so heimlich fortzuschleichen!“

„Er glaubte zur Theestunde längst zurück zu sein, weil Durchlaucht sonst immer erst um sieben Uhr den Thee befehlen,“ wagte der Leibjäger zur Entschuldigung seines Collegen hervorzustammeln.

Der Fürstin war bereits die Verlegenheit des jungen Menschen aufgefallen, und als sie jetzt die Tasse an die Lippen setzen wollte, streifte ihr Blick das Antlitz des Dieners, sie bemerkte, wie die Augen desselben unruhig auf sie gerichtet waren und in ängstlicher Spannung jede ihre Bewegungen verfolgten. Ein entsetzlicher

Gedanke durchschoß ihren Kopf; — wenn Leopold diesen Menschen für seine finsteren Zwecke gedungen hatte und ihr bereits den Gifttrank credenzen ließ! — Sie setzte, ohne einen Schluck zu thun, die Tasse so heftig bei Seite, daß ihr Inhalt halb verschüttet wurde. „Warum zitterst Du?" fragte sie hastig, und ihre sonst so milden, sanften Augen nahmen einen drohenden Ausdruck an. „Du bist noch nicht sicher in Deinem Handwerk — gestehe, wer Dich zu diesem Bubenstück gedungen hat!"

„Ich will Alles bekennen, Durchlaucht," sagte der Leibjäger, der jetzt wirklich vor Angst zitterte. „Unten im Schloßhofe steht schon seit drei Stunden eine Frau; sie will Euer Durchlaucht sprechen, aber Niemand läßt sie vor, auch der alte Neumann mochte sich mit der Geschichte nicht befassen; da wollte ich die Gelegenheit benutzen und ein gut' Wort für das arme Weib einlegen, und — und —"

Adelheid blickte noch einmal in das Antlitz des jungen Burschen, das einen so treuherzigen, gutmüthigen Ausdruck zeigte, und all ihr Mißtrauen schwand. „Das ist brav, das ist recht brav von Dir," sagte sie mit mildem Lächeln; „verzeihe mir meine Heftigkeit, meinen — Argwohn" wollte sie sagen, unterdrückte aber das verhängnißvolle Wort. „Hole die Frau augenblicklich herauf, ich will sie sprechen."

„Man wird sie nicht durchlassen," entgegnete der Leibjäger besorgt; „die alte Durchlaucht hat die strengsten Befehle gegeben, daß —"

„Von heut' ab befehle ich," sagte die junge, schöne Frau und erhob ein wenig den Kopf. Sie mußte dann über sich selbst lächeln und setzte hinzu: „Sag' nur allen, die so besorgt um mich sind, ich wünsche die arme Frau zu sprechen."

„Ei, wie ich anfange meine Macht zu fühlen!" spottete sie über sich selbst. „Aber nun will ich auch alles unselige Mißtrauen fahren lassen, das mich zur Verzweiflung hetzen würde. Wie weiß der geschäftige Argwohn auch das Unbedeutendste zu den schwersten Anklagen zusammenzuballen!" — Mit wieder gewonnener Arglosigkeit schlürfte sie noch ihren Thee, als schon der Leibjäger mit der Bittstellerin erschien. Es war dasselbe blasse, abgehärmte Weib, das jene Bittschrift in den Wagen Bernhard's geworfen hatte. Wortlos stürzte die Unglückliche zu den Füßen der Fürstin und umklammerte ihre Kniee.

„Stehen Sie auf," sagte diese sanft und reichte ihr freundlich die Hand. „Sagen Sie mir, wie ich Ihnen helfen kann."

Ohne jenen bedenklichen Wortschwall, der um Gnade flehendem Volke so leicht zu Gebote steht, erzählte die Frau das ihr schuld gegebene Verbrechen.

„Und nun ist mein ehrlicher Name dahin und meine armen Kinder sind dem Elende Preis gegeben. Ach, liebe Fürstin, und morgen schon —“ Sie vollendete nicht, Thränen erstickten ihre Stimme.

„Haben Sie irgend ein Papier bei sich?“ fragte Adelheid.

Die Bittstellerin kramte ein schmutziges Papier aus ihrer Tasche. Es war das Erkenntniß.

Ohne ein Wort weiter zu entgegnen, erhob sich die Fürstin, setzte sich vor ihren Schreibtisch und schrieb an den Rand des Urtheils: „Ich begnadige die Verurtheilte. Adelheid, Regentin,“ setzte sie mit fester Hand hinzu, und dieses Wort, das sie zum ersten Male ihrem Namen beifügte, erschien ihr nun selbst schon etwas wichtiger. Freundlich reichte sie der armen Frau das Blatt zurück, die es zaghaft anstarrte und dann fragend ihre Augen auf Adelheid richtete. Von diesem jetzt verklärten Antlitze konnte die Aermste weit leichter ihre Begnadigung ablesen, als von dem grauen Papier.

„Ist es wirklich wahr, Sie schenken mir die Strafe?“ rief die Frau noch immer zweifelnd.

Adelheid nickte mit dem Haupte; sie wollte sich nicht selbst in eine tiefe Rührung hineinsprechen.

Die arme Frau preßte die Hände auf ihre Brust, als müsse sie einen Jubelschrei gewaltsam unterdrücken. Dann sank sie von Neuem Adelheid zu Füßen, kein

Wort kam über ihre bebenden Lippen, nur ihre tief liegenden, jetzt freudestrahlenden Augen sprachen.

„Für die überstandene Angst," sagte die Fürstin, drückte der Frau einige Goldstücke in die Hand und machte ein verabschiedendes Zeichen. Wie erschöpft sank sie in einen Lehnsessel und schien die Anwesenden nicht mehr zu beachten.

Der Leibjäger zupfte die Frau am Aermel. „Wir müssen uns drücken," flüsterte er ihr zu. „Sagte ich nicht, die junge Durchlaucht werde Euch schon begnadigen?" — Und der gutmüthige Bursche trocknete gerührt seine feuchten Augen.

„O, sie ist engelsgut!" schluchzte die Frau, und jetzt erst, im Fortgehen, flossen ihre Freudenthränen.

„So kann ich wenigstens Andere glücklich machen!" lispelte die junge, schöne Frau vor sich hin, und ein seliges Lächeln umspielte ihre Lippen.

Viertes Kapitel.

Durch die dünne, kalte Winterluft zitterte Sterbegeläute, und die auf dem Kirchhofe versammelte zahlreiche Menge drängte sich dichter zusammen.

„Jetzt tragen sie ihn aus dem Schlosse," bemerkte ein blasser, hagerer Mann, der in alter Gewohnheit den linken Arm fest an die Seite gepreßt hielt, als habe

er auch heute seinen Scherbeutel darunter geschoben, während er mit dem rechten, langen Arme in der Luft herumfocht. Sein Nachbar, ein kleiner, zierlicher Schneider, hatte sich zwar auf ein hohes Grab gestellt, reckte auch jetzt den Hals so weit als möglich hervor, aber er sah dennoch nichts, denn vor ihm stand ein breitschulteriger, wohlgenährter Buchbinder und verdarb ihm jede Aussicht.

„Nachbar, wenn Ihre Taille ein Viertel Elle schmäler wäre, könnte ich vielleicht etwas sehen," meinte der Schneider gutmüthig.

Ueber das wohlgenährte Antlitz des Buchbinders flog ein behagliches Lächeln; er pflanzte sich noch breiter auf, und ohne sich umzudrehen, entgegnete er nicht ohne Hochmuth: „Was sind Sie so ein kleiner Octavband, den man unter den Händen verliert? Uebrigens brauchen Sie ihn auch nicht zu sehen, Sie sind ja ein Fremder!"

„So, ein Fremder sagen Sie, Herr Behnisch?" Bin ich nicht schon die zehn Jahre hier und hab' ich nicht meine Abgaben stets pünktlich bezahlt?" eiferte der Schneider. „Ich stehe hier als fürstlicher Unterthan und habe so gut ein Recht, ihn noch einmal zu sehen, als Sie, wenn ich auch kein Hofbuchbinder bin!"

Der dicke Buchbinder wollte schon eine grobe Antwort geben, doch der Barbier legte sich in's Mittel und

begann sogleich mit geläufiger Zunge: „Aergere Dich nicht, Bruder Hille; steig' hier auf dieses Grabkreuz, Du bist leicht, und es trägt Dich schon.“

Einen Augenblick schwankte der Schneider, aus Furcht, sich lächerlich zu machen oder hinter dem breiten Rücken des Buchbinders das große, wichtige Tagesereigniß völlig aus den Augen zu verlieren; dann war er rasch entschlossen. „Wenn Du mir nur hinaufhelfen wolltest, lieber Stratz, ich bin ja ganz eingeklemmt, wie in einer Nadelbüchse!“

Der Barbier suchte mit seinen langen Armen dem Schneider etwas Luft zu verschaffen. Niemand wollte jedoch von der Stelle rücken. Da drehte sich plötzlich der Buchbinder herum, schob ein paar Nachbarn bei Seite, packte mit nervigen Armen den Schneider bei der Brust, hob ihn mit gewaltigem Griffe in die Höhe und ließ ihn auf den Querbalken des sandsteinernen Grabkreuzes nieder.

Obwohl man sich auf einem Kirchhofe befand, brachen die Umstehenden doch, zum großen Verdruß der übrigen Menge, in ein Gelächter aus, denn der Schneider hatte zu possirlich mit den kleinen Beinen gezappelt, schwankte auch jetzt noch auf seinem hohen Standpunkte hin und her und schnappte ängstlich nach Luft.

„Nun sehen Sie, daß ich gute Nachbarschaft halte,“

meinte der Buchbinder; „stützen Sie sich dreist auf meine Schultern, ich erlaub's Ihnen."

„Danke schön," keuchte der Schneider, der nun doch erfreut war, daß ihn der Meister Behnisch in eine höhere Sphäre gerückt hatte, in der ihm von der Begräbnißfeierlichkeit nichts mehr entgehen konnte. „Ich kauf' auch wieder mein nächstes Contobuch bei Ihnen, es ist bald aus."

„Siehst Du, lieber Hille, Du hast schon immer geduldig Dein Kreuz geschleppt, nun muß Dich auch einmal ein Kreuz tragen!" spottete der Barbier.

Der Schneider verstand sogleich die Anspielung, er hatte eine Frau geheirathet, die zehn Jahre älter war, als er, und ihn gründlich unter dem Pantoffel hielt; aber er wußte auch, daß die Frau seines Freundes ebenfalls Haare auf den Zähnen hatte, und er entgegnete rasch: „Ich begreif' gar nicht, Bruder Stratz, warum Du Dir wieder ein Paar neue Unaussprechliche bestellt hast, während doch die ganze Stadt weiß, daß Deine Frau —"

„Soll ich Dir Dein Kreuz einschlagen?" unterbrach ihn ärgerlich der Barbier. „Sieh lieber, ob er noch nicht kommt!"

„Ich seh' noch nichts," sagte der Schneider, der sich im Ausschaueifer auf die Zehen gestellt hatte und bald von seinem überirdischen Standpunkte heruntergefallen wäre.

„Die großen Herren lassen lange auf sich warten, selbst wenn sie todt sind," sagte der Barbier ungeduldig und focht wieder mit den Armen in der Luft umher, um sich zu erwärmen. „Bei dieser Kälte müßte Alles rasch gehen, immer glatt," setzte er hinzu.

Die auf dem Kirchhofe versammelte Menge litt empfindlich von der Kälte, man stampfte mit den Füßen den kalten, von einer leichten Schneedecke eingehüllten Boden; das war die geringe Bewegung, die dem Einzelnen in dem dicht gedrängten Haufen gestattet war. An ein Schonen der Gräber war heute nicht zu denken; Kinder und kleinere Leute hatten auf den Grabhügeln Posto zu fassen gesucht, während diejenigen, denen der Himmel die nöthige Körperlänge verliehen, sich zwischen den Gräbern aufgestellt hatten, so daß fast in gleicher Linie Hunderte von blauen Nasen in die Höhe starrten. Wen das Schicksal auf eine Granit- oder Marmorplatte gedrängt hatte, der konnte vollends sicher sein, einen tüchtigen Schnupfen davonzutragen; aber selbst einer noch grimmigeren Kälte würde man heute getrotzt haben, denn es galt ja, dem Begräbniß des Landesherrn beizuwohnen, das noch dazu so viel Außergewöhnliches bot.

Man raunte sich allerhand unheimliche Geschichten über diesen schnellen Tod zu und stellte ebenfalls schon die Vermuthung auf, der Fürst müsse vergiftet worden

sein. Die Aerzte hatten zwar einen Schlaganfall bescheinigt, doch das einmal argwöhnisch gewordene Volk giebt selten viel auf ärztliche Atteste, und hier glaubte es allen Grund zum schwärzesten Verdachte zu haben. Nicht genug, daß der plötzliche Hintritt des Fürsten die Köpfe der guten Unterthanen beunruhigte, auch die ganze Art und Weise des Begräbnisses entfernte sich von dem Herkömmlichen und setzte die Gemüther in seltsame Bewegung. Erschien es nicht vollends unerhört, daß der Fürst sich nicht in der Gruft seiner Ahnen beisetzen ließ, sondern diesen stillen Dorfkirchhof als letzte Ruhestätte wählte!

Es war zu ersichtlich, der Alte hatte wenigstens im Tode mit seiner Jugendgeliebten vereint sein wollen, denn dicht neben dem Grabhügel Emma's befand sich die einfache Gruft, die der Fürst zu seiner letzten Ruhestätte erwählt hatte. Der sonst so verschlossene, finstere Mann hatte also noch im Tode sein Inneres enthüllt.

Die harrende Menge vertrieb sich die Zeit mit gründlicher Besprechung der vergangenen und halb vergessenen Geschichten, die durch den Tod des Fürsten in Aller Erinnerung wieder lebendig wurden, und wer die Vergangenheit bereits abgethan hatte, der grübelte noch eifriger über die dunkle Zukunft.

Wie viel stand nicht auf dem Spiele! Wenn die

Wittwe das Land nicht mit einem Prinzen beschenkte, dann fiel das arme Ländchen Herzog Leopold in die Hände, und von dem durfte man nicht das beste Regiment erwarten. Zu bittere Klagen drangen von seinen Unterthanen herüber. Und dann, wie Viele haben ohnehin bei einem Thronwechsel zu zittern! Die Günstlinge des alten Fürsten müssen von vorn anfangen, noch vorsichtiger kriechen, sich noch tiefer bücken, um auch von dem neuen Herrscher einen Sonnenstrahl aufzufangen. Den Hoflieferanten wankt ebenfalls der Boden unter den Füßen, wie leicht kommen ihnen andere Bewerber zuvor — genug, ein solcher Regentenwechsel ist wohl geeignet, in den Meisten furchtbare Besorgnisse und nur in den Wenigsten kühne, trügerische Hoffnungen zu wecken.

„Wir werden einen solch guten Fürsten nicht wiederbekommen," sagte der Hofbuchbinder, und ein tiefer Seufzer entrang sich seiner breiten Brust.

„Ja, es ist schlimm, wir fallen an die Seitenlinie," meinte der Schneider; „man soll freilich nicht davon reden, aber meine Frau hat es von der Köchin des Registrators gehört, und die —"

„Ach gehen Sie doch mit dem Weibergewäsch!" rief Meister Behnisch verächtlich. „Aber die Leute sind nicht aufgeklärt genug, lesen keine naturwissenschaftlichen Bücher!"

„Nun, die Frau Bürgermeisterin behauptet steif und fest“ — und der Schneider dämpfte seine Stimme zu einem Flüstern — „daß wieder eine Prinzessin kommt, aber pst!“ — und der kleine Kleiderkünstler legte die mageren Finger an die ganz blau gefrorenen Lippen.

„Unsinn! Kühne Hypothese!“ rief der Barbier und schmunzelte selbstgefällig. Er war sich bewußt, dieses Wort richtig ausgesprochen zu haben.

Wirklich warf ihm der Buchbinder einen erstaunten Blick zu: „'s ist richtig: in's Innere der Natur dringt kein „verschlaf'ner Geist.“

„Ob es ein Prinz oder eine Prinzessin wird, das ist mir auch völlig gleichgültig,“ plauderte Meister Stratz weiter; „ehe dem kleinen Prinzen der Bart wächst, bin ich todt. Ich wünsch' deshalb, daß Leopold sogleich an's Regiment kommt, da hab' ich wenigstens Aussicht, Hofbarbier zu werden.“

Diese ganz laut ausgesprochenen Worte erregten einen förmlichen Sturm. Einige schimpften über die Frechheit des Barbiers, der jetzt schon einem neuen Herrn entgegenjubele, Andere nahmen für ihn Partei und meinten, schlimmer könne es auch nicht werden; der Streit wurde immer heftiger und die erhitzten Gemüther hatten nicht übel Lust, ihren Ansichten mit den Fäusten größeren Nachdruck zu geben, wenn nicht der furchtsame Schneider plötzlich ausgerufen hätte:

„Da kommt der Weber Martini mit seiner Frau!“ — und zeigte auf ein Ehepaar, das so eben in der Kirchhofthür erschien und sich mühsam durch die Menge drängen wollte. „Nun, die werden schwerlich noch einen Platz bekommen!“

Der Schneider hatte seinen Zweck erreicht; Aller Blicke wandten sich neugierig den Ankömmlingen zu, als sähe man sie heute zum ersten Male.

„Mich wundert's, daß sie nicht im Leide gehen,“ bemerkte der Barbier mit höhnischem Lächeln; „sie gehören ja eigentlich zur fürstlichen Verwandtschaft.“

„Ist das wirklich wahr?“ fragte der Schneider eifrig. „Meine Frau hat mir schon immer von diesen wunderlichen Geschichten erzählt, ich bin aber niemals recht klug daraus geworden.“

„Da kann ich Dir den besten Aufschluß geben,“ entgegnete der Barbier selbstgefällig — „ohne diese Mösallganz —“

„Mesalliance,“ berichtigte der Buchbinder und blickte den Barbier verächtlich über die Schulter an.

„Bitte, nicht kitzeln, Herr Hofbuchbinder. Sie waren nur acht Tage in Berlin, ich aber viele Jahre; ich weiß schon, daß man dort Jans sagt, statt Gans. Nun, wie gesagt, ohne diese dumme Mösallganz gehörte ich auch noch zum Hofe.“

„Was Du sagst! Erzähl' nur,“ drängte der Schneider.

„Vor sechszehn Jahren war ich noch fürstlicher Hofbarbier und ich rasirte den alten Herrn so glatt, daß sein Gesicht aussah wie Alabaster. Die alte Durchlaucht wurde immer völlig jung unter meinem Schermesser und hat mir stets ihre ganz besondere Huld zu erkennen gegeben. Könnte ich nur mit dem Arme in die Tasche langen, dann wollt' ich Dir die goldene Dose zeigen, die mir die Durchlaucht geschenkt und die —"

„Längst versilbert worden," entgegnete der Buchbinder, ohne sich umzudrehen.

„Nur aus Rache, Herr Behnisch!" eiferte der Barbier. „Ich bin ein friedlicher Bürger, habe meine gute Kundschaft — immer glatt —, aber ich kann, wie Klopstock sagt, kein Fürstendiener sein."

„Das sagt zufällig Schiller in seiner Classiker-Ausgabe," berichtigte der Buchbinder; „ich hab' sie in Halbfranz eingebunden."

Der Barbier ließ sich nicht außer Fassung bringen. „Klopstock hat es doch gesagt; er soll die Fürsten mit seinen Gedichten sehr durchgefuchtelt haben, deshalb nannten sie ihn Klopstock."

„Erzähl' lieber vom Prinzen Ernst!" rief der Schneider ungeduldig.

„Das ist rasch erzählt," schwatzte der Barbier weiter. „Ernst war schon immer ein wunderlicher Kauz, und ich glaube, er war kaum zweiundzwanzig Jahre, da

verliebte er sich in die älteste Tochter unseres früheren Bürgermeisters, die damals eine berühmte Sängerin war und hat sie heimlich geheirathet. Die zweite Tochter glaubte nun auch ein solches Glück zu machen, sie schlug alle bürgerlichen Freier aus und sitzt noch zu Hause. Die jüngste war dadurch klug gemacht worden, sie griff rasch zu, und so ist's gekommen, daß der Weber Martini Schwager des Prinzen Ernst wurde."

„Was hat denn aber diese prinzliche Heirath mit dem Barte der alten, seligen Durchlaucht zu thun?" fragte der Buchbinder. „Sie sind gewiß nur entlassen worden, weil Sie niemals nüchtern auf's Schloß gekommen."

„Sie haben Recht, ich hatte schon immer gefrühstückt," entgegnete der Barbier ruhig, und die Umstehenden lachten. — „Nein, ich verlor mein Amt, weil ich selbst vor dem Throne die ewigen Menschenrechte in Schutz nahm," fuhr er, sich in die Brust werfend, fort. „Ich war der Erste, dem der alte Fürst während des Einseifens sein Unglück klagte. Durchlaucht sagte ich ihm ruhig, die Liebe ist allmächtig, Sie müssen sich in Geduld fassen, auch ich habe unter meinem Stande geheirathet. . . Da fuhr er wie rasend in die Höhe, und ich begreif' es heute noch nicht, daß ich ihm nicht die Kehle abgeschnitten habe; natürlich hatte er eine tüchtige

Wunde, aber das war ja seine Schuld. Ich mochte nicht länger einen Mann rasiren, der nicht unter meinem Messer stillhielt, und nahm meine Entlassung."

„Und vorhin sagten Sie selbst, daß man Sie fortgejagt habe," ließ sich der Buchbinder vernehmen.

„Was untersteht sich der aufgedunsene Hofkleister?" rief der Barbier wüthend und fuchtelte mit der Rechten dem Meister Behnisch unter der Nase herum. Der Streit drohte wirklich noch in ein Handgemenge aus-auszuarten. Da drangen die Klänge des Trauermarsches herüber und mischten sich mit dem Glockengeläute der kleinen Dorfkirche. „Der Fürst kommt!" rief der Schneider und wies auf den Trauerzug, dessen Spitze sich langsam der Kirchhofspforte zu bewegte.

Wohl hatte Bernhard ein einfaches Begräbniß gewünscht, aber wie selten wird der letzte Wille eines Fürsten erfüllt! Mit dem Tode ist auch die Hand erlahmt, die in das Räderwerk nach Willkür eingreifen konnte; jetzt herrschen schon andere Mächte, die starke Laune des Nachfolgers oder das noch stärkere Ceremoniel. Nur mit Mühe hatte es Adelheid durchgesetzt, daß ihr Gemahl auf dem selbstgewählten Platze beerdigt wurde; gegen die übrigen Anordnungen des Hofmarschallamtes vermochte sie nicht anzukämpfen, und so wurde Fürst Bernhard, trotz seines letzten Willens, mit all' dem

Pompe zur Erde bestattet, der nun einmal, nach Ansicht der Hofbeamten, dem vielleicht letzten Sprossen eines erlauchten Hauses gebührte.

Der Hofmarschall wußte die Anordnung eines „einfachen Begräbnisses“ in seiner Weise auszulegen und benutzte diesen letzten fürstlichen Willen, um dem Begräbniß einen ganz aristokratischen Anstrich zu geben. Der Anschluß der Gewerke und Schützengilden, selbst der Hofschlächter und Hofbäcker wurde verbeten, denn der „Hochselige“ habe ausdrücklich ein ganz einfaches Begräbniß angeordnet, und nachdem das bürgerliche Element glücklich beseitigt worden, konnte ein weit höherer Glanz entfaltet werden. Die ganze Militärmacht des Fürstenthums wurde aufgeboten, um, in Parade-Uniform und mit zierlichem Trauerflor geschmückt, den Zug zu eröffnen. Selbst die Trommeln und die Blas-Instrumente des Musikcorps waren in Flor gehüllt. Hinter dem Militär marschirten die fürstlichen Jäger, die niederen Hofbeamten, sämmtlich in tiefster, prächtigster Trauer. Dann erst kam eine fast unabsehbare Reihe von Equipagen. Es war ein Trauergefolge, wie es sich ein solch kleiner, heimgegangener Fürst nicht glänzender wünschen konnte; auch das stattlich ausgeputzte Reitpferd fehlte nicht, das der „Alte“ aber niemals bestiegen hatte.

Für den Hof war ein Theil des Kirchhofes bereits

abgesperrt worden, und die von der Kirchhofsthür bis zur Begräbnißstätte gelegten Decken schützten die zarten Füße der Hofleute vor Erkältung. Auf der Stelle aber, die Adelheid einnehmen sollte, waren so viele Teppiche über einander gehäuft, daß sie auf einem förmlichen Hügel stand, als sie ihren Platz erreichte.

Aller Augen wandten sich der jungen Frau zu, die jetzt für das Schicksal des kleinen Landes von solcher Bedeutung war. Man hatte sie meist nur im Wagen gesehen, und heute erst fanden die getreuen Unterthanen Gelegenheit, die hohe, stattliche Erscheinung der Fürstin zu bewundern, die in jugendlicher, fast kindlicher Befangenheit, den Blick zur Erde gerichtet, dort stand, während bald eine fliegende Röthe, bald todesähnliche Blässe ihr schönes Antlitz bedeckte. Es gehört für die Leute höchsten Ranges ein gewisses Schauspielertalent dazu, um bei solcher Gelegenheit würdig aufzutreten, und die junge Frau, die sich gern einfach und natürlich gab, fühlte, daß sie das Repräsentationstalent nicht besaß. Da verstand Herzog Leopold, der sich zum Begräbniß seines Vetters ebenfalls eingefunden, weit besser, den hohen Trauernden zu spielen. Das scharfe, boshafte Gesicht sah heute außerordentlich gerührt aus, er hatte den Kopf ein wenig auf die hohe Schulter geneigt, um seinen Mund spielte ein Zug tiefer Wehmuth, nur die Augen glitzerten so unruhig wie immer.

Auch die Fürstin Mutter war ganz in Flor und Trauer versunken.

Superintendent Raschel mußte doch ein unbedingtes Vertrauen in die Prophetengabe der Frau Bürgermeisterin gesetzt haben, denn er war wirklich so krank geblieben, daß er die Leichenrede nicht halten konnte. Niemand hätte erwartet, daß dem starken, robusten Manne der Tod seines hohen Herrn so nahe gehen würde, und seine alte fürstliche Gönnerin war ganz entzückt über das weiche, gefühlvolle Herz ihres trefflichen Seelsorgers.

Eine kalte Februarsonne schickte dem Verstorbenen ihre letzten Grüße nach. So kalt und frostig wie diese Sonne, war sein Leben selbst gewesen, ein einziger Februartag für sein Land, der sich kalt und bleiern über Alles gelegt und mit seinem eisigen Hauche jedes Lebendige berührt. Trotzdem hielt Candidat Milbe eine feurige Leichenrede, und die getreuen Unterthanen hörten zum ersten Male, daß sie einem Fürsten das letzte Geleit gaben, dessen außerordentliche Regententugenden sie so unsterblich glücklich gemacht hatten. Nach Candidat Milbe hatte es kein Fürstenherz gegeben, das so warm und feurig für das Wohl seines Volkes geschlagen, als dasjenige, das hier dem Schooße der Erde anvertraut wurde.

Leopold hatte dem Candidaten gegenüber Posto

gefaßt, und je mehr Milbe den Heimgegangenen verherrlichte, desto mehr verlor sich die Trauer auf dem Gesichte des alten Herrn und machte einem boshaften Lächeln Platz. Er wurde immer unruhiger, stand bald auf dem einen, bald auf dem anderen Beine und warf dem Candidaten wüthende Blicke zu, der den Zorn seines Gegners nicht zu beachten schien und nicht müde wurde, den Verstorbenen als einen Herrscher darzustellen, dessen Verdienste Jahrhunderte überdauern würden.

Die getreuen Unterthanen vermochten Anfangs nicht das von Milbe entworfene Portrait ihres Landesherrn zu erkennen; ein ungläubiges Lächeln glitt über manche Lippen, aber die Begeisterung des Candidaten riß zuletzt die Widerstrebendsten mit sich fort. Man glaubte jetzt wirklich, an dem Heimgegangenen einen weisen Regenten verloren zu haben. Die Bewohner eines kleinen Landes sind ohnehin schon an das Aufstutzen des Unbedeutendsten gewöhnt, ihr Auge begegnet nur kleinlichen Verhältnissen und noch kleinlicheren Menschen; das muß natürlich jene Kurzsichtigkeit erzeugen, die vor dem Armseligsten bewundernd still zu stehen vermag. In den Herzen der Frauen begann sich zuerst eine weichere Stimmung zu regen, und als Milbe vollends die Jugendliebe des Fürsten, wenn auch sehr verblümt, berührte, da wurde rasch die Gelegenheit

benutzt, sich auszuweinen. Auch die Männer zollten dem Andenken ihres Fürsten einige Thränen — die letzte und wohlfeilste Steuer.

Milde hatte noch nicht Amen gesagt, da drängte sich plötzlich eine hohe, schlanke Gestalt hastig durch die Menge und an den Sarg heran. Es war eine seltsame Erscheinung. Der Fremde trug einen spanischen Mantel nachlässig über den Schultern, ein alter Calabreser war auf das schwarze Haar gedrückt, das lang und wirr um seine Schläfe flatterte, die Füße steckten in ein paar mächtigen Wasserstiefeln, die über das Knie hinaufreichten und gegen die feinen, schwarzen Beinkleider wunderlich abstachen. Ein lederner Gürtel, aus dem ein paar Pistolenläufe hervorblickten, umschloß die Hüfte, während die Brust nur ein feines, blendend weißes Hemd bedeckte. Der Hals war völlig ungeschützt.

„Der verrückte Prinz!" murmelte die Menge, nicht wenig gespannt, was nun erfolgen würde.

Mit jenem geringschätzenden Lächeln, das auf dem Antlitze dieses Mannes eingegraben schien, hatte er sich Bahn gemacht; den Blick zur Erde gerichtet, stand er noch eine Weile vor dem Sarge, und jetzt schlug er das große dunkle Auge auf und ließ es über die Masse hinwegschweifen. Wie viel Menschenverachtung, Hohn und Bitterkeit lag in diesem Blicke! Er gewahrte plötz-

lich Adelheid, und seine finstern Züge hellten sich auf. Hastig wollte er auf sie zueilen, besann sich aber, trat dichter an den Sarg und schob fast unsanft den Candidaten bei Seite. Seine Augen starrten auf den kostbar ausgelegten Sargdeckel, als könne er die feste Hülle durchdringen und das Antlitz des Bruders ruhe offen vor ihm. Nachdenklich legte er die weiße, magere Hand auf das silberne Wappen des Sarges; die übrige Welt schien vor seinem inneren Auge zu versinken, er sah nur noch seinen Bruder, und mit einem halb traurigen, halb spöttischen Lächeln redete er zu ihm hinab: „Siehst Du, das ist das Ende! Und lohnte es sich wohl der Mühe, so viel Lärm zu machen wegen dieses Ameisenhaufens? Betrachte Dir doch diesen Pöbel, wie er gleichgültig glotzt und nach Dir nichts mehr fragt! Und Deine treuen Diener, wie sie schon den Rücken Deines Nachfolgers unterthänigst belächeln. Du hast so wenig zum Regieren getaugt, wie ich, aber ich bin wenigstens ein Narr für mich, Du warst es für die Welt! Ja, ja, für die Welt, für Deinen kleinen, abgestorbenen Winkel, wo Du als Puppenkönig herumsprangst, an Drähten gezogen, die so dick waren, wie ein Tau. Siehst Du, und nun werfen sie Dich in den Rumpelkasten und eine andere Marionette wird hervorgekramt, bis endlich das ganze Kasperle-Theater aus dem Leime geht. O, was werden die Ratten für Feste

feiern, wenn sie all' die Purpurmäntel zernagen dürfen! Nun, sei froh, daß Du Deine Rolle zu Ende gespielt hast, sie war ohnehin kurz und unbedeutend. Aber hörst Du, Bernhard, laß Dir nicht wieder von einem frommen Einfaltspinsel so viel nachreden," fuhr der Prinz mit lauter, weithin schallender Stimme fort und warf einen höhnischen Seitenblick auf den Candidaten; „Du warst niemals weiser, als heut', wo Du endlich unter die Erde kriechst und Dir noch dazu diesen hübschen, verschwiegenen Platz ausgesucht hast. So sei doch nicht so still und mache nicht wieder das alte verdrießliche Gesicht; Du bist ja endlich mit ihr vereint, und nun kann Euch nichts mehr trennen! Ah, Du warst niemals ein besserer Soldat, als jetzt, wo Du die Flucht ergreifst, und sollst dafür auch mit allen militärischen Ehren begraben werden!" setzte er mit erhobener Stimme hinzu, und seine Augen leuchteten wild und unheimlich. Noch ehe Jemand eine Ahnung hatte, was geschehen würde, zog der Prinz seine beiden Pistolen aus dem Gürtel und schoß sie ab.

Ein lauter Angstschrei folgte den donnernd über den Kirchhof hinrollenden Schüssen. Mehrere Weiber würden versucht haben, in Ohnmacht zu fallen, wenn sie Raum dafür gefunden hätten. Eine allgemeine Verwirrung entstand, und die Entfernteren, die durch den Knall der Pistolen noch heftiger erschüttert wurden,

weil sie den Vorgang nicht gesehen hatten, drängten in wilder Hast zur Pforte, um hinaus zu flüchten. Das Gewühl wurde entsetzlich und riß auch die Leute vom Hofe mit fort.

Der Prinz stand einen Augenblick unbeweglich und weidete sich mit großem Behagen an der entstandenen Verwirrung. Plötzlich gewahrte er, daß selbst die junge Fürstin Gefahr lief, von der wie wahnsinnig vorwärts drängenden Menge eingeschlossen zu werden, und mit wunderbarer Kraft und Gewandtheit bahnte er sich zu ihr rasch den Weg. Er stellte sich dicht vor Adelheid hin und mit hoch erhobener Pistole rief er drohend: „Ich schieße jeden nieder, der nur das Gewand meiner Schwägerin streift!“

Obwohl die abgeschossenen Pistolen des Prinzen nicht zu fürchten waren, so übte das Drohwort doch seine Wirkung. Die stürmisch heranbrausende Menschenwelle verlor sich nach einer anderen Richtung.

„Verzeihen Sie meine Tollheit!“ sagte der Prinz und führte die Hand Adelheid's ehrfurchtsvoll an seine Lippen. „Als ich vor Jahren mit Ihnen im Parke Ihres Vaters herumschwärmte, ahnte ich nicht, daß ich Sie erst am Sarge meines Bruders wiedersehen würde. Damals war es Frühling, ein blauer Himmel lachte uns in das Herz, aber Ihre blauen Kinderaugen lächelten noch heller — und jetzt ist es Winter.“

Sein Auge ruhte prüfend auf dem Antlitze der schönen Frau.

Adelheid fand in ihrer Ueberraschung nicht gleich Antwort. Hatte man ihr nicht gesagt, der Prinz sei völlig wahnsinnig geworden und mache durch seine tollen Streiche ihrem Gemahl entsetzlichen Verdruß? Und jetzt stand vor ihr ein Mann, dessen äußere Erscheinung wohl sehr absonderlich war, dessen Antlitz aber kaum die geringste Geistesstörung verrieth!

„Erschrecken Sie nicht," fuhr der Prinz mit schwermüthigem Lächeln fort, „ich bin nicht so verrückt, als man mich Ihnen geschildert hat; aber ich will Ihnen zeigen, was mich toll gemacht."

Und er schlug den Herrn von Klinge, der in seiner Nähe stand, mit dem Pistol so heftig auf die Schulter, daß dieser einen lauten Schrei ausstieß und sich wüthend nach seinem Gegner umdrehte. Als er aber den Prinzen bemerkte, verzog er das Gesicht zu seinem süßesten Lächeln und flüsterte mit einem tiefen Bücklinge: „Durchlaucht befehlen?"

„Werfen Sie sich auf den Boden, Hoheit will Sie als Fußschemel benutzen!" sagte der Prinz im herrischsten Tone.

Die großen Augen des Kammerherrn nahmen noch einen dümmeren Ausdruck an, er war ganz außer Fassung über den seltsamen Befehl, aber auf eine

gebieterische Handbewegung des Prinzen krümmte er schon den Rücken und würde sich im nächsten Augenblicke wirklich hingeworfen haben, wenn nicht Adelheid ihm zugerufen: „Es war nur ein Scherz meines Schwagers!“

Herr von Klinge athmete auf und zog sich mit einem noch tieferen Bücklinge leise und vorsichtig zurück.

„Sehen Sie, das soll uns nicht verrückt machen,“ rief der Prinz heftig, „wenn uns Geschöpfe umgeben, die unsere größten Albernheiten bewundern, unsere tollsten Launen ertragen?“ — Die schmalen, höhnisch zuckenden Lippen zeigten jetzt wieder seine tiefe, gründliche Menschenverachtung. — „Wir verlieren uns niemals mehr, als wenn wir mit Menschen umgehen, nach deren Achtung wir nicht fragen; daran gehen alle Fürsten zu Grunde. Liebe Adelheid, auch Ihre Seele ist zu groß für diese kleinlichen Verhältnisse, mag Ihnen mein Schicksal zur Warnung dienen!“

Adelheid fühlte Mitleid mit dem Manne; sie reichte ihm die Hand und sagte herzlich: „Fürchten Sie nichts, ich bin nicht stolz genug, um einmal übermüthig meinen Fuß auf den Nacken dieser Leute zu setzen; aber ich danke Ihnen für diese Lehre, und nicht wahr, Sie kommen nun öfters zu mir? O, ich bin so allein und sehne mich nach einem Menschen! Oder ich besuche Sie,“ fuhr sie lebhaft fort, als sie sah, daß ihr Schwager davon nichts

hören wollte. „Ihr Häuschen am See sieht so einladend aus, und dann sehe ich Ihre Frau und Ihr Töchterchen. Nicht wahr, ich darf kommen?“ sagte sie mit all' der herzgewinnenden Anmuth, die ihr eigen war.

„Gewiß, wenn Sie kommen dürfen,“ bemerkte der Prinz.

„Ich bin ja jetzt Regentin,“ entgegnete sie mit kindlichem Lächeln und richtete sich in die Höhe.

Ihr Schwager erhob drohend den Finger und wollte eine neckende Antwort geben, da sah er die Fürstin-Mutter auf sich zusteuern, die endlich dem Gewühle glücklich entronnen war. Freilich, mit welchen Opfern! Sie sah so zerzaust aus, wie ein halb entmastetes Schiff, das nach einem heftigen Sturme den Hafen sucht. Ihr Gesicht glühte durch die weiße Schminke hindurch, der Angstschweiß stand ihr noch auf der Stirn und in höchster Aufregung rief sie sogleich dem Prinzen zu:

„Bist Du denn ganz toll geworden, so das Andenken Deines Bruders zu beschimpfen? Und welche Verwirrung hast Du durch Deinen unsinnigen Streich hervorgebracht! Es sind Menschen beinahe erdrückt worden, auch ich schwebte in Lebensgefahr!“ — Und die alte Frau warf ihrem Stiefsohne wüthende Blicke zu.

Das Gesicht des Prinzen hatte bei der Annäherung seiner Stiefmutter einen ganz anderen Ausdruck ange-

nommen. Der ruhige Ernst, mit dem er bisher gesprochen, verschwand, ein bitteres, höhnisches Lächeln spielte um seine Lippen, während die Augen müde und glanzlos in's Weite starrten. Wie zerstreut drehte er langsam an seinem dunkeln Knebelbarte, streifte dann mit einem spöttischen Blicke die kugelrunde Gestalt und sagte trocken: „Sie schwebten?! Das ist unmöglich!"

Leopold, der jetzt ebenfalls dem Gewühle glücklich entronnen war und die sarkastische Frage noch gehört hatte, konnte kaum ein helles Auflachen unterdrücken und hustete seelenvergnügt vor sich hin. Seine kleinen, grauen Augen schweiften zu dem Prinzen aufmunternd hinüber, um wenigstens diesen lautlosen Beifall zu spenden.

„Unverschämter!" rief die Stiefmutter knirschend vor Aerger. Als sie aber das Schmunzeln ihres Feindes bemerkte, raffte sie sich zusammen. „Nun, Dir muß ich schon viel zu Gute halten!" fuhr sie beinahe mitleidig fort und klopfte mit ihren fleischigen, runden Fingern auf ihre Stirn, um auf die Geisteskrankheit des Prinzen anzuspielen.

Noch ehe ihr Stiefsohn eine Antwort geben konnte, eilte Leopold auf ihn zu und versuchte in Aufsehen erregendster Weise, den großen, stattlichen Mann an seine Brust zu ziehen.

„Mein theurer, geistreicher Freund, wie wahr haben

Sie gesprochen! Ich meine, am Sarge unseres lieben Vetters. Wir müssen die Canaille verachten, das ist mir aus der Seele geredet! Und der Einfall mit den Rattenfesten, sehr gut, sehr gut! O, wie bedauere ich, daß Sie sich so vor aller Welt abschließen! Warum kommen Sie gar nicht mehr zu mir? Sie glauben nicht, wie sehr ich Sie vermisse — welch' lustige Zeiten haben wir mit einander verlebt! Denken Sie noch zuweilen an die schönen Tage von Aranjuez — ich meine von Katharinenaue?"

Die grauen Augen Leopold's zwinkerten mit einem seltsamen Ausdrucke zu dem Prinzen hinauf. Dieser zuckte bei dem letzten Worte zusammen und warf einen unruhig forschenden Blick auf den alten, vergnügt vor sich hinlächelnden Mann, als wolle er dessen innerste Gedanken damit ergründen; aber das Gesicht des letzteren zeigte sich so unbefangen, wie möglich.

„Narr!" stieß er dann hastig hervor, schob den Herzog ziemlich unsanft bei Seite und stürzte wie ein Rasender hinweg.

„Ich fürchte, der Wahnsinn meines armen Sohnes nimmt so überhand, daß er ohne Gefahr für die öffentliche Sicherheit nicht länger frei herumlaufen darf. Meinen Sie nicht auch, geliebte Tochter?" wandte sie sich an Adelheid.

„Mein Schwager besitzt einen tiefen Menschenhaß," entgegnete diese ruhig; „er ist stolz und schwermüthig, aber alle seine Worte verrathen weniger einen gebrochenen, als einen tiefen, nur mit Welt und Leben zerfallenen Geist."

„Bei solcher Jugend solche Weisheit — Sie besitzen den Geist einer Semiramis! Ich staune über den Scharfsinn meines lieben, hochseligen Vetters, der Sie schon jetzt zur Regentin eingesetzt hat!" rief Leopold im höchsten Entzücken aus, während in seinem scharfen, spitzen Gesichte sich jenes Lächeln zeigte, das stets ungewiß ließ, ob seine Worte im Ernst gemeint seien oder ob er sich über Jemanden lustig machen wolle.

Schon wollte die alte Durchlaucht der Schwiegertochter eine heftige Antwort zuschleudern, sie besann sich aber und sagte mit erzwungener Freundlichkeit: „Sie haben Recht, mein Sohn besaß einen außerordentlichen Scharfblick, er durchschaute bald seine Feinde; aber nun lassen Sie uns die so unwürdig unterbrochene Feier zu Ende bringen."

Die aufgescheuchte Menge hatte sich endlich auch völlig beruhigt. In schönster Ordnung standen die Hofleute wieder um die Gruft; Candidat Milbe trat noch einmal an den Sarg und betete so ruhig ein Vaterunser, als sei gar nichts vorgefallen. Die Glocken

läuteten von Neuem, ein Kirchenlied wurde gesungen, aber eine feierliche Stimmung herrschte nicht mehr unter den Versammelten.

Bereits war die Sonne am Horizont verschwunden, eine noch kühlere Luft wehte, und man beeilte sich, den Sarg in die Gruft zu senken. Eine halbe Stunde später war der kleine Kirchhof so öde und verlassen, wie immer. Nur die bleiche Sichel des Mondes warf ihre unsichern Strahlen auf die letzte Ruhestätte des Heimgegangenen, über deren Portal die goldene Inschrift prangte: Tandem felix.

Fünftes Kapitel.

Die Residenz Herzog Leopold's gewährte schon dem oberflächlichsten Beobachter einen wunderlichen Anblick. Man sah es der kleinen Landstadt an, daß sie durch die Laune hoher Herren entstanden war und jeden Augenblick zu fürchten schien, durch irgend eine andere Laune wieder in ihr Nichts zurückzusinken. Straßen und Plätze waren im größten Style angelegt, in der kühnen Erwartung, daß die Residenz wie ein rasch in die Höhe schießendes Kind in diesen weiten Rock schon hineinwachsen würde; diese Hoffnungen waren natürlich nicht

in Erfüllung gegangen, und jetzt dämmerte die arme Stadt schlaftrunken vor sich hin, ja, gerade diese Ausdehnung dämpfte die Stille, die gewöhnlich in solch kleinen Residenzen herrscht, zur Grabesruhe.

In den langen, öden Straßen schlichen die Menschen wie verstohlen, gleichsam auf Socken dahin, als scheuten sie, durch das Geräusch ihrer Tritte die schlummernde Stadt zu erwecken. Eine dumpfe, schwüle Luft schien auf Allem zu ruhen — auf den weitläufigen, einsamen Plätzen, den kleinen, blöde und schüchtern sich hinter die Straßenfront verkriechenden Häusern und den noch blöderen Menschen. Nur die riesigen Schilder an den meisten Häusern verkündeten dreist und in den schreiendsten Farben, daß hier ein glücklicher Hofschlächter oder Hofbäcker zu suchen sei. Jeder Stand, jedes Gewerbe hatte sich in den fürstlichen Sonnenschein gedrängt, und welch seltsame Titel waren da zu lesen! Hier erzählte ein prachtvolles Schild, daß der „Herzogliche Hof-Hühneraugen-Operateur" in dieser elenden Hütte seine Kunst treibe, dort gab es sogar einen herzoglichen „Leibschneider."

Einen noch eigenthümlicheren Anblick gewährten das Schloß und seine Umgebung. Die alten Fürsten hatten hier in Holz und Stein ihre Memoiren geschrieben. Schon das Schloß selbst wies die wunderlichsten Bau-

style auf. Jeder Bewohner desselben hatte nach Bedürfniß oder Laune ein Stück hinzugefügt, und so bot das große, steinerne Viereck die bunteste Musterkarte.

Das alte Schloß war ein großer, roher Steinklumpen, der von einer Zeit erzählte, in der man nicht gern zu Hause war. Daran reihte sich ein Flügel im reichsten gothischen Style, auf der anderen Seite zog sich ein leichter, luftiger Renaissancebau hin und Gebäude im Rococo- und im maurischen Geschmack schlossen das Viereck ab.

Der Urgroßvater mußte ein eifriger Jäger gewesen sein, denn in den unteren Räumen des türkischen Palais wimmelte es von ausgestopften Thieren und Jagdwerkzeugen. Der weitläufige Park mit seinen geraden Alleen und verschnörkelten Bäumen war die Schöpfung des Großvaters; freilich hatte sein jetzt regierender Enkel ein gutes Stück davon in einen Exercierplatz verwandeln lassen und damit seine militärischen Neigungen entschieden an den Tag gelegt. Leopold der Eilfte würde seinen Enkel in der Wiege erwürgt haben, hätte er eine solche Verunstaltung seines Gartenjuwels ahnen können. In seinem Testamente hatte er ausdrücklich die sorgfältigste Pflege und Erhaltung seiner Gartenschöpfungen zur Pflicht gemacht; der Sohn war auch dieser Bedingung nachgekommen, aber Leopold der Drei-

zehnte setzte sich kühn über noch ganz andere Dinge hinweg, als solch fromme Wünsche.

Im Renaissancebau hatte einst der Vater seinen Neigungen für Theater die Zügel schießen lassen; der Sohn dagegen ließ nur das Ballet gelten und zog gern in den Sommermonaten eine Tänzergesellschaft herbei. Fürsten, die für das Soldatenspielen schwärmen, sind auch stets feurige Anhänger des Ballets; vielleicht opfern sie sich nur für ihr Offiziercorps, das nun einmal eine gewisse Schwäche für diese dahinflatternde Kunst nicht verleugnen kann.

Mochte das Hauptgebäude noch so viel Unfreundliches bieten, der jetzt regierende Herzog hatte doch darin seinen Wohnsitz aufgeschlagen, weil er von hier aus am besten seine Residenz übersehen und beherrschen konnte; denn ohne seine besondere Erlaubniß durften die getreuen Unterthanen nicht die kleinste Veränderung an ihren Besitzungen vornehmen, ja, sie wagten nicht, allzu oft über die Straße zu wandern, um nicht in den fürstlichen Augen zum „Müßiggänger" herabzusinken und dann dadurch irgend einen Gewinn vom Hofe zu verlieren.

Obwohl Leopold sich niemals einer guten Laune erfreute, war er doch in der letzten Zeit verbissener, schärfer, als je. Er konnte die Stunde nicht erwarten,

in der endlich „drüben“ die Entscheidung kommen mußte; deshalb fiel er mit jedem Tage einer quälenderen Unruhe anheim, die sich nach unten hin immer furchtbarer entlud. Ohnehin lag er mit seinen alten Dienern stets in einem erbitterten Kampfe. Er hatte die meisten noch von seinem Vater übernommen, der seinen Leuten ein milder, freundlicher Herr gewesen und ihnen ein Ruhegehalt ausgesetzt. Diese alten Diener waren nicht an knechtischen Gehorsam gewöhnt und zeigten sich gegen den Dreizehnten oft widerspänstig; dennoch entließ er sie nicht, weil er ihnen zu ihren Pensionen nur einen kleinen Zuschuß leisten durfte, während er neugeworbenen Dienern den vollen Lohn hätte zahlen müssen.

Mehrere der alten Leute hatten freilich schon ihren Dienst aufgegeben, und zum Troste Leopold's noch dazu ohne Ruhegehalt, denn sie waren gestorben; auch der alte, widerhaarige Kammerdiener hatte vor einigen Jahren das Zeitliche gesegnet, und der neue war ein ganz anderer Mann. Er hatte sich in kurzer Zeit mit seltenem Geschick in die Launen seines Herrn gefunden und sich ihm unentbehrlich gemacht. Während Leopold glaubte, nach eigener Willkür zu regieren, befand sich das Schicksal des kleinen Ländchens eigentlich nur in den Händen seines Kammerdieners. Wer irgend etwas bei dem Herzog durchsetzen wollte, mußte sich an den

mächtigen Günstling wenden und sich vor ihm tiefer demüthigen, als vor einem Minister.

Man nannte den Kammerdiener Milbe nur den Dämon des Herzogs, denn seitdem sich dieser Mensch in seine Gunst eingenistet, hatte die Willkürherrschaft überhand genommen, war Alles geschehen, die Unterthanen noch mehr zu drücken und die ohnehin nicht populäre Regierung des Dreizehnten noch unbeliebter zu machen.

Milbe mochte etwa fünfzig Jahre zählen, aber er sah weit älter aus; das blasse, gelbliche Gesicht war von tiefen Runzeln durchfurcht und das rothe, struppige Haar schon ziemlich gelichtet. Wie demüthig und beschränkt sah der Mann aus, als er jetzt auf den ersten, heftigen Klingelzug seines Herrn in dessen Zimmer trat. Die Jalousieen waren noch geschlossen, es herrschte tiefe Dämmerung in dem Gemache; dennoch erkannte Milbe auf der Stelle, in welcher Stimmung sich die alte Hoheit befand, als sie den kahlen Kopf vom Pfühl erhob und hastig durch die etwas zurückgeschobenen Bettvorhänge steckte.

„Habe schlecht geschlafen und böses Zeug geträumt. Der Teufel war gestorben und Dein Sohn hielt ihm eine Leichenrede. Er strich die Verdienste des Verstorbenen so heraus, daß den Engeln im Himmel die Thränen von den Backen liefen. Siehst Du, Insect, Dein Sohn ist ein Teufelskerl, er wird es noch weit bringen!“

Um den eingefallenen, jetzt noch zahnlosen Mund schlängelte sich ein boshaftes Lächeln. Es gehörte zu den hohen Scherzen Leopold's, seinen Kammerdiener „Insect" zu nennen.

„Hoheit sind selbst im Traume geistreicher, als wir Anderen im Wachen!" entgegnete Milbe, und auf seinem glatten Gesichte zeigte sich nichts als rückhaltlose Bewunderung.

Da der alte Herr sah, daß sein Sarkasmus keinen Eindruck machte, versuchte er auf andere Weise die Geduld seines Kammerdieners auf die Probe zu stellen.

„Habe Dir schon gestern gesagt, daß es Dein Sohn für immer bei mir verschüttet hat!" krächzte er jetzt hervor und schlug zur Bekräftigung mit der Faust auf die seidene Bettdecke. „So ein undankbarer Schlingel! Nun, sobald ich drüben bin, jage ich das kleine Insect auf der Stelle fort!" — Er steckte wieder den Kopf durch die Bettvorhänge, und seine kleinen, grauen Augen suchten mit unverkennbarer Schadenfreude auf dem Antlitze Milbe's die Wirkung seiner Drohung zu lesen.

Das Gesicht des Kammerdieners verrieth auch jetzt nicht die mindeste Bewegung.

Immer verdrießlicher wurde der alte Herr. — „Zieh' mich an und schneide keine Gesichter! Es ist freilich schmerzlich für einen Vater, wenn sein Sohn unglücklich

wird, aber ich kann Dir nicht helfen, der Tölpel ist schuld daran!"

Milbe hatte bereits mit starken Armen seinen Herrn erfaßt und wie ein Kind aus dem Bette gehoben; er hüllte ihn rasch in einen ziemlich abgenutzten, roth-seidenen Schlafrock und trug ihn über das Zimmer, um ihn auf einen Sessel niederzulassen.

„Wenn ich das alte Gerippe an die Wand schleuderte, daß ihm der Spott verginge!" dachte der Kammerdiener, als er den Dreizehnten in den Armen hielt. Ihm war's, als könne er damit allein dem wilden Racheschrei seines Innern Luft machen und die jahrelang erduldete Schmach zurückzahlen. Seine Hände zuckten, die Stirn zog sich in düstere Falten, und er drückte die leichte Bürde fester an seine Brust, um vielleicht im nächsten Augenblicke schon seinen finsteren Gedanken auszuführen; da fiel sein Blick auf den mächtigen Pfeilerspiegel, und die Besinnung kehrte zurück. Er schien vor sich selbst zu erschrecken. — „Hätte ich mich doch beinahe von meinem alten, wilden Blute hinreißen lassen; ich muß eine bessere Stunde abwarten!" — Dieser Gedanke gab ihm die frühere Ruhe zurück, und er versuchte, sein Gesicht wieder in die gefälligsten, freundlichsten Falten zu legen.

„Du preßt mich ja so zärtlich an Dein Herz, als wäre ich Deine Geliebte!" keuchte Leopold.

„Hoheit können daraus ermessen, wie theuer Sie mir sind!“

Das diese Worte begleitende seltsame Lächeln entging dem alten Herrn; seine Augen irrten bereits forschend über den Schloßplatz hinweg und hatten schon ein „Aergerniß“ aufgestöbert, das ganz geeignet war, seine üble Laune zu erhöhen.

„Was untersteht sich der freche Mensch — unerhört!“

Er wies lebhaft auf ein gegenüberliegendes Wohnhaus. Milbe folgte mit den Augen der ausgestreckten Hand seines Herrn.

„'s ist wirklich stark!“ stimmte er bei.

„Weißt Du denn schon, was ich meine?“ fragte Leopold erstaunt.

„Hoheit sind ein viel zu milder Herr, deshalb erlauben sich die Leute so viel Freiheiten,“ eiferte Milbe, während er dabei der fürstlichen Menschenruine durch allerlei Toilettenkünste ein freundlicheres Aussehen zu verschaffen suchte; „der dicke Seifensieder würde sich sonst nimmermehr unterstehen, seinen lumpigen Laden mit den herzoglichen Landesfarben anzustreichen!“

„Das Insect versteht mich doch am besten!“ murmelte Leopold halblaut vor sich hin. „Wollen's ihm schon anstreichen, Gensdarm rufen!“ fuhr er mit häßlichem Grinsen fort. „Wird's bald?“

„Hoheit sind noch nicht angezogen,“ entgegnete

Milde ruhig und mit sehr lauter Stimme. Ohne sich in seinem Amte stören zu lassen, griff er nach einer schwarzen Perrücke und krönte damit das völlig kahle fürstliche Haupt.

„Rufe nur, wichtige Sache, duldet keinen Aufschub!" — Das Gesicht des Dreizehnten nahm einen sehr ungeduldigen Ausdruck an.

„Bin noch nicht fertig," entgegnete Milde noch lauter und brachte mit unerschütterlicher Ruhe das falsche Haar in zierliche Formen.

„Unverschämter Hal —"

Weiter kam Leopold nicht. Der Kammerdiener hatte inzwischen das in einem mattgeschliffenen Glase aufbewahrte falsche Gebiß ergriffen und schob es seinem Herrn mit einer geschickten Handbewegung in den geöffneten Mund. Erst als Milde mit einem sanften Drucke das Gebiß befestigt hatte, stieß Leopold mit weit schärferer Stimme die sitzengebliebene Endsylbe heraus.

„. . . . unke, was unterstehst Du Dich?"

„Hoheit haben ein= für allemal befohlen, ich solle Niemanden eher hereinlassen, als bis wir mit unserer Toilette fertig sind!" erwiderte Milde fest.

Leopold besann sich augenblicklich auf diesen Befehl und in seiner schnell umspringenden Laune sagte er mit beifälligem Schmunzeln: „Treuer Diener, bleibe Dein gnädiger Herr!"

Ueber das gelbe Antlitz Milbe's glitt ein boshaftes Lächeln, das eben so rasch verschwand, als es gekommen.

Auch die Stimmung des Dreizehnten hielt nicht lange an; er war stets auf seiner Hut, sich gnädig zu zeigen, denn er fürchtete, damit die Leute zu irgend einer Bitte zu ermuthigen, die seiner Privatschatulle gefährlich werden konnte, und bei seinem überhand nehmenden Geize blieb dies die einzige Stelle, wo er sterblich war.

„Schade nur, Sohn verzogen!" schnarrte er vor sich hin. „Habe es ganz anders gemacht, meine Söhne stets kurz gehalten, gehorchen dafür, haben Respect, Freude erleben!"

Milbe schien auf die Worte seines Herrn gar nicht zu hören; er war eben damit beschäftigt, das magere, abgelebte Gesicht des Dreizehnten durch seine bewunderungswürdige Schminkkunst jugendlich aufzufrischen, und sagte deshalb nur: „Ja, ja!" — Dann setzte er nach einer kleinen Pause hinzu: „Der Banquier Ephraim aus Berlin war gestern wieder hier; er bat um eine Audienz." Er wollte während dieses Gespräches sein Restaurationswerk ruhig fortsetzen, aber Leopold fuhr so heftig in die Höhe, daß der Pinsel des Kammerdieners seinen Weg verfehlte und auf Nase und Stirn einen rothen Streifen zurückließ.

„Was will der Jude?" sprudelte er heraus, und

das zornentbrannte, seltsam angestrichene Gesicht sah so komisch aus, daß Milde all' seine Verstellungskunst zusammennehmen mußte, um nicht laut aufzulachen. „Bezahle nichts mehr für liederlichen Schlingel!“ fuhr er fort, nach alter Gewohnheit sich in immer größere Wuth hineinredend. „Leopold rufen, augenblicklich! Will der Sache ein Ende machen! Allein lassen!“ — Und er machte eine gebieterische Handbewegung.

Dem Kammerdiener fiel es nicht ein, neuen Widerspruch zu erheben; er warf nur einen letzten, befriedigten Blick auf das Gesicht seines Herrn, dann schlüpfte er geräuschlos aus dem Zimmer.

„Bezahle nichts“ — der Gedanke schien dem Dreizehnten ordentlich wohl zu thun; er sprang von seinem Sessel auf und rieb sich vergnügt die Hände. „Hab' mir erst wieder was zusammengespart“ — und mit dem süßen Behagen eines echten Geizhalses schlich er in einen Winkel des Zimmers, drückte an einem Knopfe, und sein geheimer Schatz that sich vor seinen trunkenen Blicken auf. Er begnügte sich nicht, die funkelnden Goldstücke zu betrachten, sondern wühlte mit seinen mageren Händen in dem Haufen herum und weidete sich an dem hellen Klange des edlen Metalles. Hier verließ ihn seine Schwerhörigkeit völlig, er war im Stande, schon durch Anklingen ein falsches Goldstück von einem echten zu unterscheiden. Ganz in das An=

schauen seines Mammons versunken, hatte er den Eintritt seines Sohnes überhört. Erst als dieser dicht hinter ihm stand und ihm sehr laut einen „Guten Morgen" bot, richtete er sich in die Höhe, stieß einen wahren Angstschrei aus und schlug den Deckel zu. Der Schatz war wieder verschwunden. — „Was willst Du?" rief er heftig, und seine grauen Augen irrten unruhig über das Gesicht des Sohnes. „Ja so," fuhr er, sich besinnend, fort, „habe Dich rufen lassen, will Dir meine höchste Unzufriedenheit mit Deinem liederlichen Lebenswandel an den Tag legen."

Vater und Sohn standen sich jetzt gegenüber, und ihre außerordentliche Aehnlichkeit trat um so schärfer hervor. Zwar fehlte dem Sohne die hohe Schulter, auch überragte er den Vater um wenige Zoll, dennoch verrieth seine ganze Erscheinung, daß er nur ein treues Abbild des Dreizehnten war. Ja, wenn Meister Milbe bereits am erlauchten Vater sein Restaurationswerk vollendet, hätte man die beiden hohen Herren leicht für Brüder halten können. Der junge Leopold zeigte dasselbe schmale, abgelebte Gesicht wie sein Vater, eine Menge verdächtiger Fältchen lagerten sich um seine grauen, kalten Augen, und die sorgfältig von hinten nach vorn gequälten Haare verdeckten nur noch widerstrebend das Blachfeld des kleinen, spitzen Hauptes.

Um die schmalen, blassen Lippen zuckte ebenfalls gern ein boshaftes Lächeln; nur trug der Sohn eine Blasirtheit zur Schau, die dem Alten völlig fremd war.

Während seiner heftig hervorgesprudelten Worte war der Dreizehnte dicht an seinen Erstgeborenen herangetreten und versuchte vergeblich, mit seinen zornfunkelnden Augen auf den ungerathenen Sohn einen Eindruck zu machen.

Dieser bemerkte bei seiner Kurzsichtigkeit erst jetzt das übel bemalte Gesicht seines Vaters. Sein Bruder Arthur würde in übermüthiger Laune laut aufgelacht haben; er dagegen verzog kaum den Mund zu einem spöttischen Lächeln: „Milbe wird doch alt und ungeschickt,“ sagte er ruhig und wollte nach dem Augenglase greifen, um die Verwüstungen auf dem Gesichte seines Vaters näher in Augenschein zu nehmen, besann sich aber, daß er den Alten nicht allzu sehr reizen dürfe, und wies nur mit der Hand nach dem Spiegel.

Der Dreizehnte warf einen Blick hinein und prallte vor dem Werke Milbe's erschrocken zurück. So verhunzt, so unvollendet hatte er sein Gesicht noch niemals zu sehen bekommen. War er denn wirklich schon die Menschenruine, die ihn dort angrinste, während sonst dasselbe Glas nur das Bild eines stattlichen Mannes zurückwarf, der sich noch in seinen besten Jahren befand?

Wenn der unverschämte Spiegel nicht log, dann war er ein abgelebter, hinfälliger Greis, der an sein Ende denken mußte.

Die Jahre waren so schnell dahingeflogen, er hatte sich stets in dem süßen Wahne gewiegt, daß sie an ihm spurlos vorübergegangen, und er war darin durch seinen schlauen Kammerdiener bestärkt worden, der ihn niemals eher in den Spiegel blicken ließ, als bis er sein tägliches Verschönerungswerk vollendet.

Ohne ein Wort zu sagen, trat er von dem tückischen Glase zurück, senkte den Kopf auf die Brust und schleppte sich in gebrochener Haltung auf einen Stuhl. „Alter Mann geworden vor der Zeit. Ungerathene Söhne bringen ihren alten Vater in die Grube. Da siehst Du, Leopold, was Du aus mir gemacht hast," fuhr der Dreizehnte mit matter, tonloser Stimme fort und warf einen anklagenden Blick auf seinen Sohn, als habe der allein das plötzliche Altern verschuldet.

Dieser kannte seinen Vater, er wußte, derselbe sei erst in diesem Augenblicke zur Erkenntniß gekommen, daß er inzwischen ein alter Mann geworden, und werde deshalb in gewohnter Lebhaftigkeit von jetzt ab den Greis spielen wollen. Mit seinem ruhigen, überlegenen Lächeln entgegnete er: „Mein durchlauchtiger Vater sieht so jung und frisch aus wie immer, wenn aber

Milbe auf Stirn und Nase Roth auflegt, so verändert das freilich."

Leopold schielte Anfangs mißtrauisch zu seinem Sohne hinüber, um sich zu überzeugen, ob es dessen Ernst sei; dann sprang er hastig vom Stuhle auf und trat noch einmal vor den Spiegel. Wohl gewahrte er die falschen Striche Milbe's, aber sein Abbild war kein anderes geworden; ein alter Mann trat ihm entgegen, mit runzelvollem, eingefallenem Gesichte. Noch einen prüfenden, wehmüthigen Blick warf er in das rücksichtslose Glas, dann stieß er einen tiefen Seufzer aus, legte die Hände auf den Rücken und schlich in gebrochener Haltung durch das Zimmer. „Doch alter Mann geworden," murmelte er vor sich hin und schien die Anwesenheit seines Sohnes vergessen zu haben. Plötzlich blieb er vor ihm stehen. „Dein Werk, machst nur Schulden, damit der arme Vater sich abhärmt und Dir zeitig den Platz räumt. Denkst Dir Regieren angenehm, prächtig. Alles jugendliche Täuschung. Nichts als Aerger, Sorgen. Sieh 'mal hinaus, glänzendes Beispiel!" — Mit diesen lebhaft herausgestoßenen Worten zerrte er seinen Sohn an das Fenster.

Obwohl der junge Leopold sein zierliches Krystallglas tief in den rechten Augenwinkel drückte, konnte er auf dem weiten, großen Platze das Aergerniß seines

Vaters nicht entdecken, und er machte ein recht dummes Gesicht.

„Bemerkst Du nichts?“ fragte der Alte hastig, und der Sohn zuckte statt aller Antwort die Achseln. „Du siehst nichts, wirklich nichts?“ fuhr Jener ganz entrüstet fort. „Und kannst das Regieren nicht erwarten! Schöne Wirthschaft das, wird Alles drunter und drüber gehen! Armes Land, wird dann schon wissen, was es an mir gehabt hat! Sorge für Alles, weiß Alles, bin Vorsehung meiner Unterthanen. Aber Du?! Merkst nichts. was unverschämter Seifensieder sich da drüben erlaubt! Schöner Thronfolger! Verstehst nichts als Bouquetwerfen im Opernhause, Eisessen und Schuldenmachen.“

Wenn der Dreizehnte gehofft, sein Sohn würde ihm durch eine leidenschaftliche Entgegnung den Vorwand geben, sich noch mehr zu ereifern, so hatte er sich geirrt. „Ich bin kein Freund der Oper, ich ziehe das Schauspiel vor,“ bemerkte der junge Leopold gelassen.

„Ganz gleichgültig, bezahle doch nichts, armer, alter Mann!“ Und zur Bekräftigung seiner Worte sank er wieder in den Lehnsessel.

Der junge Prinz gehörte zu jenen Leuten, die ihren im Grunde feigen und furchtsamen Charakter hinter einer kalten, trägen Gleichgültigkeit verbergen; er war

von Jugend auf jeder Gefahr gern aus dem Wege geschlichen, wenn sie jedoch auf ihn einstürmte, dann ließ er Alles stumpf und ruhig über sich ergehen, und diese Erstarrung konnte dem oberflächlichen Beobachter wie männlicher Muth erscheinen. Er hatte sich vor Schulden in der nordischen Hauptstadt länger keinen Rath gewußt und war nach Hause geflüchtet. Bereits hatten mehrere Manichäer sich an seine Fersen geheftet, er wußte, daß jetzt ein Hauptgläubiger beim alten Herrn angeklopft und sich noch eine stattliche Reihe einfinden werde; aber in seiner bequemen Weise, die nur immer das Nächste bei Seite schob, hütete er sich, alle seine Schulden auf einmal zu bekennen, und so mußte er immer wieder dieselben demüthigenden Scenen durchmachen, während er leicht mit Einem Schlage Alles hätte beseitigen können. Wie oft auch Leopold vor dieser Stunde gezittert hatte, jetzt, da sie schlug, zeigte er die gleichgültigste Miene von der Welt. „Nicht wahr, es ist der Jude Ephraim, der Lärm gemacht?" fragte er mit ruhigem Lächeln. „Und doch ist's nicht der Rede werth."

„Nicht der Rede werth!" fuhr der Dreizehnte auf. „Sechstausend Thaler! Aber ich bezahle nichts!" — An diesen Gedanken schien er sich mit dem ganzen Behagen eines Geizhalses zu klammern.

„Dann wird die Welt das Schauspiel sehen, daß

der Thronfolger dieses Herzogthums in's Gefängniß wandert," bemerkte der junge Leopold und spielte nachlässig mit seinem Augenglase.

Sein Vater ließ sich von dieser Ruhe ebenfalls täuschen, er verlor darüber die Fassung, blickte noch einmal ganz erstaunt seinen Erstgeborenen an, in unwillkürlicher Bewunderung eines Gleichmuthes, der ihm unbegreiflich war. Dann sagte er mit einem tiefen Seufzer: „Alter, schwacher Mann geworden, werde bezahlen, aber fordere nun auch Gehorsam — unbedingten!" und damit raffte er sich wieder auf. „Habe eine prächtige Idee. Werde alt, wie ich merke, muß zeitig für Erhaltung unserer Linie sorgen. Magst Wittwe drüben heirathen, schöne Frau, geistreich, liebenswürdig, würde selbst Hand antragen, aber" — Er warf einen grollenden Blick auf den Spiegel, der ihn heute in kalter Grausamkeit zum alten Manne gemacht hatte. Dann fuhr er, mit diesen neuen Plänen liebäugelnd, lebhaft fort: „Wäre Alles zu Ende, völlig sicher; prächtige Idee!" — Als er sah, daß sein Sohn dieser „prächtigen Idee" nicht augenblicklich dieselbe Begeisterung entgegentrug, wurde er sehr ärgerlich: „Immer schwerfällig, langsam; schlechter Regent sein. Sehe schon, werde Alles höchsteigenhändig einfädeln müssen. Geh' nur, geh'!" — und er machte eine verabschiedende Handbewegung.

Sechstes Kapitel.

Dicht unter den Zimmern des Herzogs befanden sich die des Kammerdieners. Es waren ihm nicht weniger als drei stattliche Gemächer im Erdgeschoß eingeräumt worden, und Milbe hatte es verstanden, sie wahrhaft kostbar auszuschmücken. Kein Kammerherr würde diese prächtigen Räume verschmäht haben. Die ganze Ausstattung der Zimmer machte dem Geschmacke eines Kammerdieners alle Ehre. Wie sicher mußte sich Milbe in der Gunst seines Herrn fühlen, daß er es wagte, eine solche Wohlhabenheit zur Schau zu tragen! Nicht einmal ein kostbarer Flügel fehlte in dem Staatszimmer, und die einzige Tochter konnte bei der Schwerhörigkeit des Dreizehnten unangefochten ihre Uebungen vornehmen. Nur wenn der alte Herr sich noch in seinem Schlafzimmer befand, mußte sie auf ihre Lieblingsbeschäftigung verzichten, weil dann doch ihr Spiel in die harten Ohren des gerade über ihr Sitzenden hätte dringen können. — Auch heute, während ihr Vater „oben" war, saß Beate am Flügel und konnte der Versuchung nicht widerstehen, ein neues Stück einzustudiren. Anfangs glitten ihre Finger nur leise über die Tasten, im weiteren Spiele vergaß sie sich ganz, und die Klänge eines lustigen Walzers rauschten durch das Zimmer.

Plötzlich erschrak sie selbst, hastig schloß sie den Flügel und eilte an das Fenster.

Die Tochter des Kammerdieners konnte kaum siebenzehn Jahre zählen, aber sie zeigte eine geistige und körperliche Reife, die weit über ihr Alter hinausging. Die volle, fast üppige Erscheinung hatte wenig Mädchen=, desto mehr Frauenhaftes, auch ihr Anzug verstärkte diesen Eindruck. Sie trug einen grauen, faltigen Morgenrock, und selbst das weiße Häubchen fehlte nicht, um ihr das Ansehen einer jungen Frau zu verleihen. Und wie viel Weltkenntniß und Lebensklugheit blitzte aus ihren grauen, unruhig umherschweifenden Augen! Sie war im Schlosse sowohl wie in der kleinen Residenz noch gefürchteter, als ihr Vater, denn ihrem Spürsinne entging nichts. Stets war sie dort, wo man sie am wenigsten vermuthete, lauschte an allen Thüren, und trotzdem sie hinkte, wußte sie doch so rasch und gewandt zu entschlüpfen, daß sie noch Niemand als Horcherin ertappt hatte. Von ihr erfuhr der alte Milbe all' die kleinen Geschichtchen, deren Kenntniß an einem Hofe stets ein solches Uebergewicht verschafft.

Beate hatte sich kaum an's epheuumrankte Fenster geflüchtet, als ihre grauen, scharfen Augen rastlos über den weiten Schloßplatz hinwegschweiften und schon Entdeckungen machten. In der ersten Thür des linken Seitenflügels stand der Koch mit seiner weißen Schürze

und schien auf Jemanden ängstlich zu warten. „Er sucht gewiß einen Boten, um seiner Geliebten eine mißrathene Torte zu schicken,“ dachte sie. Zugleich bemerkte sie in der anderen Thür einen alten Lakai, der seine rothe Nase in die kalte Februarluft hinaussteckte und mit den Armen hin und her focht, um sich zu erwärmen, und da ihm dies nicht hinreichend schien, von Zeit zu Zeit unter die rothe Weste griff, um heimlich einen Schluck zu nehmen. Ein anderer Umstand forderte noch eine größere Aufmerksamkeit. Im Erdgeschoß des rechten Seitenflügels stand trotz des kalten Februarmorgens ein Fenster offen und hinter demselben ließ sich eine Frauengestalt im tiefsten Negligé blicken.

Beate lächelte boshaft: „Die Castellanin macht auf unseren Dragoner-Lieutenant Jagd, da muß er in der Nähe sein —“ und wirklich sah sie bald darauf den Prinzen Leopold in voller Uniform über den Platz schlendern und mit seinem Augenglase die Fenster des rechten Flügels mustern. Jetzt hatte er die schöne Castellanin erblickt und machte ihr eine Verbeugung. Diese erwiderte tief erröthend den Gruß und schloß dann, wie erschrocken, hastig das Fenster und verschwand. „Die Heuchlerin!“ murmelte Beate ärgerlich. Der Prinz wanderte an dieser Seite noch einmal auf und ab; als jedoch die schöne Frau nicht mehr am Fenster erschien, gab er in seiner lässigen Weise die

Promenade auf und wollte in's Schloß zurückkehren, da fiel sein Blick auf Beate. Er grüßte vertraulich und trat dicht an das Fenster heran. „Guten Morgen, Vulcanide!"

„Mars mag sich hüten, daß ich ihn nicht in's Netz bekomme," entgegnete sie mit zweideutigem Lächeln.

„O, Sie haben mich längst gefangen!" — Er versuchte, eine schmachtende Miene anzunehmen.

„Und die Langeweile der Gefangenschaft sucht Ihnen die kleine Frau da drüben zu versüßen."

„Welch schwarzer Verdacht! Oeffnen Sie das Fenster, damit ich mich besser vertheidigen kann!"

„Glauben Sie, ich habe diese castellanische Julienglut, die mitten im Winter am offenen Fenster auf ihren Romeo wartet? Kommen Sie hübsch herein, wenn Sie mit mir weiter plaudern wollen!"

Rascher, als man von ihm erwarten konnte, folgte der Prinz dieser Einladung. Seine Blasirtheit verließ ihn doch etwas, sobald es galt, ein junges, aufgewecktes, fast geistreiches Mädchen zu erobern.

Waren auch die Schauspielerinnen der Residenz, mit denen er gern seine Abende zubrachte, witziger, geistsprühender, so wußte er sich doch klüglich zu bescheiden, und in Ermangelung jener besten Gesellschaft nahm er gern mit der Unterhaltung eines Mädchens

fürlieb, die ihm über die Langeweile seiner Besuchszeit etwas hinweghalf.

Obwohl Leopold durch den Anruf „Vulcanide" ziemlich plump auf ihr Hinken angespielt hatte, wollte sie ihn doch nicht sogleich an ihr körperliches Gebrechen erinnern; sie ging ihm deshalb nicht entgegen, erhob sich nur von ihrem Stuhle und zeigte auf einen Sessel, auf dem ihr hoher Gast Platz nehmen sollte.

Bald befanden sich die Beiden im angelegentlichsten Geplauder; Leopold entfaltete die ganze Liebenswürdigkeit eines Dragoner-Lieutenants, nicht nur die eines Prinzen, und obwohl Beate mit der Gewandtheit einer echten Coquette ihren hohen Verehrer in einer gewissen Entfernung zu halten suchte, wurde er doch stürmischer und versuchte sie eben zu umarmen und ihr einen Kuß zu rauben, als sich die Thüre geräuschlos öffnete und der alte Milbe in das Zimmer trat. Er war schon versucht, die Thür wieder leise zuzudrücken, besann sich aber und machte nach kurzem Räuspern seine Meldung.

„Mein Vater will mich sprechen?" rief der Prinz mehr ärgerlich als bestürzt.

Milbe bestätigte es.

„Augenblicklich? — Schlechte Laune, nicht wahr?"

Der Kammerdiener zuckte ausweichend mit den Achseln.

„Sie bleiben ein Diplomat, Milbe!" — Sich zu Beate wendend, fuhr Leopold fort: „Und Sie eine kalte Schönheit! Aber ich hole mir dennoch das heut' Entgangene!" — und er eilte hinweg.

Das überlegene Lächeln, mit dem sie ihm nachsah, hätte den alten Milbe völlig beruhigen müssen, selbst wenn er ihrer Klugheit nicht ganz vertrauen durfte; dennoch fragte er mit einiger Besorgniß und zog seine Tochter zärtlich an sich: „Wirst Du das Schicksal der Mutter nicht vergessen?"

„Wie kannst Du fragen, Vater?" entgegnete Beate und richtete sich stolz in die Höhe; ihre Augen blitzten, um ihren blühenden Mund zuckte ein finsteres Lächeln. „Du hast mich ihn hassen gelehrt, den abscheulichen Tyrannen, ihn und seine ganze Brut, und wir wollen sie narren und täuschen, bis unsere Stunde der Rache geschlagen hat!"

„Du bist mein kluges, mein theures Kind!" rief der Kammerdiener, und die Freude des Vaters wie das Vorgefühl künftigen Triumphes färbte seine gelben Wangen. Der Mann war völlig verändert, alles Kriechende, Demüthige aus seinem Antlitze verschwunden; ein wilder, unersättlicher Haß loderte darin auf, und mit scharfer, schneidender Stimme fuhr er fort: „O, wie ich mich nach dieser Stunde sehne, wie ich

jauchzen und jubeln will, wenn ich erst sagen kann: Siehst Du, der zertretene Wurm stach wieder!"

Ein leises Geräusch weckte ihn aus seinen Racheträumen, er blickte sich erschrocken um und sah seinen Sohn vor sich stehen.

Der alte Milbe schien sich beinahe seiner Aufregung zu schämen; er versuchte sein Gesicht in andere Falten zu legen und begann nach einigen tiefen Athemzügen in ganz verändertem Tone: „Ich bin gar nicht mit Dir zufrieden, Du hast mir eine schöne Suppe eingebrockt."

Der Candidat hörte kaum darauf, er warf sich in einen weichen Lehnsessel, nahm eine Cigarre heraus, und zu seiner Schwester hinüberblinzelnd, sagte er mit höhnischem Lächeln: „Du erlaubst doch?" — Ohne ihre Antwort abzuwarten, griff er nach dem Feuerzeug und begann behaglich vor sich hinzudampfen.

„Hörtest Du nicht, was ich sagte?" rief der alte Milbe von Neuem. „Du hast es bei ihm durch Deine unsinnige Leichenrede für immer verschüttet. Er ist wüthend auf Dich."

Wohlgefällig streckte sich der Candidat im weichen Lehnstuhle, streifte die Asche seiner Cigarre am perlengestickten Aschenbecher und entgegnete ruhig: „Ich konnt' mir's denken, er schnitt schon auf dem Kirchhofe so fürchterliche Grimassen."

„Aber warum hieltest Du denn eine solche Leichenrede? Du hast ja die selige Durchlaucht förmlich mit geistlicher Janitscharenmusik in die Gruft befördert.“

„Der alte Midas ist doch geistreicher, als ich geglaubt habe.“

„Christian, willst Du mich wirklich um meinen Posten bringen?“ rief der Kammerdiener heftig und blickte sich scheu um, als fürchte er, das kecke Wort seines Sohnes habe irgend ein Lauscher aufgefangen.

„Pah, Du sitzest viel zu sicher im Sattel!“ entgegnete der Candidat gleichmüthig.

„Gerade Deine Leichenrede kann mir gefährlich werden,“ bemerkte der Vater und ging nachdenklich in der Stube auf und ab. „Es war doch sehr unklug von Dir.“

„Hat Raschel dem Alten schon seine Aufwartung gemacht?“ — Der Candidat blies große Rauchwolken aus seiner Cigarre.

Ehe der alte Milbe über diese Querfrage seine Verwunderung ausdrücken konnte, bemerkte Beate: „Sei ohne Sorge, Raschel ist eben so eifrig bemüht, sich „drüben“ unmöglich zu machen, wie Du hier.“

„Im letzteren Punkte täuscht sich mein kluges Schwesterchen,“ entgegnete der Candidat höhnisch. „Kommt drüben ein Prinz, dann bin ich dort für immer persona grata, erhält der Alte das Fürstenthum,

nun, so verlass' ich mich auf den Einfluß meines Vaters, er mag dann dem alten Midas begreiflich machen, daß alle Welt meine Leichenrede nur ironisch auffassen konnte; aber Raschel, der ist auf jeden Fall verloren, unsere Bürgermeisterin hat ihn auf ihrem Gewissen —" und der junge Milbe verzog das Gesicht zu einem hämischen Grinsen.

„Es ist also doch richtig mit der albernen Prophezeiung?" — Der Kammerdiener hielt in seiner Wanderung inne und blickte seinen Sohn fragend an.

Dieser nickte nur zustimmend mit dem Kopfe.

„Dann wundere ich mich nicht länger, warum so Viele herüberkommen und unserem Herrn huldigen, als sei er bereits ihr Herzog. Alle wollen schon Ehren und Aemter haben und möchten auf allen Vieren kriechen, um nur ein gnädiges Lächeln zu erhaschen."

„Du hast doch eine Liste von den Ueberläufern?" fragte hastig der Candidat.

„Sie dürfen sich alle nur einschreiben, der Herr läßt Niemanden mehr vor."

„Papa, Du mußt mir eine Abschrift dieser Liste verschaffen!" drängte der junge Milbe. „Wie sollen dann diese Herrn vor mir zittern!" — und seine grauen Augen funkelten unheimlich. „Denke doch, Papa, durch diesen Geniestreich werde ich binnen Kurzem Superintendent!"

„Denkst Du nicht daran, welche Gefahr Papa dabei läuft?“ fragte Beate und blickte mit ihren hellen Augen den Bruder forschend an.

„Ich darf nur einen Wunsch äußern, und Du bist dagegen.“ — Der Candidat machte ein sehr verdrießliches Gesicht. — „Aber ich weiß schon, Du gönnst mir nichts; ginge es nach Dir, dann blieb ich mein Leben lang Candidat.“

Die Schwester spitzte schon den blühenden Mund zu einer spöttischen Antwort, doch der alte Milbe sagte rasch:

„Sei still, Christian, Du sollst die Liste haben.“

Ein heftiges Klingeln des Herzogs unterbrach das Gespräch. Der Kammerdiener machte ein bedenkliches Gesicht: „Heute giebt es noch einen tüchtigen Sturm.“

„Leb' wohl, Papa!“ quetschte der Candidat zwischen den Zähnen hervor und behielt die Cigarre im Munde. „Ich werde schon fort sein, wenn Du zurückkommst.“ — Die Sorge des Vaters ließ ihn völlig gleichgültig, mit großem Behagen starrte er in die dahinkräuselnden Rauchwolken, als fände er darin bereits die Bilder einer glänzenden Zukunft.

„Dieser grenzenlose Egoist! Und wenn der bleiche Schatten unserer Mutter vor ihn hinträte, er würde ihm keinen Racheschrei entlocken!“ dachte Beate. — Sie schenkte nach dem Fortgange ihres Vaters ihrem Bruder nicht

die geringste Beachtung, und für diesen schien auch die Schwester nicht mehr da zu sein. Ganz in seine Zukunftsträume verloren, rauchte er seine Cigarre zu Ende, murmelte ein undeutliches „Adieu“ und schlich davon. —

War schon am frühen Morgen der Dreizehnte in sehr übler Laune gewesen, so fand ihn Milbe jetzt bei seiner Rückkehr verbissener als je. Er warf nicht einmal nach vollendeter Toilette einen wohlgefälligen Blick in den Spiegel, und das war ein übles Zeichen. Es sollte noch schlimmer kommen. Das Frühstück wurde aufgetragen. Kaum hatte der Alte den ersten Bissen in das Milchbrod gethan, als er, kirschbraun vor Aerger, sogleich ausrief: „Was ist das für Gebäck? Ungenießbar, reine Gifttorte!“ — und nachdem er sorgfältig geprüft, ob es auch ein silberner Teller war, auf dem seine Milchbrote lagen, schleuderte er beides wuthentbrannt an die Thür. In seinem Geize hütete er sich ängstlich, Porzellansachen zu zerschlagen, nur Silbergeschirr suchte er sich als Wurfgeschosse aus, und deshalb mußten die aufwartenden Diener desto mehr auf ihrer Hut sein, daß ihnen nicht die Sparsamkeit des Alten noch theurer zu stehen kam. — „Halunken von Bäcker zur Verantwortung ziehen! Endlich ein Beispiel geben! Zeigen, daß in meinem Lande Ordnung herrscht, Handwerker nicht schlechte Waare liefern dür-

fen!" kreischte er weiter und gab Befehl, den Hofbäcker verhaften zu lassen und so lange einzusperren, bis er geloben würde, bessere Backwaare zu liefern.

Man war an manche schreiende Willkürmaßregel des Dreizehnten gewöhnt, aber eine solche war doch unerhört. Nun konnte sich Niemand mehr sicher fühlen und Jeder beim geringsten Anlaß des Glückes gewärtig sein, in's Gefängniß zu wandern. Dennoch wagte Niemand zu widersprechen, und mit dem feigen Gehorsam echter Sclavenseelen wurde das Gebot des kleinen Tyrannen vollzogen.

Der Hofbäcker fand sich ruhig in sein unerwartetes Schicksal, seine Frau dagegen war nicht gewillt, sich wegen einer mißrathenen Semmel ihren Mann von der Seite reißen zu lassen, ja, sie bestritt überhaupt die Verdorbenheit ihrer Backwaare und beschuldigte kühnlich den Herzog des schlechten Geschmackes. Obwohl sonst die Hofbäckerin eine stille, gelassene Frau war, wuchs ihr doch jetzt der Muth, mit der ganzen Keckheit eines zur Verzweiflung gebrachten Weibes ergoß sich eine Fluth von Majestätsbeleidigungen aus ihrem Munde. Ihr Mann suchte sie vergeblich zu beschwichtigen, bat den Gensdarmen, auf das „Weibergewäsch" nicht zu hören, und folgte um so schneller dem Beamten, damit seine gute Frau sich nicht vollends um den Hals rede.

Die kleine, hübsche Frau nahm sich kaum Zeit, eine neue Haube aufzusetzen, und eilte spornstracks auf's Schloß, wurde jedoch nicht vorgelassen. Ohne sich weiter zu besinnen, stürzte sie zum Minister. Der bekam ja auch von ihnen die Milchbrote geliefert und sollte sagen, ob sie ihm heute nicht geschmeckt hätten.

Der Minister war eben im Begriffe, sich zur Audienz zu begeben; er hatte schon von der Verhaftung des Bäckers gehört und versprach der hübschen Bittstellerin all' seinen Einfluß, um die ärgerliche Angelegenheit sofort zu beseitigen. „Verlassen Sie sich darauf, Ihr Mann ist in wenigen Stunden frei,“ beschwichtigte er die aufgeregte Frau, und die Bäckerin ging etwas beruhigter nach Hause.

Graf Holwitz konnte sich rühmen, zuweilen eine thörichte Anordnung seines Herrn rückgängig gemacht zu haben. Wenn der alte Diplomat in vornehmer, ruhiger Haltung seine Bedenken äußerte, dann schnitt der Herzog zwar sehr verdrießliche Gesichter, lehnte kurz und mürrisch Alles ab, jedoch am anderen Tage kam er selbst auf die Sache zurück, und mit einem seltsamen, boshaften Lächeln sagte er dann: „Will mich 'mal Ihrer höheren Einsicht beugen, lieber Graf“ — und der Minister, davon geschmeichelt, ertrug es gern, wenn in weit wichtigeren Sachen nicht auf ihn gehört wurde. Auch heute glaubte er sich seines Erfolges sicher, um so

mehr, da ihn sein hoher Herr freundlicher empfing, als er nach diesen Vorgängen erwartet hatte. „Freut mich, daß Sie kommen, Regierungssorgen theilen helfen, braver Mann!"

Der Minister hatte sehr viel zu berichten, denn ohne die landesherrliche Genehmigung des Dreizehnten durfte in dem kleinen Fürstenthume nicht das Mindeste geschehen. Wäre es nach ihm gegangen, dann hätte ohne seinen höchsten Willen kein Kind das Tageslicht erblicken dürfen; daß aber wenigstens alles Andere zu seinem Entstehen die hohe Erlaubniß einholen mußte, dafür war in umfassender Weise gesorgt. Kein Schaufenster durfte geändert werden, wenn nicht die Zeichnung davon einer Verschönerungs-Commission vorgelegen und der Herzog die schließliche Genehmigung ertheilt hatte, die oft jahrelang ausblieb; galt es aber einen Neubau, dann konnte sich der getreue Unterthan auf noch ganz andere Schwierigkeiten gefaßt machen, und es gehörte der Stumpfsinn und der geduldige Rücken dieser beschränkten Spießbürger dazu, um den empörenden Druck des alten, launenhaften Mannes zu ertragen.

Williger, als sonst, leistete Leopold einige Unterschriften, und der Minister, davon ermuthigt, schob ihm ein neues Blatt hin. Er glaubte, sein Herr sei einmal im Zuge und werde auch das ohne Weiteres

unterzeichnen; aber wie sehr hatte er sich geirrt. Der Dreizehnte war in solchen Dingen nicht so leicht zu übertölpeln. Kaum hatte er einen Blick auf das Papier geworfen, als er heftig auffuhr.

„Nichts da, will keine Fabriken in meinem Lande, zieht armes Volk herbei, Pöbel!"

„Schorn versichert, durch die Anlegung seiner Papierfabrik weniger Menschen zu gebrauchen, als bisher."

„Macht also Arbeiter brotlos, um so schlimmer!

„Hoheit verzeihen, sollte es nicht für die Anlegung der Fabrik sprechen, daß wir dadurch billigeres Papier bekämen?"

„Schlechteres — kenne das! Der alte Schorn eigensinnig, will Alles durchsetzen, aber ich Souverain!"

Der Dreizehnte versuchte sich in die Höhe zu richten und nahm eine sehr stolze Haltung an.

Einen weiteren Widerspruch wagte der Minister nicht, und sein hoher Herr fuhr mit gewohnter Lebhaftigkeit fort:

„Sehen dort, wohin Trotz der Unterthanen führt!" — Er zog den Minister an's Fenster und zeigte ihm den unerlaubten Anstrich des Färbers. — „Glauben, ihr Fürst alter, schwacher Mann, dürfen ihm auf der Nase 'rumtanzen!"

„Hoheit, um Himmels willen verscheuchen Sie diese

finsteren Gedanken," rief Herr von Holwitz erschrocken, „Sie erfreuen sich einer ewigen Jugend!" — Sein Blick ruhte mit solcher Bewunderung auf dem alten, hin und her wackelnden Manne, als stehe ein Antinous vor ihm.

„Nein, werde alt!" seufzte Leopold.

„Und doch haben Hoheit eben erst von Ihrer jugendlichen Thatkraft ein glänzendes Beispiel gegeben," bemerkte Graf Holwitz mit diplomatischer Feinheit.

Der Dreizehnte blickte ihn verwundert an; er war sich zwar bewußt, seine Regentenpflichten mehr als gewissenhaft zu erfüllen — aber heute?

„Es ist sehr gut, daß Hoheit den Hofbäcker zur Raison gebracht haben," fuhr der Minister bewundernd fort; „lassen Sie den gewissenlosen Menschen acht Tage brummen, das wird alle Anderen einschüchtern."

„Geht nicht, bin kein Tiberius, will Vater meiner Unterthanen sein!"

Der alte Herr schob seine dürre Rechte in die Uniform und versuchte, eine sehr menschenfreundliche Miene anzunehmen.

„Aber —"

„Kein Aber, Gnade für Recht ergehen lassen; mag mit dem Schrecken davon kommen — augenblicklich entlassen!"

Der Minister hätte sich selbst für diesen diplomatischen Erfolg mit dem höchsten Orden schmücken mögen,

und so gut geschult er auch in der Verstellungskunst war, heute fiel es ihm schwer, seinen Triumph zu verbergen. So rasch hatte er noch niemals den hohen Herrn umgestimmt. Freilich, mit welchem Aufwande von Klugheit! Und doch war dies außerordentlich leicht. Der Dreizehnte beschloß in seinem lebhaften Widerspruchsgeiste stets das Entgegengesetzte von dem, was man ihm vorschlug. Nur hinsichtlich der Anlegung jener Papierfabrik hatte der Minister mit dieser Taktik nichts erreicht. Herr von Holwitz war zuerst als Gegner dieser neuen Anlage aufgetreten, und zu seinem Schrecken hatte ihm dieses Mal Leopold zugestimmt. Diese unerwartete Wendung war dem klugen Diplomaten um so empfindlicher, als er dem ehrlichen Papiermüller bereits die Genehmigung zugesichert und ihn ermuntert hatte, ruhig den Bau zu beginnen, da die Unterschrift des Herzogs nur noch eine leere Formalität sei. Jetzt befand sich der Minister in einer argen Klemme; der Papiermüller Schorn ließ, auf das Wort des Ministers gestützt, weiter bauen, und wenn dem hohen Herrn nicht bald die Unterschrift abgelistet wurde, gab es einen argen Sturm. Die Anwandlung von Milde glaubte der Minister benutzen zu können.

„Hoheit sind wirklich ein Vater Ihrer Unterthanen, deshalb wage ich, noch einmal auf die Schorn'sche Fabrik zurückzukommen.“

Der Dreizehnte sah ihn ganz versteinert an; er begriff nicht die Unverschämtheit dieses Mannes, der eifrig fortfuhr:

„Auch die Stände haben uns die Petition des Papiermüllers ganz unterthänigst zur Berücksichtigung empfohlen, und wie ich aus sicherer Quelle weiß, will Schorn sogar an den Bundestag gehen; ich glaubte deshalb, es für meine Pflicht zu halten, unterthänigst —"

„Unterthänigst zu schweigen!" schrie Leopold, der nicht länger an sich halten konnte. „Was unterstehen sich Stände? Will revolutionäre Anwandlungen im Keime ersticken, und Drohung mit Bundestag — lächerlich! Fürchte Niemanden — Souverain! — Verbitte mir Vorstellungen!" — Als er das bestürzte Gesicht seines Ministers sah, fuhr er etwas ruhiger fort: „Weiß, redlicher Beamter, bleibe Ihr wohlaffectionirter Fürst!" — Und das Gesicht in gnädige Falten legend, machte er eine verabschiedende Handbewegung.

Graf Holwitz athmete wieder auf und schritt mit alter Sicherheit, erhobenen Hauptes durch die Vorgemächer. Zu Hause angekommen, ließ er sich sogleich bei seiner Gemahlin anmelden. Hatte der alte, gewiegte Diplomat diese Umgangsformen eingeführt oder die Gräfin darauf bestanden? Niemand wußte es. Die

böse Welt behauptete freilich das letztere, aber die beiden Eheleute befanden sich sehr wohl dabei, und der Minister wäre eher ohne Orden über die Straße, als unangemeldet zu seiner Frau gegangen.

Die Gräfin hatte eben erst ihre Toilette beendigt und staunte nicht wenig über den frühen Besuch. Gewöhnlich ließ sich der Minister erst nach Tisch anmelden. Mit ausgesuchter Höflichkeit führte er die Hand der Gattin an seine Lippen und entschuldigte sich wegen seines unerwarteten Erscheinens.

„Ihr lautes Sprechen macht mich ganz nervös!“ klagte die Gräfin, und auf ihrem runden, noch immer blühenden Gesichte prägte sich augenblicklich eine tiefe Verstimmung aus. Die Frau sah trotz ihrer vierzig Jahre und eines vielleicht sehr bewegten Lebens noch ziemlich wohl erhalten aus. Ihre etwas spitzigen, eckigen Körperformen wußte sie durch Toilettenkünste sehr geschickt zu verbergen und sich dadurch ein jugendliches Aussehen zu verschaffen. Auf ihrem klugen, leicht beweglichen Gesichte schien sich jede Gemüthsbewegung, jeder leiseste Gedanke abzuspiegeln; sie trug so viel Harmlosigkeit zur Schau, daß Jeder auf den ersten Blick ihr innerstes Wesen zu erkennen glaubte. Dabei litt sie schrecklich an Nerven, aber ihr Gemahl hatte noch mehr darunter zu leiden.

„Verzeihen Sie, Gräfin,“ sagte er mit kläglicher

Miene, in den gewohnten Flüsterton verfallend, „ich komme eben vom Herzoge, man gewöhnt sich bei ihm an das laute Sprechen, denn ich bin heute so aufgeregt; ich habe einen großen Sieg erfochten, aber auch eine große Niederlage erlitten. Denken Sie sich, es ist mir gelungen, die augenblickliche Freilassung des Bäckers durchzusetzen; nur die Schorn'sche Fabrik will er noch immer nicht genehmigen!" — Graf Holwitz strich besorgt über die ziemlich kahle Stirn.

„Vielleicht ist er morgen wieder anderer Meinung," lächelte die Gräfin.

„Ich fürchte, daß es dieses Mal nicht der Fall ist," entgegnete er nachdenklich; „sonst habe ich ihn stets schließlich zu meiner Ansicht bekehrt, aber hier wankt und weicht er nicht. Deshalb kam mir der Gedanke, vielleicht könnten Sie ihn bei der nächsten L'hombre-Partie etwas umstimmen; es liegt mir unendlich viel daran, und eine kluge, schöne Frau vermag doch etwas."

„Schmeichler!" erwiderte die Gräfin mit einem fast kindlichen Lächeln. „Sie wissen, ich bin eine harmlose Natur, verstehe mich nicht auf Hofintriguen und diplomatische Schliche."

„Gerade diese Naivetät schätze ich sehr; aber bitte, bitte," drängte der Minister, „versuchen Sie sich einmal auf diesem glatten Boden, Sie erweisen mir einen außerordentlichen Dienst!"

„Und wenn ich strauchle, ich bin so unerfahren!" warf sie schüchtern ein und sah aus, wie ein junges, blödes Mädchen, das zum ersten Tanze antreten soll.

„Plaudern Sie dem Herrn davon, wie hübsch es wäre, auf glatterem Papier zu schreiben, und daß der alte Schorn eine reizende Tochter habe und die Familie schon durch die Verwandtschaft mit dem Prinzen fast eine Berücksichtigung verdiene."

Mit der Andacht eines Kindes lauschte die Gräfin den Lehren ihres Gemahls, versprach, seinen Anweisungen pünktlich zu gehorchen, und der Minister schied mit dem glücklichen Bewußtsein, daß seine Frau ein Engel voll Unschuld und Güte sei.

Die Gräfin starrte mit einem kindlichen Lächeln noch eine Weile vor sich hin, wie jemand, der eine Maske nicht sogleich abzulegen vermag; allmählich änderten sich ihre Gesichtszüge, das Lächeln verschwand, die unschuldig blinkenden Augen blitzten, um den feinen, scharfgeschnittenen Mund zuckte Spott und Hohn.

„Der eitle Tropf," murmelte sie mit einem Ausdrucke grenzenlosen Hochmuthes, „wenn er wüßte, daß er all' seine Erfolge mir allein zu verdanken hat!"

Sie durchwanderte hastig einige Mal das Zimmer; dann wurde es ihr darin zu eng, sie ließ anspannen und machte eine Spazierfahrt. Wie sie nachlässig im Wagen ruhte und zuerst die Straßen der kleinen, unbedeutenden

Residenz durchfuhr, hatte sie für alle, die ihr begegneten, ein huldvolles Lächeln. Man grüßte sie ehrfurchtsvoll, denn seit dem plötzlichen Hinscheiden der Herzogin war sie die angesehenste Dame an diesem Hofe, und Jeder, nur nicht ihr Gemahl, wußte, welchen Einfluß sie auf den alten Herzog besaß.

Die Spazierfahrt mußte die Nerven der Gräfin beruhigt haben; sie aß zu Mittag mit großem Behagen, schlief darauf ein Stündchen, und griff dann, nachdem die Kerzen auf ihrem Tische brannten, zu einem George Sand'schen Romane: Indiana. Das frische Bild des Cousin Ralph weckte ihr besonderes Interesse. Ganz in die Lectüre des Buches vertieft, hatte sie nicht den Eintritt eines Mannes bemerkt, der sich leise hinter ihren Stuhl geschlichen und nach einer Weile in alter Ungeduld schnarrte:

„So vertieft, liebe Gräfin?"

Es war der Herzog. Sie stieß einen schwachen Schrei aus, wollte schon ein heftiges Wort äußern, aber mit ihrer bewundernswürdigen Selbstbeherrschung sagte sie lächelnd: „Noch immer wissen Sie zu überraschen, Sie bleiben ein ewiger Jüngling!"

„Nein, Gräfin, werde alt, sehr alt," entgegnete Leopold, „und dann die vielen Regierungssorgen! Wenn ich nicht bei Ihnen Zerstreuung fände, ich wäre ein ver=

lorener Mann; aber eine Unterhaltung mit Ihnen ist wie ein geistiges Bad, erquickt mich stets!“

Er schob sich selbst einen Sessel an die Seite seiner Freundin. So wetterwendisch, launisch der Dreizehnte war, die kluge Gräfin hatte es verstanden, ihn seit länger als fünfzehn Jahren an sich zu fesseln. Fast allabendlich nahm er bei ihr den Thee ein, spielte mit ihr Karten und amüsirte sich an ihrem boshaften, witzigen Geplauder. Wo war das Naturkind hin, dessen Harmlosigkeit ihr Gemahl bewunderte! Dem Herzoge gegenüber war sie eine Andere; mit unerbittlicher Satire geißelte sie alle Personen des Hofes, wußte sie jede unschuldige Lächerlichkeit an's Licht zu ziehen, und der alte, boshafte Herr schlürfte mit Behagen die lebhafte, mit pikantem Klatsch gewürzte Unterhaltung der geistreichen Frau.

Auch heute wußte sie durch ihr witziges Geplauder ihren hohen Freund aufzuheitern und seinen Mißmuth über das plötzliche Altern zu verscheuchen. Er mußte oft so lachen, daß er einen Hustenanfall bekam und dann doch wieder klagte: „Werde alt, liebe Gräfin!“ Wie oft hatte sie ihn in diesen Abendstunden zu jenen Gesinnungswandlungen gebracht, die ihr Gemahl seiner diplomatischen Gewandtheit zuschrieb! Auch heute glaubte sie leichtes Spiel zu haben; aber kaum hatte

sie mit einer feinen Wendung ganz vorsichtig diesen Punkt berührt und die Errichtung der Schorn'schen Fabrik zu befürworten gesucht, als der Dreizehnte seine gute Laune verlor.

„Weiß Alles, sparen Sie sich jedes Wort, liebe Gräfin!" — Und das alte, abgetragene Gesicht des Herzogs lächelte.

Die Gräfin kannte ihren Freund, sie wußte, daß heute jeder weitere Angriff scheitern würde, und mit aalglatter Gewandtheit trat sie den Rückzug an.

Der Dreizehnte machte ein verdrießliches Gesicht; er war gerade in der Laune, ihr noch länger die Stirn zu bieten und den Streit mit einer völligen Niederlage der Gräfin zu beendigen.

„Meine kluge Freundin glaubt auch, mich am Schnürchen zu haben; lasse mich nicht beherrschen, nicht einmal von einer schönen Frau!" — Und er warf einen wunderlich gemischten Blick voll Spott und Zärtlichkeit auf seine Freundin.

Diese preßte das Taschentuch an ihre Augen und rief schmerzlich ergriffen: „Wie habe ich das verdient!"

Beim Anblicke ihrer Thränen verlor er seine überlegene Haltung, eilte auf die Gräfin zu, drückte ihre Hände an seine welken Lippen und versprach ihr, jeden Wunsch zu erfüllen. Sie holte wieder ihr

anmuthigstes Lächeln hervor, und in alter, herzlicher Freundschaft schieden sie von einander.

„Wie müde bin ich dieser Komödie!" — Die Gräfin lehnte sich, ermattet von der geistigen Anstrengung, zurück und schloß die Augen. Aus ihrem Halbschlummer erwachend, las sie bis tief nach Mitternacht.

„O, wenn ich auch ein Herz fände, daß mich wahrhaft liebte!" Mit diesem Seufzer legte sie Indiana aus der Hand. Sie klingelte nach ihrer Kammerfrau, ließ sich entkleiden und schlüpfte in's Bett. Noch durch ihre Träume wogten die Gestalten des Sand'schen Romans. Ralph sank ihr zu Füßen und bekannte ihr seine Liebe; aber als sie sich hinabbeugte, starrte ihr das boshaft lächelnde Gesicht des Herzogs entgegen — und sie erwachte.

Siebentes Kapitel.

Die kleine Residenz wurde am anderen Tage durch ein neues Ereigniß in Bewegung gesetzt. Zwei Reiter sprengten mit verhängten Zügeln durch die Straßen und schlugen den Weg zum Schlosse ein. So rasch auch die Beiden dahinjagten, den vordersten Reiter, der in stattlicher Husaren-Uniform erschien, hatte man doch erkannt. Manches grämliche Gesicht erheiterte sich bei seinem flüchtigen Gruße. „Prinz Arthur!" hieß es, und

dem jungen, schlanken Herrn blickten Alle mit stolzer Freude nach. Hinter dem Prinzen ritt, fest und sicher im Sattel, ein noch jüngerer Bursche in der knappen Tracht eines englischen Grooms, und die guten Leute starrten der wunderlichen Erscheinung noch lange nach, als sie längst im Schloßhofe verschwunden war. Zeigte Prinz Arthur im Vorüberreiten das heiterste, fröhlichste Gesicht, so war sein Begleiter noch übermüthiger; seine schwarzen Augen funkelten wie ein paar glühende Kohlen, und wo er ein hübsches Mädchen am Fenster bemerkte, warf er Kußhände hinauf.

Im Schlosse erregte das plötzliche Erscheinen Arthur's eine noch größere Aufregung. Die älteren Diener drängten sich mit freudestrahlenden Gesichtern um den Prinzen, und er hatte für jeden ein Lächeln und ein freundliches Wort. Nur dem Kammerdiener, der mit süßsaurer Miene etwas von Ueberraschung murmelte, zeigte er eine gewisse Kälte, und mit übermüthigem Spotte fragte er: „Nun lieber Molch, kriechst Du auch noch herum?"

Milbe machte statt aller Antwort eine tiefe Verbeugung; sein gelbes Gesicht färbte sich dunkler und ein heimlicher Blick des tiefsten Hasses stahl sich aus seinen grünen Augen.

Arthur bemerkte den Zorn des Alten nicht. „Ich

weiß schon, man verlernt hier nicht das Kriechen!" Und er brach in ein helles Gelächter aus.

Der Reitknecht des Prinzen war aus dem Sattel gesprungen, führte sein dampfendes Pferd hin und her und starrte dabei in gedankenloser Neugier die fremde Umgebung an. Plötzlich bemerkte er, daß sich ein Fenster im Erdgeschoß öffnete, ein blühendes Mädchengesicht sich weit hinausbog und ihn mit den Augen zu verschlingen schien. Es war Beate. Ueber das hübsche Antlitz des Reitknechtes glitt ein Lächeln und mit jugendlicher Keckheit nickte er der Fremden vertraulich zu, die tief erröthend wieder das Fenster schloß.

Unter den herbeigeeilten Dienern befand sich auch der Leibkutscher des Dreizehnten, ein alter, wetterfester Mann mit einem langen, weißen Barte. Er kam aus dem Stalle, hatte noch in der Rechten die Striegel, während er die Linke dem jungen Herrn entgegenreichte und seine braunen, treuherzigen Augen immer größer wurden, weil sie unentschlossen hin und her wanderten, ob sie den Prinzen oder die prächtigen Pferde mehr bewundern sollten.

„Michel," sagte der Prinz und drückte die rauhe, schwielige Hand des Alten herzlich, „nicht wahr, Du wirst Dich des jungen Burschen da väterlich annehmen und ihn behüten?"

Arthur wies auf seinen Reitknecht, der überall seine klugen, dunkeln Augen herumschweifen ließ.

„Will ihn hüten, wie Aug' im Kopf," versicherte Michel, der noch immer ein gebrochenes Deutsch sprach, obwohl er sich schon länger als ein Menschenalter in herzoglichen Diensten befand.

„Mein Mischko versteht kaum ein paar deutsche Worte; er ist ein Ungar, Du wirst Dich also leichter mit ihm verständigen."

Der alte Leibkutscher trat auf den jungen Burschen zu, schüttelte ihm derb die Hand und kramte sein halbvergessenes Ungarisch hervor; durch eine lebhafte Zeichensprache unterstützt, gelang es den Beiden, eine Unterhaltung anzuknüpfen. Sie mußten an einander großes Gefallen finden, denn sie drückten sich immer wieder die Hände und lachten dabei wie Kinder.

Arthur wandte sich jetzt in ungarischer Sprache zu seinem Reitknechte, der Anfangs den Vorstellungen des Prinzen wenig Gehör schenken mochte und nur seine großen, dunkeln Augen bittend auf ihn gerichtet hielt. Erst als sein Herr ihm etwas in's Ohr flüsterte, senkte der Reitknecht traurig den Kopf; dann strich er mit der Hand seine in die Stirn gefallenen Locken zurück und ohne weiteres Schwanken folgte er mit seinem Pferde dem alten Kutscher in den Stall.

Obwohl der Kammerdiener Arthur vorstellte, daß

Hoheit jetzt noch nicht zu sprechen sei, stürmte dieser die Treppen zu den Gemächern seines Vaters hinauf, schob einen Lakaien, der sich ihm in den Weg stellte, lachend bei Seite und trat ohne Furcht in das Zimmer des Gefürchteten.

Der Dreizehnte war eben damit beschäftigt, den Schnitt einer neuen Uniform für sein Leibregiment höchst eigenhändig zu entwerfen, und brauchte zu dieser Militär-Reorganisation die größte Sammlung; deshalb hatte er sich heute in sein „Studirzimmer" zurückgezogen und den Befehl ertheilt, Niemanden vorzulassen.

Seiner Vorliebe für das klingende Metall hielt nur noch die Lust am Soldatenspielen einiger Maßen das Gleichgewicht, und mit der lebhaften Phantasie eines Knaben, der seine Schachtel Bleisoldaten aufstellt, hielt Leopold über seine Handvoll Garde-Grenadiere Paraden ab oder veranstaltete glänzende militärische Schauspiele und wiegte sich dabei in dem Bewußtsein, den einzigen, Alles beherrschenden Helden spielen zu können.

Ganz in seine Neuerungsplane vertieft, wanderte er in seinem Zimmer hastig auf und ab, als er sich plötzlich von zwei Armen umschlungen fühlte und ihm eine helle Stimme jubelnd in's Ohr schmetterte: „Guten Morgen, Papa!"

„Denkst Du, ich bin taub?“ rief Leopold entrüstet, bei dem der Zorn die Ueberraschung niederkämpfte. Er liebte es nicht, an sein körperliches Gebrechen erinnert zu werden, und dies machte den Verkehr mit ihm noch schwieriger. Sprach Jemand zu leise, so gab es allerlei Mißverständnisse, erhob er aber allzu sehr die Stimme, dann wurde der Dreizehnte empfindlich. Die rechte Mitte zu halten, war ein Kunststück, das nur geübten Hofleuten gelang. Milbe allein traf auch hier stets den rechten Ton.

„Und Du freust Dich nicht, mich wiederzusehen?“ — Der Prinz richtete seine hellen, glänzenden Augen fragend auf den Vater.

Leopold schien unter der Wirkung dieses Blickes förmlich zu leiden; er wurde unruhig, verlor seine Sicherheit und knurrte zuletzt doch: „Staatssorgen — — liebe nicht Ueberraschungen! Wie kommst Du plötzlich hieher!“

„Ich konnte der Sehnsucht nach der Heimath nicht länger widerstehen und habe Urlaub genommen.“

„Wohl auch wegen Schulden ausgerissen, he?“ — Und seine kleinen Augen bohrten sich in das Antlitz des Sohnes stechend ein.

„Wie kannst Du so etwas denken?“ entgegnete Arthur mit der arglosesten Miene von der Welt.

Der Dreizehnte athmete auf; er versuchte sogar, ein

freundliches Gesicht zu machen, blickte zu dem hochaufgeschossenen Jünglinge, den die knappe Husaren-Uniform prächtig kleidete, mit fast neidischer Bewunderung hinauf und sagte dann in der Weise, wie er etwa einen Rekruten gemustert haben würde: „Sehr gewachsen, tüchtiger Soldat!"

So sehr Leopold seine Umgebung, selbst seinen Erstgeborenen in gemessenster Entfernung zu halten wußte, Arthur gegenüber kam er damit nicht durch. Dieser hatte stets mit jugendlichem Ungestüm alle Schranken niedergerissen, seinem frischen, heiteren Wesen war nicht zu widerstehen, und wie sich auch der Vater gegen seine Liebkosungen wehrte, er mußte sie ertragen und hatte sich schließlich daran gewöhnt. Selbst für die tollsten Streiche des Jüngsten fand er, wenn auch kein Lächeln, doch ein freundliches Grinsen. In seiner glücklichen, ewig sonnenhellen Laune hatte Arthur nicht nur den Vater für sich gewonnen, auch im ganzen Schlosse war er der erkorene Liebling; nur Milbe haßte ihn heimlich um so tiefer.

Auch heute vergaß der Dreizehnte über dem lustigen Geplauder des Sohnes seine Staatsgeschäfte und hörte mit einem so lebhaften Interesse zu, als befände er sich bei seiner Freundin zum Thee. Arthur erzählte eine Menge köstlicher Wachtstubengeschichten, flocht Schilderungen des bunten Wiener Lebens mit ein, und sobald

er eine Erzählung mit seinem hellen, glücklichen Lachen schloß, mußte Leopold unwillkürlich mit einstimmen.

Endlich sah der Dreizehnte nach der Uhr und erschrak; er hatte eine volle Stunde mit dem Sohne verplaudert. Es galt, sich wieder aufzuraffen und den Fürsten zu spielen.

„Zeit verflogen, hast mir eine ganze Stunde gestohlen, Du Schelm! Raub an meinem Volke, muß für das Wohl meiner Unterthanen Tag und Nacht sorgen — Vater kommt zuletzt.“

Er nahm eine sehr feierliche Miene an und versuchte, den Sohn wie einen Bittsteller huldvoll zu entlassen. Der achtete aber wenig auf die im Dreizehnten sich aufbäumende Majestät, drückte zum Abschiede seinen Vater an die Brust, sagte lachend: „Ich gehe schon!“ und stürmte mit einem herzlichen Lebewohl hinaus. Auf der Treppe begegnete er seinem Bruder Leopold.

„Du auch hier?“ fragte er überrascht. „O, nun begreif' ich Papa's ängstliche Frage! Nicht wahr, Du hast einige Bären angebunden?“

„So schweige wenigstens hier davon!“ — Leopold kniff sein Glas in die Augen und blickte sich ängstlich um. — „Komm auf mein Zimmer, wir können dort ungestört plaudern.“

„Laß uns lieber in den Park gehen, ich sehne mich nach frischer Luft.“

Arthur schob seinen Arm unter den Leopold's und zog den Zögernden mit fort.

Als die Beiden im öden, einsamen Parke auf und ab wanderten, würde man sie kaum für Brüder gehalten haben. Die halb zusammengeknickte Figur des Aeltesten wurde durch die frische, von Leben und Gesundheit strotzende Gestalt des Jüngsten noch tiefer in den Schatten gestellt. Neben dem blühenden Jünglinge schrumpfte Leopold noch mehr zum abgelebten Manne zusammen. Nicht nur in körperlicher, auch in geistiger Beziehung herrschte zwischen den beiden Brüdern ein scharfer Gegensatz. Müde, abgespannt, zeigte Leopold für nichts ein lebhaftes Interesse; er schien mit Allem fertig zu sein, bereits von der Vergangenheit zu zehren, und raffte sich nur mühsam auf, wenn es galt, einem hübschen Mädchen den Hof zu machen. Arthur dagegen schlürfte mit der ganzen Vollkraft der Jugend die Gegenwart ein und alle Poren der Seele öffneten sich für die Genüsse, die ihm das Leben bot.

„Wie viel Schulden hast Du mitgebracht?“ fragte Arthur von Neuem, und sein helles, kindliches Lachen durchzitterte die kalte Winterluft.

„Nein, lieber Junge, mitgebracht habe ich sie gerade

nicht, aber sie werden wohl allmählich nachkommen," entgegnete Leopold nachlässig. — Dem Bruder gegenüber suchte er gern den Ueberlegenen zu spielen, und niemals zeigte er sich blasirter, als im Verkehr mit Arthur.

„Nicht wahr, die Avantgarde ist schon eingetroffen?" — Arthur's glückliches Lachen störte wieder die tiefe Stille des Parkes.

„Gestern kam die Tête der Armee, es waren nur lumpige sechstausend Thaler, aber der Alte zeigte sich zäher als je."

„Du hast gewiß wieder Dein altes System befolgt und giebst Papa die unangenehmen Nachrichten nur theelöffelweise ein?"

„Was kann ich dafür, daß meine Gläubiger nicht in Reihe und Glied antreten!" — Leopold strich mit seiner freien Rechten in vornehmer Ruhe seinen dürftigen Schnurrbart.

„Es wäre besser gewesen —"

„Sei still, Kind," unterbrach ihn Leopold hochmüthig. „Jeder muß seinen eigenen Weg gehen, aber Du bist ja das enfant chéri des Alten, vielleicht kannst Du ihn bewegen, daß er alle meine Schulden mit Einem Schlage bezahlt, das wäre freilich bequemer. Zeige einmal Deine Macht."

„Wie viel Credit hast Du in der Stadt der Intelligenz gefunden?“

„O, ich bin zufrieden!“ entgegnete Leopold mit einem gewissen Behagen, in dankbarer Erinnerung, daß man ihm das Geschäft des Schuldenmachens so sehr erleichtert hatte. „Es ist immer ein hübsches Sümmchen, etwa vierzigtausend Thaler. Ich würde weniger gebraucht haben, aber ich legte zuletzt einer reizenden ersten Liebhaberin meine Huldigungen zu Füßen. Du glaubst nicht, wie theuer in Berlin die Blumen sind, und meine Schöne wollte jeden Abend ihr Bouquet haben.“ — Lebhafter als gewöhnlich hatte Leopold gesprochen, jetzt zwinkerte er mit seinen matten Augen zu dem Bruder hinauf, um die Wirkung zu beobachten, die seine Worte auf ihn ausüben würden. Wie mußte das dem Kinde imponiren!

Früher waren auch wirklich solche Erzählungen auf Arthur nicht ohne Eindruck geblieben. Er hatte dann seinen Bruder angestaunt, der von so viel bunten Abenteuern und glänzenden Eroberungen zu berichten wußte; heute entgegnete er äußerst gleichmüthig: „Ich glaube Dir gern, lieber Leopold, auch mir hat meine letzte Liebschaft viel Geld gekostet.“

Der Aelteste mochte seinen Ohren nicht trauen; er blieb wie angewurzelt stehen, zog hastig den Arm aus

dem des Bruders und wollte einen Ausruf höchster Ueberraschung ausstoßen, beherrschte sich aber und bemerkte mit höhnischem Lächeln: „Nun, solch' eine kleine Putzmacherin ist doch nicht theuer!"

Arthur war eine viel zu glücklich angelegte Natur, um durch Spott zur scharfen Abwehr aufgestachelt zu werden. „Das Herz eines höheren Offiziers fällt niemals zuerst einer Putzmacherin zu Füßen, das weißt Du nur zu gut. Ich mache ebenfalls den alten Lieutenants-Cursus durch, habe mit der Schwärmerei für eine Ballettänzerin angefangen und bin jetzt bei der Liebe zu einer Kunstreiterin angelangt."

Der Aelteste erkannte „das Kind" nicht wieder, ein solches Selbstbewußtsein, ein solch sicheres Erkennen der eigenen Lage würde er bei dem jugendlichen Brausekopfe nicht für möglich gehalten haben; es blieb nichts Anderes übrig, als jetzt die überlegene Gönnermiene fallen zu lassen, dennoch sagte er etwas wegwerfend: „Eine Kunstreiterin? Nicht mein Geschmack. Ich habe mich niemals für solche Naturprodukte begeistern können, ich bin zu viel Culturmensch und verlange Geist, Witz, eine funkensprühende Unterhaltung."

„O, Du hättest sie sehen sollen, wenn sie die Arena durchflog!" rief Arthur begeistert, und vor seinen leuchtenden Augen schien die Gestalt der Geliebten auf-

zutauchen. „Wie schön sie da war, und wenn Du wüßtest, wie glühend sie mich liebt!“

„Wann hast Du die Kaiserstadt verlassen?“ fragte Leopold gleichmüthig.

„Vor acht Tagen, aber —“

„Dann bist Du schon seit sieben Tagen vergessen,“ behauptete Leopold mit der Ueberlegenheit eines Mannes von Welt.

Arthur schüttelte lächelnd den Kopf.

„Glaub' es nur,“ fuhr der Aelteste eifrig fort. „Du kennst noch nicht das immer offene Herz einer Kunstreiterin. Ich wette um tausend Dukaten, sie hat bereits einen anderen Geliebten!“ — Er wollte noch weiter sprechen, aber das helle Gelächter des Jüngsten schnitt ihm die ferneren Beweisführungen ab.

„Du würdest verlieren!“ rief endlich Arthur mit großer Sicherheit und lachte noch immer vor sich hin.

„Wetten wir nur!“

„Nein, Leopold, ich will Deine Schulden nicht vergrößern.“ — Der Jüngere brach von Neuem in ein glückliches Lachen aus. — „Es ist unmöglich, noch ist sie mir nicht untreu geworden, denn . . .“ — Er stockte plötzlich, und dieses Gespräch abbrechend, fuhr er fort: „Denken wir lieber an einen Kriegsplan, wie wir unsere Schulden los werden.“

„Du hast auch Schulden?" rief Leopold ganz verwundert.

„Ich bin etwas bescheidener als Du, nur fünfzigtausend Gulden."

„Fünfzigtausend Gulden!" wiederholte ungewöhnlich laut der Aelteste, der heute aus den Ueberraschungen gar nicht herauskommen sollte. „Da giebt es einen Sturm, solche Summen bezahlt der Alte nimmermehr!" — und er machte ein bedenkliches Gesicht.

„Papa war heute sehr guter Laune, und ich wollte schon die Gelegenheit beim Schopfe fassen."

„Uebereile nichts," rieth der Bruder. „Da wir beide so fest an der Leimruthe sitzen, wird Dir nichts weiter übrig bleiben, als „unserer Gräfin" ein Bißchen den Hof zu machen. Ich versuchte es schon, doch sie merkte die Absicht und war —,"

„Verstimmt!" fiel Arthur lachend ein. „Aber was kümmert mich die alte Coquette, ich werde allein schon mit Papa fertig werden!"

„Nein, Arthur, wir brauchen diesmal Verbündete," erläuterte Leopold mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit. „Unser Schuldbewußtsein ist zu groß, und Gräfin Holwitz gilt noch immer Alles an unserem Hofe; Du mußt sie unbedingt auf unsere Seite bringen. Sie ist freilich listig und verschlagen, aber das Herz einer

alternden Schönen ist niemals einer kecken Reiter-Attaque gewachsen, und wie ich sehe, hast Du inzwischen eine gute Schule durchgemacht." — Um die Lippen des Aeltesten spielte wieder das alte, überlegene Lächeln.

„Nicht wahr, ich habe mich in der lustigen Kaiserstadt rasch entpuppt?" fragte Arthur mit der harmlosen Eitelkeit eines Jünglings, der sich bewußt geworden, daß er aus den Knabenschuhen herausgetreten. „Aber nun laß uns von angenehmern Dingen plaudern." — Er nahm wieder vertraulich des Bruders Arm. — „Es ist doch prächtig, daß Du ebenfalls hier bist, nun wollen wir lustig sein und das kleine, verkommene Nest tüchtig aufrütteln! Was macht das Häuschen am See? Warst Du schon dort? Hat Gräfin Nachtigall noch nichts von ihrer Stimme verloren? Ist Prinz Ernst noch der Alte, und was ist aus der kleinen Hertha geworden?"

„Ein großes Mädchen; aber Du fragst in Einem Athemzuge unendlich viel, und mich friert. Mein Kammerdiener mag eine ordentliche Bowle brauen, er versteht das, und dann will ich Dir gern Rede und Antwort stehen."

Beide verließen rasch den Park und wanderten dem Schlosse zu.

Die plötzliche Ankunft des Jüngsten wurde von der Dienerschaft nicht so leicht überwunden. Das Leben

bot hier so wenig Abwechslung, daß jedes kleine Ereigniß dankbare Gemüther und die sorgfältigste Besprechung fand.

Im Schloßhofe war trotz der Kälte noch eine kleine Gruppe beisammen geblieben, um diese Sache gründlich zu erörtern.

„Was mag ihn nur hergesprengt haben?“ fragte der alte Tafeldecker bekümmert, als der Prinz im Schlosse verschwunden war.

„Nun, was meinen Herrn in dieses elende Nest geschleudert — Schulden!“ entgegnete keck ein junger Bursche, der noch immer, die Cigarre im Munde und die Hände in den Hosentaschen, dastand und in dieser nachlässigen Haltung dem ganzen Auftritte beigewohnt hatte.

„Wie können Sie so despectirlich von unserem Prinzen sprechen? Das ist eine Impertinenz!“ ließ sich der Portier vernehmen und stieß zornig mit seinem mächtigen Stabe auf den Boden.

„Bohren Sie nicht mit Ihrer Spickgabel Löcher in den prächtigen Marmor,“ entgegnete der Andere und zeigte mit einer spöttischen Geberde auf die sandsteinerne Schwelle.

„Es ist mir ein Mühräkel, daß unser durchlauchtiger Prinz den Berliner Windbeutel nicht längst fort-

gejagt," brummte der Portier verdrießlich und zog sich in sein dunkles Gemach zurück.

„Ich will Ihnen das Mirakel erklären," rief ihm der junge Bursche übermüthig nach: „Weil mich mein Herr mehr braucht, als ich ihn!"

„Das dürfte der Erbprinz doch wohl nicht hören, Jean," meinte Milbe, und seine grünen Augen glitzerten tückisch.

„Warum nicht, lieber College?" entgegnete der Andere ruhig und blies große Wolken aus seiner Cigarre. „Ist es nicht ein furchtbares Opfer, das ich ihm gebracht, aus der großen Residenz in diesen Winkel zu kriechen? „Ich möchte in diesem Rattenneste nicht geboren sein, geschweige darin sterben!" fuhr er mit geläufiger Zunge fort. Ich sehe hier nichts als krumme Rücken, lange Nasen und Dummköpfe! Das einzige Schauspiel, das in dieser herzoglichen Residenz aufgeführt wird, ist der Viehmarkt, und dann wimmelt es freilich von Ochsen! Hätten Sie nicht ein so hübsches Töchterchen, lieber College, dem man ein Bischen die Cour schneiden kann, würde man mich längst in der Gruft meiner Väter haben beisetzen müssen!" — und Jean schlug dabei dem Kammerdiener vertraulich auf die Schulter.

Nichts konnte Milbe empfindlicher berühren, als

von dem jungen Burschen College angeredet zu werden. Freilich war derselbe Kammerdiener des Erbprinzen, aber was für einer! Nur ein so nachlässiger Herr wie Leopold konnte mit einem noch nachlässigeren, liederlichen Burschen, wie dieser Jean, zufrieden sein. Bei dem Worte „lieber College" verfinsterte sich schon das Antlitz des herzoglichen Kammerdieners, als aber Jean seine Schulter berührte, kannte sein Zorn keine Grenzen. Die Lippen wurden fahl und die grünen Augen zuckten unruhig hin und her; dennoch war es diesem Manne nicht mehr möglich, ein heftiges, lautes Wort zu äußern, und mit wunderlichem Grinsen zischte er hervor: „Affen haben uns freilich bisher gefehlt!"

Der alte Tafeldecker rieb sich vergnügt die Hände, aber Jean ließ sich von diesem Hiebe nicht erschüttern: „Adieu, alter Schwiegerpapa!" sagte er förmlich herablassend. „Ich sehe eben Beate dem Stalle zugleiten; was die dem Zigeunerbub für Blicke zuwarf, haha, die Sache wird lustig!" — und ohne auf die anzüglichen Redensarten der beiden alten Herren zu hören, eilte er ebenfalls dem Stalle zu.

Jean hatte Recht. Beate glitt mehr über den Boden, als daß sie ging. Sie war eben im Begriffe, mit dem alten Leibkutscher, den sie sonst niemals beachtet hatte, ein eifriges Gespräch anzuknüpfen, als Jean

störend dazwischen trat. „Wo ist der hübsche Mischko?" rief er schon von Weitem. „Ich will ihn an mein brüderliches Herz drücken!"

Der Reitknecht kauerte in einem Winkel des Stalles und starrte düster vor sich hin. Alle Lustigkeit, aller kecke Uebermuth war aus seinem hübschen Antlitze gewichen. Vergeblich lächelte Beate hinter dem Rücken des alten Leibkutschers ihm freundlich zu; er beachtete sie nicht und blieb regungslos in seiner Ecke hocken.

„Du prächtiger Zigeunerbub, laß Dich umarmen!" fuhr Jean fort, und mit jener lustigen Unverschämtheit, die ihm eigen war, suchte er sich dem fremden Reitknechte zu nähern.

Dieser erhob ein wenig die thränenfeuchten Augen, sein trauriges Gesicht verfinsterte sich noch mehr, und hastig stieß er hervor: „Fort, fort!"

So leicht ließ sich aber Jean nicht einschüchtern. „Ei, Du kannst ja schon recht hübsch Deutsch," sagte er lachend, „da werden wir uns leicht verständigen! Fort, fort, das ist sehr gut Deutsch gesprochen!" — und er versuchte von Neuem, auf den Fremden einzudringen, der jetzt, bei der Annäherung Jean's, mit wunderbarer Federkraft emporschnellte und drohend die Hand ausstreckte, während seine dunkeln Augen Blitze schleuderten. Wenige Secunden nahm der fremde Bursche diese

gebieterische Haltung an, dann kreuzte er die Arme auf die Brust und stand ruhig da, nur seine Blicke verfolgten jede Bewegung seines Gegners.

„So lassen Sie doch den armen Menschen in Frieden!" rief Beate vorwurfsvoll.

„Auch ohne Ihre liebenswürdige Vermittlung würde ich mich zurückziehen," entgegnete Jean. „Ich weiß schon genug. „Preciosa, dir, dir folgen wir," trällerte er mit ziemlich reiner Stimme und schlenderte hinaus. — —

Obwohl Arthur so wenig Neigung gezeigt, der Gräfin Holwitz den Hof zu machen, hatte ihn doch ein Zufall in ihre Nähe geführt. Schon am nächsten Tage war sie dem Prinzen auf ihrer Spazierfahrt begegnet, und der hoch aufgeschossene Jüngling, der sich in der kleidsamen Tracht eines österreichischen Husaren-Offiziers außerordentlich gut ausnahm, hatte auf sie einen tiefen Eindruck hervorgebracht. Noch vor einem Jahre war er kaum von ihr beachtet worden. Als Arthur ihr seine Aufwartung machte, überschüttete sie ihn mit vieler Liebenswürdigkeit, lud ihn so dringend ein, sie öfter zu besuchen und ihr vom lustigen Leben aus der Kaiserstadt zu erzählen, daß es der guten Lehren des Aeltesten nicht bedurft hätte, um den leichtlebigen, sorglosen Jüngling von Neuem in die Salons der Gräfin zu locken. Sie zeigte bei seinen Besuchen ein fast mütterliches Wohl-

wollen, scherzte und lachte mit ihm, und nur zuweilen ließ sie verstohlene Blicke in ihr Herz thun, das sich von dem langweiligen, armseligen Hoftreiben, von dieser ewigen Lüge angewidert fühle und nach Wahrheit, Natur und dem Besitze einer treuen Brust lechze, an der es sich vertrauensvoll ruhen lasse.

Arthur hörte sie stets geduldig an, die Gräfin hatte ihm erlaubt, seine Cigarre weiter zu rauchen, und so konnte sie immer von George Sand und dem Evangelium der wahren Liebe plaudern, es störte ihn nicht. Sie verlangte so wenig von ihm, kaum ein Nicken des Hauptes, ein freundliches, beifälliges Lächeln; es saß sich recht bequem auf ihrem weichen Divan — warum hätte er nicht ihre schmeichelnde Bitte erfüllen und wiederkommen sollen, um so mehr, als sein Bruder nicht müde wurde, ihm diese „Schulden-Ablösungstermine," wie er sie nannte, warm an's Herz zu legen.

„O, wie rein, wie gut Sie sind!" fuhr sie eines Tages in seltsamer Erregung fort. „Sie haben fast Ihre ganze Jugend auswärts zugebracht und kennen noch nicht den schlüpfrigen Boden eines Hofes, bei dem jeder Fußtritt die größte Vorsicht erheischt!" — Die Gräfin seufzte und blickte mit schwermüthigem Lächeln auf den Jüngling. Es war wieder ein Hauch von kindlicher Unschuld über sie gebreitet, der sie verjüngte.

Arthur lehnte sich auf dem weichen Divan etwas

zurück und überlegte, ob er ihre träumerische Stimmung benutzen und endlich von seinen Schulden sprechen solle.

„Sie erschrecken!“ fuhr sie lebhaft fort. „O, Sie wissen nicht, wie ich meine Vergangenheit hasse! Ja, ich habe jahrelang gelogen und geheuchelt, um meine Stellung, meinen Einfluß zu behaupten; aber ich möchte Alles hinwerfen für ein treues, mir ergebenes Herz. George Sand hat mir endlich die Augen geöffnet. Wir wollen nicht immer ein gedankenloses Spielzeug in den Händen der Männer sein, wir wollen ebenfalls frei wählen und uns das Herz erobern, für welches unsere Seele heiß und begeistert schlägt!“ — Sie sprang auf und trat dicht vor den Prinzen hin. Ihr Busen wogte und ihre Augen glänzten, eine fieberhafte Erregung prägte sich in ihrem ganzen Wesen aus. „Wird nicht das Gefühl des echten Mannes erkältet, wenn das junge, blöde Mädchen kaum schüchtern von Gegenliebe zu flüstern wagt? Welch anderes Feuer muß es in die Adern des Mannes gießen, wenn die Geliebte ihm ihre ganze, stürmende Seele öffnet, ihm frei bekennt: Ich liebe Dich, glühend, ewig! Du bist das Ideal meiner Träume! Nimm Alles hin, mein Herzblut, meine Seligkeit — Du kannst mich zertreten, aber Du mußt mich lieben! —“

Sie war in höchster Aufregung vor ihm nieder-

gesunken, umklammerte seine Kniee und blickte begeistert zu ihm auf.

Wer konnte bei dieser seltsamen, in allen Verstellungskünsten bewanderten Frau entscheiden, ob sie jetzt zum ersten Male die Maske ablegte und ihr wahres Gesicht zeigte, oder ob sie nur die George Sand'sche Romanheldin spielen wollte, um den Prinzen zu berauschen und mit einem kühnen Handstreiche zu erobern! Dieser wußte gar nicht, wie ihm geschah; er hatte behaglich vor sich hingeschmaucht, und auf den dicken Rauchwolken gaukelten die lachenden Gesichter seiner Gläubiger hin, die durch die mächtige Fürsprache der Gräfin alle befriedigt worden.

Ehe er sich noch von seiner Ueberraschung erholen und der Gräfin eine begütigende Antwort ertheilen konnte, wurde ihm jedes Wort durch ein langgedehntes „Ah!“ abgeschnitten. Herzog Leopold stand im Zimmer. Sein ohnehin boshaftes Gesicht war zur Fratze verzerrt, er stieß ein heiseres Lachen aus und sagte höhnisch: „Soll ich Ihnen auf die Beine helfen, liebe Gräfin?“

Bei dem ersten Tone seiner Stimme zuckte sie zusammen; sie versuchte, sich aufzurichten, aber ihre Kniee brachen, verzweifelnd schlug sie die Hände vor das Antlitz und sank lautlos auf den Boden zurück.

In diesem Augenblicke trat eine Kammerzofe herein

und meldete den Minister, der seine Gattin zu sprechen wünsche.

„Wozu die Umstände? Soll eintreten!“ herrschte der Dreizehnte.

Graf Holwitz war nicht wenig verwundert, zu so ungewohnter Stunde in dem Zimmer seiner Gemahlin die alte Hoheit und den Prinzen Arthur zu treffen, aber als er jetzt seine Frau am Boden liegen sah, verlor er vollends die Fassung.

„Meine theure Gräfin, um Gottes willen, was ist geschehen?“ — Und rathlos schweiften seine Augen vom Herzoge zu dessen Sohne, der sich bereits um die Ohnmächtige bemühte.

„Machen Sie nicht so viel Spectakel um dieses treulose, falsche Weib!“ sagte der Dreizehnte und wanderte mit hastigen Schritten durch das Zimmer. „Milde doch Recht gehabt, hat überall Augen!“ murmelte er vor sich hin. „Lassen Sie nur die Canaille liegen!“ wandte er sich wieder zu dem Minister.

In diesem rang bereits der beleidigte Ehemann mit dem zugeknöpften Diplomaten; bei dem letzten, unerhörten Worte des Herzogs gewann aber der schwer gekränkte Gatte die Oberhand. Er athmete noch einmal tief auf, strich mit der Hand über die feucht gewordene Stirn und sagte dann, zwar noch in unterwürfiger Haltung, aber mit fester Stimme: „Hoheit mögen

mich immer beleidigen, nur meine Gemahlin darf Niemand beschimpfen, dieses reine, unschuldige, liebenswürdige Geschöpf —"

Das boshafte Gelächter des Dreizehnten schnitt seine weitere Vertheidigungsrede ab. — „Waren schon immer ein Juwel von Ehemann, aber heute bewundere ich Sie ganz besonders; erhalte Ihnen der Himmel diesen frommen Glauben!" Und einen Blick des unsäglichsten Mitleides und Spottes auf den Minister richtend, fuhr Leopold, noch immer lachend, fort: „Die rührende Unschuld wollte eben meinen Sohn verführen!"

„Welch' unerhörte Verleumdung! Man benutzt die Ohnmacht meiner theuren Gemahlin, um ihren Ruf anzutasten!"

„Das ist stark!" rief der Dreizehnte mit einer Mischung von Erstaunen und Aerger. „Einen solchen Dummkopf kann ich nicht als Minister brauchen; Sie sind entlassen!" — Und mit einer gebieterischen Handbewegung trat er dicht an den Grafen heran.

Bei diesem Donnerworte verlor der Minister seine sichere, kampfesmuthige Haltung. Selbst die Sorge für den Ruf seiner Gemahlin trat bei der Drohung, sein Portefeuille zu verlieren, in den Hintergrund. Einen Augenblick stand er völlig sprachlos, endlich stotterte er mühsam hervor: „Hoheit, habe ich nicht zwölf

Jahre lang mein Amt treu und gewissenhaft verwaltet? Bin ich nicht in schweren Tagen eine Stütze gewesen? Und jetzt — um diese Kleinigkeit — ich kann es nicht glauben!" — Seine Augen ruhten fast flehend auf dem Gesichte des Dreizehnten.

„Stütze — Stütze — welche Unverschämtheit!" sprudelte dieser mit gewohnter Rücksichtslosigkeit heraus. „Es bleibt dabei; kann Minister nicht brauchen, die solche intrigante Frauen haben, spinnen Verrath, zetteln Verschwörungen an!"

„Hoheit sollten mich doch nicht büßen lassen, wenn meine Gemahlin wirklich gefehlt hat!" entgegnete Graf Holwitz, sich noch immer ängstlich an seinen Ministerstuhl klammernd. „Mögen Hoheit erwägen, daß Sie niemals einen treueren und besseren Rathgeber finden dürften, als mich!"

Leopold stieß von Neuem ein höhnisches Gelächter aus und mit einer verächtlichen Handbewegung sagte er wegwerfend: „Was bildet sich der Einfaltspinsel ein! Ohne seine kluge Frau dort hätte ich meinen unentbehrlichen Rathgeber längst zum Teufel gejagt!"

Bei diesen Worten erwachte die Gräfin aus ihrer Ohnmacht; sie richtete sich in die Höhe, ein unmerkliches Lächeln spielte um ihre feinen Lippen, während ihre blauen Augen unverwandt auf ihrem Gatten hafteten, um die Wirkung zu beobachten, die dieses Be-

kenntniß auf ihn ausüben mußte. Sie schien, nachdem so viel in Trümmer gesunken war, wenigstens diesen Genuß mit süßem Behagen schlürfen zu wollen. Und in der That, die Wirkung war eine vernichtende und konnte die stolze, herzlose Frau für manche Demüthigung entschädigen. Dem Grafen wurde es bei den letzten Worten des Herzogs schwarz vor den Augen, er taumelte und sank halb besinnungslos in einen Sessel. Seine Eitelkeit erhielt einen zu heftigen Stoß. Jahrelang hatte er geglaubt, daß nur sein Regierungstalent, seine Kenntnisse und diplomatische Feinheit ihm die Ministerstelle gesichert, und jetzt mußte er aus dem eigenen Munde des Fürsten hören, daß er durch seine Frau sich behauptet, ihr allein seinen Einfluß zu verdanken habe. Und sie, die er verehrt und vergöttert. . .

Der Schlag war für den eitlen, selbstgefälligen Mann zu hart. Es vergingen kaum vierzehn Tage, da trug man den Ex-Minister hinaus zur letzten Ruhestätte. Es hieß allgemein, er sei in Ungnade entlassen worden, weil er bereits die Genehmigung zum Baue der Schorn'schen Papierfabrik ertheilt und der Herzog diesen Uebergriff erfahren habe.

Gräfin Holwitz verließ nach dem raschen Ableben ihres Mannes augenblicklich das Herzogthum und ließ sich in der Nachbar-Residenz nieder. Sie kannte ja die geheimsten Plane und Absichten des Dreizehnten und

wußte, daß man sie am Fürstenhofe mit offenen Armen empfangen würde.

Es war zwischen den beiden Nachbarn immer so gehalten worden. Wer in dem einen Ländchen in Ungnade fiel, der konnte sicher darauf rechnen, beim Nachbar Aufnahme und Unterstützung zu finden. Sie war überzeugt, daß sie bei der jungen, unerfahrenen Fürstenwittwe bald zu Macht und Ansehen gelangen würde und dann am besten über einen Mann triumphiren könne, dessen Launen sie so lange sclavisch ertragen und der sie dann so kalt und rücksichtslos bei Seite geschoben.

Die weitaussehendsten Plane wälzten sich in ihrem kleinen, unruhigen Haupte, als sie im Wagen saß, der sie an den neuen Schauplatz ihrer Thätigkeit tragen sollte.

„Wenn nun aber die Fürstin wieder eine Prinzessin bekommt?“ — Der Gedanke war ganz geeignet, all' ihre Traumpaläste über den Haufen zu werfen. — „Nein, es muß unter allen Umständen ein Prinz sein! Ich allein werde dafür sorgen, daß die alte Spinne sich niemals drüben einnisten darf! Er soll an mir seine schlimmste, gefährlichste Feindin haben!“ — Und während sie jedem, an dem sie vorüber fuhr, mit strahlendem Antlitze freundlich zunickte, brüteten allerhand Rachegedanken in ihrem Hirn.

Achtes Kapitel.

Zeitiger als gewöhnlich hatte der Frühling seine fessellösende Hand über die Erde gelegt, schon in den ersten Tagen des März begann es auf Wiesen und Feldern zu grünen, und bereits wirbelten Lerchen ihre Jubel-Accorde in den lichtgetränkten Aether. Auch die krystallene Decke des Schilfsee's wurde von den warmen Strahlen der Sonne rasch zerbrochen, und die Villa des Prinzen Ernst spiegelte sich jetzt schlank und zierlich in der dunkeln Flut.

Die sich dicht an den See drängenden Erlen und Birken waren schon von einem röthlichen Schimmer überhaucht, während die waldumkränzten Berge des jenseitigen Ufers sich in ihr dunkles Tannengrün hüllten, das gegen die lebhaften Farben seltsam abstach, in denen bereits die erwachende Natur zu prangen suchte.

Auf einem Gipfel dieser Bergkette stand ein großes, im Schweizerstyle errichtetes Gebäude. Das sauber gehaltene Haus machte in dieser Waldeinsamkeit einen freundlichen Eindruck. Nach dem See war seinen Bewohnern freilich der Blick versperrt, dort ragten riesenhohe Tannen weit über dasselbe hinweg; desto freiere Aussicht bot es nach der anderen Seite hin, hier konnte das Auge weit hinausschweifen in die stillen Thäler. Der Saum des Berges war nach der offenen Seite hin

bereits abgeholzt, und der Pflug des Bauers durchfurchte das noch dürftige Neuland.

An dem Fuße des Berges dehnte sich in behaglicher Breite eine kleine Stadt aus, der man ihren dörflichen Ursprung anmerkte. Es war die herzogliche Sommer-Residenz Leopoldsruhe, und das im Rococo-Style aufgeführte Lustschloß mit dem Orangeriehause und stattlichen Nebengebäuden überflügelte weit die einstöckigen, bescheideneren Bürgerhäuser, die sich förmlich schüchtern in den Winkel drückten.

Während der hochselige Vater Leopoldsruhe außerordentlich begünstigt und den ganzen Sommer dort zugebracht, kam der Dreizehnte nur auf Stunden dahin. Die regelrechte Entwickelung der Hauptstadt lag ihm viel zu sehr am Herzen, er mußte jeden Neubau sorgfältig überwachen können, und wozu sollte er auch alljährlich in die zwei Meilen entfernte Sommer-Residenz übersiedeln? Trieb ihn doch der Lärm und das Geräusch seiner Hauptstadt nicht hinweg, die sich so ruhig und anständig wie nur der kleinste Marktflecken verhielt, und frische Luft, Naturgenuß bot sie ebenfalls in Fülle! Obwohl Leopold niemals sein Lustschloß bezog, widerstand er doch hartnäckig den Bitten der kleinen Residenz, es für irgend einen öffentlichen Zweck vorläufig herzugeben, und die Einwohner von Leopoldsruhe waren ohnehin nicht gut auf ihren jetzigen Regenten zu sprechen,

der nicht einen einzigen Sommer geruht, in ihrer Mitte zu weilen. Die kleine Residenz, die unter der Herrschaft des Vaters rasch emporgeblüht, sank nun eben so schnell wieder in ihr dörfliches Nichts zurück, um schwer zu empfinden, wie vergänglich der durch Fürstenlaune entstandene Wohlstand eines solchen Ortes ist.

Im ganzen Herzogthume ertrug man die armselige Tyrannei des Dreizehnten mit jener unerschütterlichen, beschränkten Unterthanengeduld, wie sie dem Deutschen schon immer zur Zierde gereicht hat; nur in Leopoldsruhe herrschte ein etwas unruhiger Geist. Noth und Elend wirft am ehesten zündende Funken in die Seelen und öffnet den Blick auf das große Ganze.

Die heruntergekommenen Bewohner der kleinen Residenz waren die Mißvergnügtesten im Lande, und am liebsten machten sie dort oben im Schweizerhause, beim alten Schorn, ihrem Herzen Luft. Mit ihrer hereinbrechenden Verarmung hatte ihr Leichtsinn gleichen Schritt gehalten, und fleißiger als je suchten sie auf dem Berge bei einem Glase Wein Trost für ihre Leiden, Vergessenheit ihrer gedrückten Lage.

Auch heute hatten sich schon am Morgen ein paar Unzufriedene im Schweizerhause eingefunden, um sich über die Mißregierung des Dreizehnten auszusprechen. Es war ein sehr dankbares Thema, dessen lebhafte Erörterung die Gemüther erhitzte und die Kehlen trocken

machte, die herzhaft angefeuchtet werden mußten, um nun hinwiederum die Köpfe noch mehr zu entflammen.

„Was geschieht in unserem Lande für Kunst und Wissenschaft?" Der Maurermeister Hoffmann blickte mit seinen ungewöhnlich großen Augen fragend im Kreise umher. „Rein nichts!" setzte er entrüstet hinzu und schlug donnernd auf den eichenen Tisch. Seine ganze Seele lechzte danach, großartige Bauten im edelsten Style auszuführen, und er mußte froh sein, wenn er alljährlich ein paar alte Hütten auszuflicken hatte. Dieser Widerstreit zwischen Ideal und Wirklichkeit hatte ihn zur Flasche getrieben und endlich seine Verhältnisse zerrüttet.

„Nicht einmal ein Theater haben wir," stimmte Doctor Rehfeld bei. „Da gab es damals Ohnmachten, Heiserkeiten und immer etwas zu curiren. Wenn mich nur der Alte zum Leibarzte ernennen wollte, ich würde dann schon das Land vom Tyrannen befreien, denn ich hasse ihn wie ein Glas Wasser!" — Der alte, lebenslustige Doctor versuchte dabei eine so drohende Miene anzunehmen, daß seine Freunde, die ihn als geschworenen Feind des Wassertrinkens kannten, in ein schallendes Gelächter ausbrachen.

„Bei uns haben Sie ohnehin nicht viel zu thun, wir sind jetzt alle merkwürdig gesund," meinte der Kaufmann Timpe, dessen Geschäft so schlecht ging, daß es

ihm freie Zeit genug ließ, das Schweizerhaus fleißig zu besuchen. Seine rüstige Frau genügte vollkommen zum Betriebe des ärmlichen Krams.

„Eine robuste Wahrheit," entgegnete Doctor Rehfeld seufzend; „selbst die alte Hofräthin leidet nicht mehr an Vapeurs."

„Wir leben in einem reinen Militärstaate, das ist unser Unglück," begann weiter der Maurermeister. „Giebt es etwas Dümmeres, als diese Soldatenspielerei des alten Narren?"

„Ums Himmels willen!" rief Timpe und blickte sich scheu um, als fürchte er, daß diese kecken Worte belauscht worden.

„Ah, Freunde, sprecht immer von der Leber weg! Ihr wißt ja, wir sind hier auf fürstlichem Gebiete," beruhigte der alte Schorn, und sein glatt rasirtes, freundliches Gesicht zeigte ein behagliches Lächeln. Der ehemalige Bürgermeister und jetzige Schenkwirth mochte wieder daran denken, wie geschickt er die glückliche Lage seines Besitzthumes ausgebeutet hatte.

Als seine älteste Tochter, die sich zu einer berühmten Opernsängerin emporgeschwungen, vom Prinzen Ernst als Gattin heimgeführt worden, hatte sich der fürstliche Zorn ganz besonders gegen sein Haupt entladen; er war bald aus seinem Amte hinausgemaßregelt worden und zog sich kampfesmüde und verstimmt in diese

Bergeseinsamkeit zurück. Das Schweizerhaus entstand — aber zu einem zurückgezogenen Leben brachte es der Ex-Bürgermeister deshalb nicht; sein Schwiegersohn war öfters zum Besuche erschienen, Leopoldsruher fanden sich ein. Anfangs nur der alte Studienfreund Schorn's, Doctor Rehfeld, der Maurermeister, später kamen auch Andere, vielleicht nur aus Neugier, zu sehen, wie der ehemalige Bürgermeister hier oben hause, man trank Milch, aß Abendbrod und zuletzt entstand wie von selbst eine kleine Schenkwirthschaft.

Prinz Ernst drängte am meisten dazu; in seiner tollen, weltverachtenden Laune freute er sich, daß auch sein Schwiegervater allen Vorurtheilen zu trotzen wagte und es nicht verschmähte, vom gefürchteten Bürgermeister zum harmlosen Schenkwirth herabzusteigen. Schorn kam bei der fürstlichen Regierung um die Concession ein — sie wurde ihm verweigert. Jetzt erinnerte er sich daran, daß mitten durch sein Besitzthum die Grenze der beiden Ländchen ging; er verlängerte sein Wohnhaus und dieser Neubau stand schon auf herzoglichem Gebiete.

Der Dreizehnte wußte, daß der alte Fürst Bernhard an der beabsichtigten Schenkwirthschaft des Bürgermeisters ein großes Aergerniß nahm, und dies reichte für ihn völlig hin, dem Schwiegervater des Prinzen die Concession bereitwilligst zu ertheilen. Später legte

Schorn auf dem ziemlich breiten Rücken seines Berges eine Kegelbahn an; die fürstliche Regierung hatte kaum davon erfahren, als sie die sofortige Wegschaffung derselben anbefahl. Schorn wußte sich auch hier zu helfen; er ließ einige im Wege stehende Bäume fällen und verlegte die Kegelbahn auf herzogliches Gebiet. Wieder war er durch die eigenthümliche Lage seines Eigenthums den kleinlichen Chicanen des fürstlichen Feindes entronnen.

Die alte Durchlaucht war wüthend darüber, sie starb aber, und seitdem wuchs Gras über die Geschichte. Unter Bernhard's Regierung hatte sich Niemand mehr um den prinzlichen Schwiegervater und seine Schenkwirthschaft gekümmert, und so war es gekommen, daß der alte Schorn auch ein auf fürstlichem Gebiete liegendes Zimmer für seine Gäste eingeräumt hatte. „Für die herzoglichen Revolutionäre,“ meinte er stets mit schlauem Lächeln, „die hier ungestört ihrem Herzen Luft machen können.“ — Auch heute saßen die Unterthanen des Dreizehnten in dieser Stube.

„Dein Schweizerhaus ist wirklich eine Zufluchtsstätte der Freiheit!“ rief Doctor Rehfeld. „Die Unzufriedenen des Fürstenthums können sich hinten in's Eckzimmer flüchten und wir Herzoglichen haben hier auf fürstlichem Boden unser Rütli!“

„Der Spaß wird bald ein Ende nehmen, wenn

Leopold auch das Nachbarland verschlingt," meinte Timpe mit trübem Blicke. — Er wurde stets schwermüthig, wenn er zu viel getrunken hatte.

„Die Wittwe wird ihm hoffentlich einen Strich durch die Rechnung machen," bemerkte der Maurermeister und schlürfte sorglos sein Glas Wein.

„Aber die Frau Ihres Nachfolgers soll doch prophezeit haben," — wandte sich Timpe an Schorn.

Doctor Rehfeld warf dem Kaufmanne einen so ausdrucksvollen Blick wissenschaftlicher Verachtung zu, daß diesem das weitere Wort im Munde stecken blieb.

„Lassen wir die trübe Zukunft, sprechen wir von der Gegenwart, die dunkel genug ist," ermahnte der Maurermeister und blickte mit bitterer Ironie in sein leeres Glas.

„Du hast Recht," stimmte der Doctor bei, „seitdem der arme Minister beseitigt worden, wird die Kammerdiener-Herrschaft das Land vollends zu Grunde richten."

„Wenn ich nur wüßte, warum dieser Milbe auf den Dreizehnten einen solchen Einfluß hat, das ist doch ein wahres Wunder!" — Timpe blickte den Doctor fragend an.

„Fürsten haben Launen wie Kinder und Klauen wie Löwen," sagt ein arabisches Sprüchwort, bemerkte Rehfeld. „Milbe versteht den hohen Rücken seines

hohen Herrn am besten auszupolstern, kennt alle seine Launen und sorgt dafür, daß ihm täglich etwas in die Klauen geschoben wird, das er zerreißen kann. Glauben Sie mir, lieber Timpe, es ist weit leichter, einen Fürsten zu regieren, als ein Land."

Der alte Schorn betheiligte sich nicht mehr an dem Gespräche; in seiner sorglosen, leichtlebigen Weise war er stets um die Zukunft unbekümmert, und selbst der grämlichsten Gegenwart wußte er eine freundliche Seite abzugewinnen. Seine Gäste nahmen ihn nicht weiter in Anspruch, er lehnte sich auf das Fenstersims und blickte mit seinen noch immer merkwürdig hellen, heiteren Augen hinaus in die erwachende Frühlingslandschaft. Da sah er einen Mann den Berg hinaufstürmen, der in heftiger Aufregung mit seinem Stocke hin und her focht und auf die Bäume am Wege loshieb, als wolle er an ihnen seine Wuth auslassen. Schorn erkannte auf der Stelle seinen Bruder. „So toll habe ich ihn noch gar nicht gesehen," murmelte er vor sich hin und verließ geräuschlos das Zimmer, um dem Ankömmlinge entgegen zu gehen und seinen ersten Zorn zu beschwichtigen.

Kaum bemerkte ihn der Andere, als er ihm schon von Weitem zuschrie: „Gottfried, ich bin ein ruinirter Mann!"

„Was giebt es denn?“ fragte der Schenkwirth und blickte dem Bruder mit einiger Besorgniß in das erhitzte, wuthverzerrte Antlitz.

„Denke Dir, das Ungeheuer hat mir heute einen neuen Befehl zugeschickt, den Weiterbau sofort einzustellen!“ keuchte dieser hervor, athemlos vom schnellen Laufen.

„Lieber Karl, dann bleibt Dir nichts Anderes übrig, als Dich in's Unvermeidliche zu fügen,“ bemerkte Jener.

Der Papiermüller starrte seinen Bruder ganz versteinert an, dann brach er heftig los: „Ja, wenn ich Dein Fischblut in den Adern hätte! Aber in mir tobt und ras't es, ich könnte über diese Niederträchtigkeit die halbe Welt in Trümmer schlagen!“ — und er hieb mit seinem Stocke so heftig gegen den steinigen Boden, daß er in Stücke brach.

Die beiden Brüder hatten wirklich wenig Aehnlichkeit mit einander. Der Bürgermeister sah trotz seiner sechszig Jahre und seines weißen Kopfes recht frisch und wie ein Mann aus, der sein Schäfchen im Trockenen hat. Auf seinem ruhigen, heiteren Antlitze hatten weder Sorgen noch Leidenschaft Furchen gegraben, nur das Haupt hielt er ein wenig gesenkt, eine Angewöhnung aus seinem früheren Berufe, und der hoch gewachsene alte Herr erschien deshalb etwas kleiner, als

er wirklich war. Sein Bruder dagegen war eine kräftige, gedrungene Gestalt von Mittelgröße, aber er trug den mit schwarzem, krausem Haar bedeckten Kopf ganz aufrecht, und alle seine Bewegungen verriethen die leidenschaftliche Unruhe und den rastlosen Thätigkeitssinn dieses Mannes.

„Nun, ich schwöre," fuhr er wüthend fort, sich immer mehr in seinen Zorn hineinredend, „daß ich meinen nächsten Stock auf dem Rücken dieses Nichtswürdigen zertrümmern werde! Man soll wenigstens sehen, daß der alte Schorn zu Allem fähig ist, wenn man ihn zum Aeußersten treibt!"

„Still, lieber Karl," beschwichtigte der Aelteste. „Du bist noch auf herzoglichem Gebiete, komm auf fürstliches Revier, dort kannst Du ungestört Deinem Herzen Luft machen." — Er schob seinen Arm in den des Bruders und wollte ihn mit sich fortziehen.

„Ach, laß die Narrenspossen, ich bin heute nicht aufgelegt dazu!" rief der Papiermüller ärgerlich und versuchte, sich von seinem Bruder los zu machen. Dieser hielt ihn fest:

„Komm nur, Du findest alte Freunde dort, vielleicht auch Rath und Trost" — und der Bürgermeister führte ihn ohne Weiteres in das Gastzimmer.

Die vom Frühtrank ohnehin schon erhitzten Ge-

müther wurden durch das Erscheinen des Papiermüllers und durch seine Mittheilungen in noch größere Aufregung versetzt.

„Wir bauen weiter, trotz Kaiser und Acht!“ rief der Maurermeister und sprang vom Stuhle auf. Seine großen Augen rollten kampfesmuthig umher. Obwohl er mit ungemeiner Sorgfalt und viel Geschmack die Zeichnungen zum Baue der neuen Fabrik entworfen, hatte er sich doch um die Ausführung wenig gekümmert und Alles seinem Polier überlassen. Jetzt, in der Weinlaune, schwoll sein Muth und seine Thatkraft.

„Bravo, Bravo!“ stimmte Doctor Rehfeld bei. „Das ist doch wenigstens eine Opposition, die das Herz eines alten Burschenschafters in Entzücken versetzt!“ — und er begann mit kräftiger Stimme: „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus —“

„Mein Sohn, der Referendar, meint freilich, wir dürften den Rechtsweg nicht verlassen, und hat sich an den Deutschen Bundestag gewendet, aber ich fürchte —“

„Daß von Frankfurt niemals Antwort kommt,“ unterbrach ihn der Maurermeister. „Wozu die Papierverschwendung! Wir bauen ruhig weiter, kümmern uns gar nicht um die Drohnoten des Alten; ich kenne den Dreizehnten — das imponirt ihm, und er läßt uns schließlich in Ruhe.“

Die kühne Aufforderung Hoffmann's fand vielen

Beifall, selbst der furchsame Timpe erklärte sich damit einverstanden.

„Recht so! Schon ganz andere Herrscher sind vor moralischem Widerstande zurückgewichen, als unser Zaunkönig!“ stimmte Doctor Rehfeld eifrig bei. „Denkt an Caligula; der wollte sich als Gott in einer kolossalen Statue im Allerheiligsten des Tempels zu Jerusalem aufstellen lassen und gab dem Statthalter von Phönizien dazu den Befehl. Da zogen die Juden sämmtlich wehklagend vor den Statthalter, warfen sich vor ihm auf die Kniee und beschworen ihn, sie alle zu ermorden, waffenlos wie sie seien, aber nimmer würden sie es dulden, daß man das Heiligthum ihres Gottes schände. Der Statthalter schrieb an Caligula einen abmahnenden Brief, und seht,“ fuhr der Doctor in trunkener Begeisterung fort, „der römische Kaiser, dem die ganze Welt als Gott Tempel und Altäre aufstellte, stand von seinem Vorhaben ab!“

Die Erzählung entflammte noch mehr die ohnehin erhitzten Gemüther. Ganz besonders wurde dadurch der Papiermüller aufgestachelt, es jetzt zum Aeußersten kommen zu lassen.

„Hast Du von Arnold keine Nachricht, was giebt der für einen Rath?“ fragte der alte Schorn seinen Bruder, um ihn damit auf andere Gedanken zu bringen.

Trotz seiner düsteren Stimmung hellte sich das

Gesicht des Papiermüllers bei der Erwähnung seines Sohnes ein wenig auf. „Ja, wenn ich den hier hätte!" sagte er mit einem tiefen Athemzuge. „Aber Du weißt, er hat mir damals vom Baue abgerathen, und ich mag jetzt dem armen Jungen nicht mit meinem Kummer das Herz schwer machen."

„Du möchtest ihm doch schreiben," drängte der Bruder; „es steht zu viel auf dem Spiele, und wo Arnold seine Schulter anstemmt, da kommt der noch so tief drin steckende Wagen wieder in's rechte Geleise."

Die braunen Augen des Papiermüllers glänzten vor väterlichem Stolz. „Er brächte mir Hülfe und Rettung, das ist gewiß," entgegnete er mit innigster Ueberzeugung. „Aber er mag sorglos im freien England bleiben und soll nicht erfahren, wie ich mich hier mit dem kleinen Caligula herumbalgen muß. Nicht wahr, Freunde, wir wollen schon allein mit dem Dreizehnten fertig werden?"

„Das wollen wir!" stimmte der Maurermeister lebhaft ein. „Noch heut' wird weiter gebaut, ich werde selbst mit Hand anlegen, und dem ersten Schergen, der uns nahe kommt, zertrümmern wir den Schädel! Mit den Dreizehnten der ganzen Welt nehmen wir es auf!"

Dem leidenschaftlichen, heftigen Charakter des Papiermüllers sagte dieser kecke Entschluß am meisten zu, seine Brust hob sich, als sei sie schon jetzt von einem

unerträglichen Drucke erlöst, und sich stolz und muthig aufrichtend, sagte er lebhaft: „So kommen Sie, Hoffmann, wir wollen dem Dreizehnten zeigen, daß uns nichts mehr einzuschüchtern vermag!"

Vergeblich waren die vernünftigen Vorstellungen des älteren Schorn; man hörte nicht auf ihn, und die vom Trinken und Sprechen erhitzten Leute stürmten aus dem Zimmer, den Berg hinab. „Du rennst in Dein Verderben," rief er dem Bruder warnend nach.

„Wär' ich besonnen, hieß' ich nicht der Tell!" gab dieser zur Antwort und schwenkte noch einmal grüßend mit dem Hute.

„Das giebt ein Unglück," murmelte Gottfried Schorn, und der lebenslustige alte Herr versank in ein eigenthümliches Hinbrüten.

„Sind die Unholde endlich fort?" ließ sich eine tiefe, fast männliche Stimme vernehmen; eine große, mit nachlässiger Eleganz gekleidete Dame trat in die Stube und scheuchte mit ihrem Taschentuche die Rauchwolken hinweg, die ihr zudringlich entgegeneilten. „Ich habe vor diesem entsetzlichen Lärm am ganzen Morgen nicht üben können."

„Auch gar nicht nöthig," brummte der alte Schorn. „Kannst Du denn von Deinen musikalischen Träumen gar nicht lassen, armes Kind?" — und er warf auf seine Tochter einen fast mitleidigen Blick.

Amanda fühlte sich von den ersten Worten des Vaters tief verletzt, so grämlich hatte sie ihn nie gesehen, Thränen drangen ihr in's Auge; erst der Zusatz des gutmüthigen Alten versöhnte sie wieder; der alten, sechsunddreißigjährigen Jungfer that das „arme Kind" doch unendlich wohl.

„Du weißt, lieber Papa, ich bilde mein Talent nicht für die Welt, nur für die Meinen aus," entgegnete die Tochter mit selbstgefälligem Lächeln.

Ihre Seele nahm freilich jetzt einen niedrigeren Flug, aber es war nicht immer so gewesen. Der überraschende Erfolg ihrer ältesten Schwester hatte sie nicht schlafen lassen, sie träumte von ähnlichen Siegen. Zwar hatte ihr die Natur jene wunderbare Stimme versagt, mit der ihre Schwester Alle zu bezaubern wußte, aber musikalisches Talent herrschte in der Familie, und mit unerbittlicher Ausdauer suchte sie sich als Pianistin auszubilden. Wenn Fleiß allein auf dem Gebiete der Kunst an's Ziel trüge, hätte es Amanda erreichen müssen; sie führte mit großer Virtuosität die schwierigsten Sachen aus, aber ihrem Spiele fehlte Eins — die Seele. Dem verständigen Vater war das nicht entgangen; er hatte sich vor Jahren hartnäckig ihrem öffentlichen Auftreten widersetzt, und nun saß Amanda mit gebrochenen Flügeln in ihrem Käfig und der Gedanke verzehrte sie, daß an ihr ein großes Talent

der Welt verloren gehe. Viele Jahre waren seitdem hingegangen, jetzt hatte sie bereits ihren hohen Träumen entsagt.

„Für uns kannst Du schon mehr als zu viel,“ meinte der Vater ganz ehrlich. „Wenn ich etwas von Mozart oder Mendelssohn höre, bin ich zufrieden.“

„Das wahre Talent genügt sich nie! Wer rastet, rostet!“ entgegnete Amanda, und ihre lange, magere Gestalt richtete sich künstlerstolz noch mehr in die Höhe.

Bevor ihr Vater eine Antwort geben konnte, öffnete sich hastig die Thür, und der Oberförster trat herein. Wie war der Mann seit dem Tode des Fürsten zusammengesunken! Während er sich früher gerad' wie eine Tanne hielt, ging er jetzt gebückt einher, die blauen, scharf blickenden Augen waren erloschen und tiefe Gramesfurchen durchzogen sein Antlitz. Noch mehr als das Hinscheiden des Freundes hatte ihn der Verdacht erschüttert, der auf ihn gefallen war.

Der ehrliche Sohn des Waldes begriff es noch immer nicht. Er sollte den Fürsten vergiftet haben, für den er sein Herzblut hingegeben hätte! Anfangs hatte er in der Residenz nur ein unheimliches Flüstern vernommen, dann war man ihm scheu ausgewichen und zuletzt so weit gegangen, ihn gerichtlich zu vernehmen und scharf zu verhören. O, er faßte es selbst nicht, daß er diesen Schimpf zu ertragen und zu überleben ver-

mocht! Die berühmtesten Männer der Wissenschaft hatten in ihren Gutachten einen natürlichen Tod des Fürsten festgestellt, und damit war zum großen Verdruß der alten Durchlaucht die förmliche Einleitung einer Untersuchung unmöglich geworden. Sie drang darauf, der Oberförster müsse wenigstens sofort entlassen werden; aber Adelheid, die ihr sonst die Zügel der Regierung fast ganz überließ, leistete in diesem Falle hartnäckigen Widerstand.

„Er war der Freund meines Mannes!“ Mit diesen Worten fertigte sie stets die beweglichen Vorstellungen ihrer Schwiegermutter ab, die nicht müde wurde, Suckow's Entlassung als eine Staatsnothwendigkeit hinzustellen.

Wenn auch Heinrich seine Stelle behalten hatte und auf ihm nicht mehr der Schatten eines Verdachtes lasten konnte, irrte er doch seitdem wie im Traume umher, und während er seit Jahren das Schweizerhaus gemieden, kehrte er jetzt öfters darin ein, um sich zu zerstreuen und seine düsteren Gedanken wenigstens auf Augenblicke los zu werden. Vor Jahren war der Oberförster täglicher Gast im Schweizerhause gewesen; als er aber gewahrte, wie Amanda ihm mehr als freundschaftliche Zuneigung offenbarte, blieb er fort. Jetzt erst, in seiner trostlosen, verlassenen Lage, hatte er den alten Schorn wieder aufgesucht und konnte stunden=

lang bei seinem Glase Wein sitzen und vor sich hinbrüten.

Amanda, wie ihre Mutter, bekümmerten sich gar nicht um die kleine Schankwirthschaft, beiden war dieses Geschäft ein Gräuel. Die erstere wußte deshalb nichts von den erneuerten Besuchen Heinrich's; bei seinem unerwarteten Eintritte bedeckte eine hohe Röthe ihr Antlitz und ihre etwas schläfrigen Augen erhielten einen lebhaften Ausdruck. Sie half ihm unbefangen über seine Verlegenheit hinweg und hieß ihn so einfach und herzlich willkommen, als habe er sie erst gestern verlassen. Ehe der Vater nach den Wünschen seines Gastes fragen konnte, stäubte sie mit ihrem Taschentuche den Tisch ab, rückte einen Sessel zurecht, holte aus dem Wandschranke eine Flasche Wein und ein Glas, setzte es vor den Oberförster hin und sagte mit freundlichem Lächeln: „Ich kenne schon Ihre Sorte."

Sie hatte das früher immer gethan, er war der einzige Gast, dem sie solche Aufmerksamkeiten erwiesen. Auch der Vater begrüßte den alten Bekannten sehr freundlich, nahm dann an seiner Seite Platz und versuchte, über die alltäglichsten Dinge ein Gespräch anzuknüpfen. Er plauderte von dem herrlichen Frühlingstage, an dem ein Glas ganz besonders munde. Amanda war an den Tisch getreten, stützte leicht die Hand darauf und blickte besorgt in das Antlitz des Freundes,

in dem eine lange Geschichte des Grames und wilder Verzweiflung zu lesen war.

Der Oberförster starrte zu Boden; endlich richtete er sich auf. „Jawohl, ein echter Frühlingstag!“ — Und seine Augen schweiften trübe und glanzlos über die lachende Landschaft, die ein Blick aus dem Fenster bot.

„Ich weiß es nicht, mir ist es immer, als würde ich auch mit jung, wenn ich's überall wieder grünen und blühen sehe,“ meinte der alte Schorn.

„Früher ging es mir ebenfalls so,“ entgegnete Heinrich, „aber jetzt merk' ich doch, wer unglücklich ist, den reizt und verstimmt Alles, selbst das Erwachen des Frühlings.“

„Wo giebt's ein Unglück, dem ein echter Mann nicht gewachsen wäre!“ Der alte Schorn sagte es mit eigenthümlicher Betonung und blickte den Oberförster herausfordernd an.

„Ich habe viel ertragen, Alles — nur Eines überwinde ich nicht: den Verlust meiner Ehre!“ entgegnete Heinrich finster.

„Was gilt mir das Urtheil der Welt, wenn ich vor mir selbst rein und fleckenlos da stehe!“

„Sie haben gewiß auch gehört, was mir widerfahren, würden Sie es dulden können?“

„Ich würde dazu lächeln!“ — Und das ruhige

Antlitz des Alten bekundete die Wahrheit dieses Wortes.

„Nein, ich kann es nicht," war die heftige Erwiderung; „daß man mich überhaupt dieses schändlichen Verbrechens bezichtigen konnte, nagt wie ein Wurm an meiner Seele!" — Suckow sprang auf und durchmaß mit langen Schritten das Zimmer. — „Und die alte Spickgans" — er meinte Fürstin Caroline — „hatte damit noch nicht Ruhe, sie wollte mich mit Schimpf und Schande von meinem Posten jagen; ich habe Alles erfahren, und wissen Sie, wem ich meine Rettung zu verdanken habe?" — Er stand still und blickte fragend auf den Bürgermeister, der dazu ein sehr dummes Gesicht machte. — „Ihrem Schwiegersohne," fuhr der Oberförster in seltsamer Erregung fort. „Ich habe ihn mitgehaßt, weil er das Glück meines lieben Herrn zertrümmert, und jetzt verwendet er sich bei der jungen Fürstin eifrig für mich — o, wie das demüthigt!"

Die breite Brust des Oberförsters hob und senkte sich, wie die vom Sturme aufgewühlte See.

„Ernst ist trotz aller seiner Schrullen doch ein braver Kerl!" bemerkte der alte Schorn, und sein frisches Gesicht zeigte wieder die alte Heiterkeit.

Amanda, die sich bis dahin still verhalten, warf

ihrem Vater einen vorwurfsvollen Blick zu; ehe sie aber noch etwas erwidern konnte, fuhr er lachend fort:

„Ich weiß schon, was Du sagen willst, aber Deine Mutter ist nicht hier, und da kann ich schon in meiner Sprache reden."

Während den alten Schorn nichts aus dem Geleise zu bringen vermocht, war seiner Gattin das Glück ihrer Tochter doch etwas zu Kopfe gestiegen, und die gute, stille Frau, die den ganzen Tag über weiblichen Arbeiten gebückt saß, konnte sehr verdrießlich werden, wenn man von ihren Verwandten nicht mit der nöthigen Achtung sprach.

Der Oberförster ließ sich von der Heiterkeit Schorn's nicht mit fortreißen; er trank jetzt hastig sein Glas Wein und wollte wieder aufbrechen.

Da ergriff Amanda seine Hand und sagte theilnehmend: „Ich kenne eine Freundin, deren mild tröstendem Worte sich Niemand entziehen kann. Nicht wahr, Vater, Du lässest ihn nicht fort?" — Und sie eilte hinweg.

Der alte Schorn wußte schon, was seine Tochter beabsichtigte; er trat an's Fenster und öffnete es, als wolle er nur die frische Frühlingsluft einathmen. Bald zitterten die sanften Klänge eines Piano's herein; sie mußten aus dem dicht über ihnen gelegenen Zimmer kommen. Anfangs verharrte der Oberförster in seinem

dumpfen Hinbrüten, allmählich drangen die wohlthuenden, weichen Töne auch in sein Ohr; er horchte auf, rückte den Stuhl näher an's Fenster, lehnte den Kopf in die Hand und ließ sich von der Musik in jenen Seelenschlummer wiegen, der uns wenigstens auf Augenblicke alle Schmerzen vergessen läßt. Heinrich achtete nicht darauf, daß mehrere Stunden so verrannen, und Amanda wurde nicht müde, die besten und schönsten Stücke vorzutragen; sie würde tagelang fortgespielt haben, wenn sie damit den Gram des geliebten Mannes hätte verscheuchen können. Welche Schätze von aufopfernder Liebe und Zuneigung verbirgt das mit Unrecht viel verspottete Herz einer alten Jungfer! Ein junges, unerfahrenes Mädchenherz fordert, ein alterndes giebt Alles.

Beide Männer wurden aus ihrer stillen, hindämmernden Stimmung durch den hastigen Eintritt eines jungen Mädchens aufgeschreckt, das, athemlos von raschem Laufen, mühsam hervorkeuchte: „Oheim, nun ist Alles verloren!" — Und ohne auf den Fremden zu achten, brach es in Thränen aus und rang verzweifelnd die Hände.

„Meine Ahnung!" murmelte Schorn. „Aber so rasch?! Erzähle doch, Elfriede!"

„Kaum hatte sich der Vater zu Dir auf den Weg gemacht, da kamen die Gensd'armen; sie brachten einen

neuen Befehl mit, den Fabrikbau, so weit er bereits fertig, niederzureißen, und warben Arbeiter, um den Befehl des alten Tyrannen auszuführen. Vergebens setzte ich mich zur Wehr," berichtete Elfriede weiter, und ihre blitzenden Augen, der entschlossene Zug um den Mund verriethen, daß sie eine echte Tochter ihres brauseköpfigen Vaters sei; „die Schergen hörten nicht auf meine Bitten, nicht auf meine Vorstellungen, sie begannen das Werk der Zerstörung — da erschien der Vater — es kam zum heftigen Streite, man wollte ihn bei Seite stoßen und von seinem eigenen Grund und Boden vertreiben, und wie sie Alle auf ihn eindrangen, riß er einem Gensd'armen den Säbel aus der Scheide und kämpfte wie ein Rasender. Die Vordersten mußten ihre Büberei mit blutigen Köpfen bezahlen — aber Einer gegen so Viele! Die Uebermacht war zu groß, und jetzt haben sie ihn gefesselt und hinweggeführt!"

Das siebenzehnjährige Mädchen hatte mit einer Lebendigkeit erzählt, daß es darüber selbst die Angst und Unruhe seines Herzens vergaß; in seinen schönen, ausdrucksvollen Augen spiegelten sich die Erlebnisse der letzten Stunden in ergreifender Wahrheit noch einmal ab. Nun aber gewann die besorgte Tochter wieder die Oberhand, und unter heißen Thränen bat Elfriede den Oheim um Rath und Hülfe.

Amanda mußte das laute Sprechen gehört haben,

ihr Spiel verstummte. Es war eine längere Zeit ganz still in der Stube. Während den Oberförster das fremde Unglück aus seiner eigenen schwermüthigen Stimmung etwas aufrüttelte und er mit großer Theilnahme dem Berichte Elfriedens folgte, saß der alte Schorn in sich gekehrt und schweigsam da. Bei seiner ruhigen Art und Weise machte gerade ihre förmlich dramatisch gefärbte Erzählung einen ernüchternden Eindruck, er fand darin zu viel Uebertreibung, und erst als er in Gedanken aus der bunten Hülle den eigentlichen Kern losgelöst, trat ihm das geschehene Unheil in seiner ganzen erschütternden Wirklichkeit vor die Seele.

„Beruhige Dich, Kind,“ sagte er leise, strich mit der merklich zitternden Hand über ihre glühende Stirn und suchte vergeblich eine sorglose Miene anzunehmen.

„In solchen Dingen ist es am besten, sich gleich an die höchste Stelle zu wenden,“ rieth Heinrich.

„Die Sache ist leider schon zu sehr verfahren,“ äußerte Schorn seine Bedenken, „und seit dem Weggange der Gräfin soll der Alte vollends unzugänglich sein.“

„Dennoch wird uns nichts Anderes übrig bleiben.“ — Der ehrliche Oberförster machte schon die fremde Angelegenheit zu der seinigen.

„Sie haben Recht,“ stimmte nach einigem Nachdenken der Alte bei; „ich werde ein Gnadengesuch ent-

werfen, und vielleicht können wir Milbe bestechen und —"

„Und während dieser Zeit schmachtet mein armer Vater im Gefängniß — nein, ich will augenblicklich selbst zum Herzoge gehen, er wird, er muß mich hören!" rief Elfriede erregt und ihre blassen Wangen färbten sich dunkler.

Der alte Schorn erschrak. „Du wolltest? Nein, nein, die Gefahr ist zu groß — es ist unmöglich!"

„Warum sollte ich die größte Gefahr scheuen, wenn es die Rettung meines Vaters gilt?" sagte Elfriede mit flammenden Augen. „Und so furchtbar auch Herzog Leopold sein soll, ich fürchte mich gar nicht vor ihm, es ist ja nur ein alter, gebrechlicher Mann!" — Sie lächelte, um ihren Muth zu zeigen.

„Sei vernünftig, es geht wirklich nicht!" bat der alte Schorn. „Ich kann es Dir nicht sagen, warum — aber ich darf es nimmermehr geschehen lassen!"

Elfriede blickte ihren Oheim verwundert an, um ihre blühenden Lippen zuckte ein wilder Trotz, sie warf den Kopf in den Nacken.

„Und wenn ein Abgrund sich vor mir öffnet, ich rette dennoch meinen Vater!"

Ehe der alte Herr gegen ihren übereilten Schritt weitere Einwendungen machen konnte, war sie verschwunden. Der Oheim eilte ihr nach, um sie zurück-

zuhalten; als er hinaustrat, sah er nur noch ihr helles Gewand im Tannendickicht dahinflattern.

„So sind diese Schorns," sagte er seufzend, als er wieder in der Stube erschien; „sie reiten immer mit verhängten Zügeln in ihr Verderben. Nur Arnold macht eine Ausnahme; wäre der brave Junge hier, er brächte sie alle zur Raison!"

Mit großer Vorliebe erzählte er dem wieder still gewordenen Oberförster von seinem Neffen, der mit vollem Rechte der Stolz der ganzen Familie sei. —

Ohne Aufenthalt stürzte Elfriede fort, fest entschlossen, bis zum Herzoge vorzudringen. Sie fragte nicht einmal danach, daß ihr Anzug für eine solche Audienz wenig geeignet war. Im leichten Hauskleide war sie fortgeeilt, ohne Hut, an dessen Stelle sie ein seidenes Tuch um den Kopf geschlungen. Sie sah wie ein schlichtes Bürgermädchen aus, und doch schmückte sie etwas, kostbarer und herrlicher als Juwelen und glänzende Stoffe — ihre Schönheit. Die hohe, schlanke Gestalt war von einem wunderbaren Ebenmaß, jede ihrer Bewegungen verrieth eben so viel Sicherheit wie Anmuth, und das gebräunte, edle Antlitz bekundete eine geistige Entwickelung, die weit über ihre Jahre ging; und wie seltsam funkelten die dunkeln, feuchtglänzenden Augen, die so träumerisch die Zukunft befragen konnten! Je näher Elfriede ihrem Ziele kam, desto mehr wuchs

ihr Muth und das Vertrauen auf ihre gute Sache, und mit der glücklichen Einbildungskraft der Jugend träumte sie bereits davon, daß sie den Vater wirklich befreit habe; Bilder von freundlichen Tagen tauchten vor ihrer leicht-beweglichen Seele auf.

Nach einer dreistündigen Wanderung erreichte sie die Residenz. Mittag war längst vorüber, und obwohl Elfriede seit dem Morgen nichts genossen hatte, fühlte sie weder Hunger noch Ermattung. Als sie in der Nähe des Schlosses ankam, ordnete sie möglichst ihren Anzug und schritt erhobenen Hauptes dem düsteren Gebäude zu.

Der alte Portier fragte nach ihrem Begehr; als sie es flüchtig andeutete und an ihm vorüber eilen wollte, hielt er ihr abwehrend seinen langen Stab entgegen.

„Oho, das geht nicht; Samstag von Eilf bis Zwölf sind Hoheit für alles Volk zu sprechen!“

„O, lassen Sie mich durch,“ bat Elfriede, „mein und meines Vaters Lebensglück steht auf dem Spiel!“ — Auf ihrem Antlitze zeigte sich die tiefe Unruhe ihrer Seele.

„Geht nicht,“ wiederholte kurz und trocken der Portier; „machen Sie sich nicht riwikühl!“

„Aber ich muß den Herzog sprechen!“ drängte das junge Mädchen.

„Turbülühren Sie nicht so generös!“ erklärte der Alte ungeduldig.

Das Blut Elfriedens begann zu sieden; sie richtete sich in die Höhe, und während ihre Augen einen förmlich niederschmetternden Blick auf den alten Mann schossen, sagte sie mit einer gebieterischen Handbewegung: „Wagen Sie nicht länger, mich aufzuhalten!“

Der Portier zog eingeschüchtert seinen Stab zurück und blickte verwirrt das junge Mädchen an.

„Bravo, bravo!“ ließ sich die Stimme eines jungen Mannes vernehmen, der unbemerkter Zuschauer des ganzen Auftrittes gewesen. „Ein weiblicher Hercules, der den alten Cerberus besiegt,“ sagte er, näher tretend; „aber nun kommt noch die dreifache Mauer mit ihrer diamantenen Pforte.“ — Und während er kein Auge von dem jungen Mädchen verwandte, lachte er mit ungewöhnlicher Herzlichkeit.

Elfriede erkannte den Erbprinzen nicht, sie sah nur einen Offizier vor sich, von dem sie einigen Beistand hoffen durfte; sie ging deshalb auf den Scherz ein.

„Und dann muß ich wohl noch die feurigen Wirbel des Styx und Phlegeton überschreiten, ehe ich zum Hades gelange?“

In Leopold's Antlitz prägte sich die Ueberraschung über eine solche Antwort des schlicht gekleideten Mäd-

chens aus. Sein Benehmen wurde sogleich verbindlicher; ohne den kecken, überlegenen Ton, mit dem er Elfriede angesprochen hatte, ja, mit jener ritterlichen Feinheit, die er gegen Frauen zu entfalten wußte, sagte er lächelnd: „Darf ich Ihnen meinen Arm bieten, um Sie auf diesem furchtbaren Wege zu geleiten?"

Einen Augenblick zögerte Elfriede; aber gewiß kamen noch größere Schwierigkeiten, und warum sollte sie nicht das Anerbieten des Offiziers annehmen, der ihr sichtlich einige Theilnahme zeigte? Unbefangen nahm sie den Arm des Fremden und stieg mit ihm die breiten Stufen der hohen Treppe hinauf.

„Zerrweruß? Solch dumme Fremdwörter sind doch zu riwikühl!" brummte der mit ihnen auf gespanntem Fuße lebende Thürhüter und trottete in seine Stube.

„Ich wage viel, die Ungnade des Herzogs, aber wer vermöchte solchen Sternen zu widerstehen," sagte der Erbprinz, als sie oben angelangt waren.

Sein Blick senkte sich voll Bewunderung in die schönen, dunkeln Augen des jungen Mädchens, das ein wenig die Wimpern niederschlug und dann mit dem alten Strahlenblicke lispelte: „Wie danke ich Ihnen!"

Ohne weiter ein Wort zu sprechen, führte sie der Prinz durch mehrere offene Zimmer und hielt endlich vor einer herabgelassenen alten und verschossenen Portière.

„Sprechen Sie etwas laut, nur Muth! Ich erwarte Sie hier. Mögen die Götter Ihnen gnädig sein!"

Elfriede athmete noch einmal tief auf, dann schlug sie die Vorhänge zurück und trat in das Zimmer des Gefürchteten. Seit dem Zusammentreffen mit dem Offizier hatte sie kein Hinderniß auf ihrem Wege gefunden — ihr war, als spiele sie nur eine Rolle in einem jener Dramen, die sie mit dem ganzen Feuer ihrer jugendlichen Seele gelesen hatte. Deshalb blickte sie frei und kühn um sich und gewahrte sofort den Herzog, der ganz verloren in einem großen Lehnsessel nistete und mit der Aufmerksamkeit einer Spinne den Schloßplatz überwachte, um irgend etwas einzufangen, woran er ein höchstes Aergerniß nehmen konnte. Es mochte sich gar nichts geboten haben, und er wendete eben verdrießlich den Kopf, als Elfriede eintrat. Seine kleinen, grauen Augen erweiterten sich, er wollte eine heftige Frage hervorstoßen, aber schon hatte Elfriede mit einer Mischung von Demuth und Hoheit das Knie vor ihm gebeugt und trug ihre Bitte mit einer Sicherheit und einem edlen Anstande vor, die selbst auf den Dreizehnten ihres Eindrucks nicht verfehlten. Er hörte weniger auf den Inhalt ihrer Worte, als daß er mit schmunzelnder Bewunderung jede ihrer Bewegungen verfolgte und mit der Aufmerksamkeit eines Kenners die aufblühende Schönheit betrachtete.

„Verspricht viel!“ sagte er befriedigt.

Obwohl Elfriede mit großem Feuer gesprochen, hatte sie das Gesicht des alten Herrn nicht außer Augen gelassen; sie gewahrte mit dem scharfen Blicke, den jedes Mädchen in solchen Dingen hat, daß ihre Erscheinung auf den Herzog einigen Eindruck gemacht hatte, und dadurch kühner geworden, entgegnete sie: „Hoheit, versprechen Sie mir auch etwas — die Begnadigung meines Vaters!“

„Hat Geist, die Kleine,“ sagte er sichtlich erfreut, kroch aus seinem Lehnsessel hervor und schien nicht übel Lust zu haben, Elfriede, die jetzt aufgerichtet vor ihm stand, in die Wangen zu kneifen; als er aber in ihre großen, dunkler gewordenen Augen blickte, zog er den halb erhobenen Arm zurück und murmelte: „Schorn, Schorn — weiß bereits Alles, furchtbarer Revolutionär — sollte streng bestraft werden, hat herrliche Tochter — mag laufen!“

„Hoheit, Sie begnadigen ihn?“

In überwallendem Glückesrausche senkte Elfriede von Neuem das Knie und drückte die knöcherne Hand Leopold's an ihre Lippen.

„Wer könnte einem so schönen Munde widerstehen?“ grinste der Herzog, und sein grämliches Gesicht zeigte ein ungewöhnliches Behagen. „Will eigenhändig seine Entlassung verfügen, aber erwarte nun Gehorsam,

werde mich davon selbst überzeugen. Verspricht viel!" kicherte er noch einmal, und wieder ruhten seine Augen musternd auf dem jungen Mädchen, während ein faunisches Lächeln seine welken Lippen umspielte.

„Darf ich zu meinem Vater und ihm die Nachricht bringen?"

Ihre Augen strahlten in Vorempfindung dieser Freude. Leopold ließ sich in der schmunzelnden Bewunderung des hübschen Kindes nicht stören, nickte nur zustimmend mit dem Kopfe und blickte ihr ganz erstaunt nach, als Elfriede noch einmal ihren Dank stammelte und rasch verschwand.

Als sie hinaustrat, sah sie sich vergeblich nach dem Offizier um. Auch in den anderen Gemächern, die sie durcheilte, traf sie ihn nicht, und doch sehnte sie sich, ihm zu danken. Sie kam bis an's Thor und der Fremde ließ sich nirgends blicken, er hatte sich ihrem Danke entzogen. — An dem Fenster der Portierstube gewahrte sie das Gesicht des alten Cerberus, und so drohend es aussah, wagte sie dennoch, an die Scheiben zu pochen und nach dem Namen des Offiziers zu fragen. Sie erhielt anstatt der Antwort nur ein mürrisches Grunzen und eilte hinweg, um ihren Vater aufzusuchen. Wie klopfte ihr Herz in unaussprechlicher Seligkeit, und welche Enttäuschung ward ihr zu Theil!

Der alte Schorn gerieth in große Aufregung. „Ich

brauche nicht seine Gnade, will lieber sitzen bis in alle Ewigkeit!" — Und er zeigte sich gegen alle Vorstellungen der Tochter unzugänglich. Eine Stunde darauf kam schon der Befehl seiner Freilassung. Vergeblich erklärte der Papiermüller, das Gefängniß nicht verlassen zu wollen, man drohte, ihn jetzt eben so rücksichtslos hinaus zu befördern, als am Morgen herein, und es blieb dem eigensinnigen Manne nichts übrig, als der Gewalt zu weichen.

Auf dem Heimwege tadelte er noch fortwährend den übereilten Schritt seiner Tochter. „Warum sich erst vor diesem Tyrannen beugen!" jammerte er in trotziger Verzweiflung. „Ich bin doch zu Grunde gerichtet, wenn ich die Fabrik nicht aufbauen darf!"

Die Klagen des geliebten Vaters schnitten der Tochter in's Herz. Noch an demselben Abende schrieb sie heimlich an ihren Bruder, schilderte ihm Alles, ihre bedrängte Lage, und bat um seinen Beistand. Es vergingen jedoch Monate und sie erhielt von Arnold keine Antwort.

Neuntes Kapitel.

Je mehr der Frühling in das Land schritt, desto größer wurde die Unruhe in dem kleinen Fürstenthume, denn die scheinbar immer langsamer heranschleichenden Tage mußten endlich die Entscheidung bringen. Was war das für ein Summen und Hin- und Herschwirren im Schlosse! So angstvoll und besorgt war hier noch niemals die Ankunft eines kleinen Weltbürgers erwartet worden, und selbst Männer, die mit dem größten Gleichmuthe das glückliche Eintreffen ihrer eigenen Kinder auf dem Halteplatze „Erde" hingenommen hatten, zitterten bei dem Gedanken an die Stunde, die jetzt für jene hohe, schöne Frau heranrückte.

Am meisten war die Bürgermeisterin beschäftigt, noch mehr ihre Zunge. Ihr Hut mit der gelben Schleife war überall zu sehen, im dichtesten Kampfgewühle eines Casino's wie im Kleingewehrfeuer eines Kaffeekränzchens. Mit der herankommenden Entscheidung wuchs ihre Sicherheit und die Liste ihrer eingetroffenen Prophezeiungen. Es war fast keine Frau ihrer Bekanntschaft — und sie kannte sie alle in der kleinen Residenz —, die einmal rücksichtslos genug gewesen, ihre Vorherverkündigung zu Schanden zu machen. Propheten müssen stets an sich glauben, wenn sie mit sich fortreißen wollen, und die Bürgermeisterin glaubte an

sich, sie schwor auf ihren Blick. Superintendent Raschel war außer sich über die unselige Plauderei seiner alten Freundin, aber sie hätte um alle Schätze der Welt ihre Wissenschaft nicht in ihrem mittheilsamen Herzen bewahren können. Welch geringer Triumph, wenn die kleine Prinzessin wirklich kam und nur der Superintendent um ihre Sehergabe gewußt hätte! Nein, jetzt konnte die ganze Residenz als Pythia — hatte nicht Raschel so gesagt? — sie bewundern.

Auch in's Schloß war die merkwürdige Ankündigung gedrungen, selbst Fürstin Caroline hatte davon erfahren und war Anfangs wüthend, zuletzt sehr bestürzt darüber. Erst als Gräfin Holwitz hieher kam, mit großer Gewandheit sich gerade bei ihr einzuschmeicheln wußte, wurde sie ruhiger. Die beiden Damen hatten sehr oft geheime Unterredungen mit einander, und dann drückten sie sich beim Abschiede zärtlich die Hände und nickten einander vertraulich zu. Während Alle am Hofe mit besorgten Gesichtern herumliefen, zeigte dieses weibliche Dioskurenpaar eine Zuversicht, als liege bereits ein junger Thronerbe frisch und munter in der fürstlichen Wiege.

An dem kleinen Hofe erregte das plötzliche Erscheinen der Gräfin eben so viel Aufsehen, wie ihr glänzender Erfolg. Fürstin Caroline hatte noch Niemanden mit solcher Gunst überschüttet, und obwohl der Gräfin

noch kein eigentliches Hofamt übertragen worden, war man doch überzeugt, daß sie bei der nächsten Gelegenheit in die hervorragendste Stelle einrücken würde, denn sie war bereits die unzertrennliche Gefährtin der alten, hochmüthigen Frau.

Mit ihrem gewohnten Scharfblicke hatte Gräfin Holwitz erkannt, daß es vorläufig galt, die Gunst der alten Durchlaucht zu gewinnen, die sich der Regentschaft fast ganz allein bemächtigt. Mit ihr im Bunde mußte es dann leicht sein, die junge unerfahrene Wittwe völlig zu unterjochen und für immer zu beherrschen.

Am Hofe theilte man durchaus nicht die Sicherheit der beiden Verbündeten. Das Geschwätz der Bürgermeisterin hatte überall das Vertrauen auf Erhaltung der Dynastie tief erschüttert. — Selbst das Unsinnigste gewinnt eine große Herrschaft über die Gemüther, wenn es mit der nöthigen frechen Sicherheit sinnverwirrend in die Masse geschleudert wird. — Hunderte stellten danach ihre Segel und suchten bereits den Wind herzoglicher Gunst einzufangen.

Leopold sah sich von Bittstellern und getreuen Unterthanen förmlich umringt; alle, die um seine Huld warben, nahmen seine künftige Herrschaft so sicher an, daß er selbst in den Traum gewiegt wurde, die Angelegenheit könne nicht anders verlaufen, als mit Besitzergreifung des Fürstenthums. Damit rückte auch der

Gedanke einer Verbindung seines Sohnes mit Adelheid in weitere Ferne. Er sah sich bereits für seinen Thronfolger nach der einzigen Tochter eines Fürstenhauses um, vielleicht ließ sich noch ein kleines Ländchen durch Erbschaft erwerben. Welch glänzende Fernsichten öffneten sich damit einem dieser kleinen Herren, die alle nach Vergrößerung schmachten! Aber er vergaß über diesen kühnen Träumen nicht das Nächstliegende. Es standen ihm jetzt die reichlichsten und besten Quellen zu Gebote, um über die Vorgänge am fürstlichen Hofe die genaueste Kunde zu erhalten. Viele Höflinge, Herr von Klinge an der Spitze, wetteiferten mit einander, dem Herzoge durch geheime Mittheilungen der unbedeutendsten Ereignisse, ihre Huldigungen darzubringen. Ganz besonders machte es Leopold seinen neuen Dienern zur Pflicht, ihn die heranrückende Entscheidungsstunde schleunigst wissen zu lassen. Seitdem der Dreizehnte erfahren, daß die Gräfin am fürstlichen Hofe sich eingenistet und die Gunst der alten Durchlaucht gewonnen, hatte er keine ruhige Stunde mehr. Er fürchtete Alles von der verschlagenen, ränkesüchtigen Frau und mußte seine vorbeugenden Maßregeln danach treffen. Zwar waren die fürstlichen Ueberläufer angewiesen, jeden Schritt der Gräfin sorgfältigst zu überwachen, aber er kannte seine alte Freundin, ahnte die Rath=

schläge, die sie ihm in ähnlicher Lage würde ertheilt haben, und wußte, daß sie Kraft und Fähigkeit genug besaß, die kühnsten Streiche auszuführen.

„Reist die Gräfin im Lande herum? Hören Sie im Schlosse schon Kindergeschrei?“ fragte Leopold stets den sich durch heimliche Nachtritte ordentlich hinopfernden Herrn von Klinge.

Der Kammerherr machte Anfangs ein sehr dummes Gesicht, öffnete seine großen Augen ganz verwundert noch mehr und rief dann bestürzt: „Hoheit fürchten —“

„Alles, lieber Klinge!“ — Der Dreizehnte nahm eine sehr feierliche Miene an. — „Diese Leute scheuen vor Nichts zurück, nicht einmal vor dem fürchterlichsten Verbrechen, wenn es gilt, ihre Herrschaft zu sichern. Deshalb müssen wir ganz Ohr sein, mein Theurer, mit Argusaugen ihre leiseste Bewegung überwachen, und zählen Sie auf meinen wärmsten Dank!“

Obwohl er an alle seine neuen Freunde diese Aufforderung richtete, erhielt er von keinem die leiseste Andeutung, die seinen Verdacht bestätigte, und gerade diese Stille quälte ihn desto mehr. Er war überzeugt, daß man „drüben“ unter allen Umständen für einen Thronfolger sorge, und die Heimlichkeit, mit der es geschah, hätte ihm fast Bewunderung abgezwungen. Er nahm sich vor, Alles aufzubieten, um ihre Pläne im

letzten Augenblicke zu vereiteln, und fühlte wohl, daß er ganz der Mann dazu sei, in dieser delicaten Sache mit der nöthigen Rücksichtslosigkeit aufzutreten.

Es war in den ersten Tagen des April, der seine Launenhaftigkeit redlich bewährte und mit Sturm und Schneegestöber die kühnen Frühlingshoffnungen noch einmal einzusargen suchte, als ein Reiter, mit Schmutz und Schnee bedeckt, vor dem herzoglichen Schlosse erschien und spornstreichs in die Gemächer des Dreizehnten stürzte. Eine halbe Stunde später, saß schon Leopold, nur von Milbe und seinem Leibarzte begleitet, im Wagen und jagte der fürstlichen Residenz zu. Der Sturm umheulte den alten Reisekasten und drohte mehr als einmal, ihn umzuwerfen; dicke Regentropfen, mit Schnee gemischt, peitschten an die Fenster, und die am Wege stehenden Bäume schüttelten sich bald vor Kälte, bald fegten ihre wieder mit Schnee beladenen Aeste am Boden hin. Leopold sah und hörte nichts von dem grauenhaften Wetter; er war eifrig bemüht, dem „Insect“ und dem Leibarzte aus einander zu setzen, was sie alles zu behorchen und sorgfältigst zu überwachen hätten, und während er sprach, vernahm er niemals das mindeste Geräusch.

Nach zweistündiger Fahrt war schon das Ziel erreicht. Als Leopold ausstieg, schlug ihm ein kalter

Regen in's Gesicht, und kaum hatte er den Boden betreten, als der Sturm Lust zeigte, ihn wieder den Berg hinabzuschleudern. Aengstlich hielt er sich an Milbe fest, und von seinem Kammerdiener in's Schlepptau genommen, erreichte er glücklich die schützende Halle.

Im Erdgeschoß schlenderte müßig von Klinge umher, stieß wie zufällig auf den eintretenden Herzog, grüßte sehr förmlich, zwinkerte dann mit den Augen, und als wenn er sich nicht mehr um die Fremden zu kümmern habe, ging er langsam die Treppe hinauf und wanderte hier ebenfalls auf dem Corridor hin und her, sich bemühend, ein sehr zerstreutes und albernes Gesicht zu machen. Beides fiel ihm nicht schwer. Der Herzog mit seinen beiden Begleitern folgten ihm.

Der Kammerherr lehnte nachläßig hinter einem Pfeiler. Als der Herzog an ihm vorüberkam, sagte er nur, ohne sich vom Flecke zu rühren: „Im blauen Zimmer!" und wies auf eine am Ende des langen Corridors liegende Thür. Er lächelte vergnügt vor sich hin, daß Niemand sein Treiben bemerkt habe, und wollte sich eben wieder hinabschlängeln, als plötzlich Gräfin Holwitz vor ihm auftauchte und mit der reizendsten, unschuldigsten Miene von der Welt ihm zuflüsterte: „Sie stehen ja hier so sorglos wie ein Wegweiser!"

Herr von Klinge's große Augen irrten unruhig über

das harmlose, fast kindliche Antlitz der Gräfin, und er versuchte, eine Antwort hervorzustammeln, kam aber nur zu einer tiefen Verbeugung.

„Sie erschrecken über das kühne Bild; nun, der ist auch selig, daß er die schlechten Wege nur zu zeigen, nicht zu gehen braucht,“ fuhr sie fort, und um ihre feinen, schmalen Lippen zuckte es seltsam. Eben so plötzlich, wie sie erschienen, verschwand sie wieder.

Herr von Klinge sah ihr wie einer Geistererscheinung mit schlotternden Knieen und bebenden Lippen nach. „Ich bin verloren — um's Himmels willen jetzt keinen Prinzen!“ murmelte er zerknirscht, eilte auf sein Zimmer und warf sich in namenloser Angst auf sein Ruhebett. Es litt ihn auch dort nicht, er versuchte, durch Patiencelegen sich die Zeit zu vertreiben; aber die Minuten schlichen an ihm so langsam vorüber, wie sonst nur vor einem Ordensfeste.

Es herrschte im Schlosse ein solcher Wirrwarr, ein solch planloses Hin- und Widerrennen, daß der Herzog mit seinen Begleitern unangefochten bis an die Thür des bezeichneten Zimmers gelangte; hier aber wurde seinem siegreichen Einzuge unerwarteter Widerstand geleistet. Es waren freilich nur Frauen, die sich den frechen Eindringlingen entgegenstellten, aber Frauen mit kühnem Geiste und voll männlicher Kraft, ent-

schlossen, die Pforte zum Allerheiligsten mit ihren Leibern, zuerst aber mit ihren Zungen zu decken. Eine Blumenlese der ältesten, erfahrensten und kriegsgewandtesten Weiber des Hofes war hier aufgestellt, um selbst dem Schatten eines Mannes den Eingang in das blaue Zimmer zu wehren.

Jeder Andere als der Herzog würde schon vor dieser stattlichen Schaar fürstlicher Gräen zurückgeschreckt sein. Leopold verlor nicht den Muth; er versuchte mit seinem süßesten Lächeln, den dicht zusammengedrängten Haufen weiblicher Alterthümer zu durchschneiden, es war ihm jedoch völlig unmöglich. „Pst, still, zurück!“ tönte ihm von allen Seiten entgegen.

Der Dreizehnte zeigte sich schwerhöriger als je, und während seine grauen kleinen Augen fürchterliche Blicke schossen, sagte er mit boshaftem Grinsen: „Machen Sie mir, dem Herzog Leopold, gütigst Platz, meine schönen jungen Damen!“ — Wenn er geglaubt, daß sein Name genügen würde, diese furchtbaren Wachtposten in die Flucht zu schlagen, hatte er sich geirrt. Frauen wechseln nicht sogleich die Farben, wie Männer, und sicher hatte die kluge Gräfin auf diesen entscheidenden Punkt alte, bewährte Kerntruppen geworfen, die entschlossen waren, hier zu siegen oder zu sterben.

„Welche Unverschämtheit!“ murmelte man im Kreise, und jetzt löste sich aus dem verworrenen Knäuel

eine Dame und trat dicht vor den Herzog hin. Die Ober-Hofmeisterin, eine fürchterlich große Gestalt, mit einem noch fürchterlicheren Gesichte, hatte zufällig nur ein Auge, und als sie jetzt sprach, zeigte sich ein einziger Zahn als Einsiedler ihres Mundes, so daß sie wohl an eine Schwester der Gorgone erinnern mußte. Mit einem alterthümlichen, ironisch gemeinten Knixe, der erst ihr zorniges Antlitz in den Gesichtskreis des Dreizehnten brachte, rief sie entrüstet: „Hoheit, in jenem Zimmer ruht ihre Durchlaucht Fürstin Adelheid und geht ihrer Stunde entgegen; ich hoffe, daß diese Mittheilung Ihnen genügen wird, sich augenblicklich zurückzuziehen!"

„Im Gegentheil, sie weckt in mir die Sehnsucht, einzutreten," entgegnete Leopold mit sarkastischem Lächeln und versuchte von Neuem, mit einem verwegenen Anlaufe die lebendige Schutzmauer zu durchdringen.

Die Ober-Hofmeisterin warf sich ihm heldenmüthig entgegen. „Hoheit, wir werden Ihnen nimmermehr den Eingang gestatten!" — und die große, hagere Gestalt breitete abwehrend die Hände aus.

„Nimmermehr!" wiederholten ihre Waffengefährtinnen und schaarten sich dichter um die bedrohte Thür.

„Albernheiten!" grinste Leopold, den der Widerstand dieser alten Damen zu belustigen schien. Er

drehte den Kopf zu seinen Begleitern herum. „Milbe, mache mir den Weg frei! — Lieber Müller, Sie können auch ein paar alte Schachteln bei Seite schieben!" wandte er sich mit höhnischem Gelächter zu seinem Leibarzte.

Noch ehe Leopold's Gefolge den höchst bedenklichen Befehl ausführen konnte, öffnete sich die Thür und Fürstin Caroline erschien auf der Schwelle. „Was ist das für ein unverschämter Lärm?" fragte sie mit wuthzitternder Stimme und gab sich den Anschein, den Herzog nicht zu bemerken.

„Ah, meine liebenswürdige Cousine, wie prächtig, daß Sie kommen!" Der Dreizehnte legte sein Gesicht in die freundlichsten Falten, was es noch boshafter aussehen ließ. „Ich will meinem Lieblinge, der guten Adelheid, einen Besuch abstatten, aber diese Grazien wehren mir den Eingang!" — und mit dem alten, sarkastischen Lächeln wies er auf seine Gegnerinnen, die Zorn und Aerger noch gorgonenhafter machten.

„Dann haben Sie die Stunde sehr schlecht gewählt," entgegnete die Durchlaucht in demselben Tone. „Meine Schwiegertochter ist, wie Sie bereits wissen werden, durchaus nicht in der Lage, Besuche zu empfangen, am wenigsten Herrenbesuche. Auch mich ruft meine Pflicht an ihr Bett, und deshalb kann ich leider meinem hohen Gaste nicht die nöthige Aufmerksamkeit schenken; aber

Sie sind gewiß recht angegriffen von der raschen Fahrt. Es ist das bei Ihrem Alter kein Wunder; ich werde Befehle ertheilen —"

Wie ein Strom waren diese Worte von den dicken, aufgeworfenen Lippen der alten Frau gequollen — vergeblich suchte der immer ungeduldiger werdende Herzog, sie zu unterbrechen. Endlich war seine Geduld zu Ende; als sie jetzt Athem schöpfen mußte, fiel er heftig und mit kreischender Stimme ein: „Will dennoch in das Zimmer, habe als nächster Agnat ein Recht darauf!"

„Und Sie wagen es wirklich, mit einem solchen Ansinnen hervorzutreten?" fragte die alte Durchlaucht. Auch sie erhob ihre Stimme und mühte sich, mit ihren kleinen Augen den unverschämten Nachbar durchbohrend anzusehen.

„Was könnte mich daran hindern?" entgegnete der Dreizehnte, der nun entschlossen war, die Maske völlig abzunehmen. „Will mich selbst überzeugen, daß hier kein Unterschleif möglich, nicht schon unter allen Umständen für Thronfolger gesorgt wird! Machen Sie deshalb Platz, meine süße Freundin!"

„Unerhört, entsetzlich! Welche Beschimpfung!" riefen die Damen wie aus Einem Munde.

Einen Augenblick war Fürstin Caroline sprachlos vor Ueberraschung, dann aber brach sie mit einer Heftigkeit los, vor der selbst Leopold einen Schritt zurück-

wich. „Sie wagen einen solchen Verdacht zu äußern? Sie haben unser Haus verfolgt und angefeindet ein ganzes Menschenalter hindurch, und jetzt entblöden Sie sich nicht, arme hilflose Frauen so schmählich zu beschimpfen — ah, das ist stark!" Weiter kam sie nicht, sie focht mit den Armen in der Luft umher und sank dann, von Wuth und Aerger überwältigt, halb ohnmächtig zusammen.

Leopold hatte bereits seine Fassung wiedergewonnen, er blickte mit der Miene eines Siegers auf seinen gefallenen Feind. Die „Grazien" schaarten sich wehklagend und in größter Bestürzung um ihre Herrin — der Augenblick war günstig, um die lange vertheidigte Pforte endlich zu erreichen. Er gab seinem Leibarzte einen Wink und war schon mit seinen langen Beinen an der Thür, als diese sich von Neuem öffnete und er sich plötzlich der Gräfin Holwitz gegenüber befand. Ihre Augen strahlten, und mit einem süßen Lächeln, das Leopold gleichsam vergiftete, sagte sie mild und freundlich:

„Bemühen Hoheit sich nicht weiter. Ich kann Ihnen die freudige Nachricht verkünden, daß unser Fürstenhaus so eben mit einem Prinzen gesegnet worden."

Besser als alle Riechfläschchen wirkte diese Glücksbotschaft auf die Nerven der alten Frau. „Dem

Himmel sei Dank!“ sagte sie inbrünstig und schlug die Augen auf.

„Höllischer Betrug!“ rief gleichzeitig Leopold. Während das fette Antlitz der alten Durchlaucht in Seligkeit schwamm, zeigte das magere Gesicht des Dreizehnten eine grenzenlose Wuth. Er wollte in das Zimmer stürzen, aber die Gräfin vertrat ihm den Weg; sie sah dabei liebenswürdiger, anmuthiger als je aus und sagte schalkhaft:

„Hoheit sind doch nicht Wehmutter geworden?“

Die alten Hofdamen vermochten kaum ihre Heiterkeit zu verbergen, die dankbarsten Blicke warfen sie der Rächerin all ihrer erlittenen Beschimpfungen zu.

„Ihrem Leibarzte dagegen wollen wir den Eintritt nicht versagen,“ fuhr Gräfin Holwitz fort, und ihre blauen, freundlich schimmernden Kinderaugen weideten sich mit Behagen an der Bestürzung, dem Zorne und verbissenen Ingrimme ihres Feindes.

Müller schlüpfte, ohne einen Befehl seines Herrn abzuwarten, in’s Krankenzimmer.

„Betrug, nichts als Betrug, wo eine Gräfin Holwitz die Hände im Spiele hat!“ — Leopold warf seiner ehemaligen Freundin einen bis an den Rand gefüllten Blick des bittersten Hasses zu.

In dem Herzen der Gräfin jauchzte befriedigte

Rachelust auf, während ihr frisches, blühendes Antlitz den mildesten, sanftesten Ausdruck zeigte.

„Junge untergeschoben," fuhr er wild und heftig fort, „aber werde das schauderhafte Verbrechen aufdecken, daß alle Welt staunen soll! Kann nicht junges Reis anerkennen, das nimmermehr auf Fürstenstamm gewachsen, werde es nie thun" — und er sprang wie ein Besessener hin und her.

Fürstin Caroline hatte mit der freudigen Nachricht ihre Sicherheit wiedergewonnen. „Wir fürchten diese lächerlichen Anschuldigungen nicht, denn wir waren schon darauf vorbereitet und haben Alles gethan, um uns dagegen zu schützen. Leben Sie wohl und klagen Sie aller Welt, daß uns der Himmel mit einem Prinzen begnadigt hat!" — Sie nickte abschiednehmend mit dem Kopfe und verschwand, hocherhobenen Hauptes, mit der Miene eines siegreichen Feldherrn im blauen Zimmer. Die Gräen folgten ihr und warfen beim Rückzuge triumphirende Blicke auf ihren geschlagenen Feind.

Nur die Gräfin blieb zurück. „Hoheit dürfen durchaus nicht glauben, daß meine erlauchte Freundin zu viel behauptet," begann sie mit einer fast rührenden Unbefangenheit. „Im Nebengemache harrten die Gesandten fremder Mächte, die Spitzen unserer Behör-

den, um als gewichtige, vollgültige Zeugen für dieses entscheidende Ereigniß zu dienen. Sie glauben gar nicht, verehrter Freund, welche Mühe wir hatten, Fürstin Adelheid zu bewegen, daß sie alle diese Vorsichtsmaßregeln, die uns gegen jeden Angriff sichern, endlich gestattete!" — Sie zeigte wieder ihr anmuthigstes Lächeln.

Leopold würde der alten Durchlaucht noch lange Stand gehalten und durch Toben und Lärmen seinem Herzen Luft gemacht haben; der Gräfin gegenüber verlor er völlig die Fassung. „Teufelsweib!" murmelte er vor sich hin und knirschte so heftig mit den falschen Zähnen, daß es dem Gebiß gefährlich zu werden drohte. „Insect," wandte er sich zu Milbe, der mit behaglichem Gleichmuthe dem ganzen Auftritte beigewohnt hatte, „stütze mich! Die Unterhaltung mit diesen geistreichen Damen hat mich doch etwas angegriffen!" — Er lehnte seinen Arm auf die Schulter des Kammerdieners und schickte sich an, das Gemach zu verlassen.

„Hoheit, soll ich Ihnen den Leibarzt nachschicken?"

Die blauen Augen der Gräfin ruhten mit recht liebevoller Besorgniß auf ihrem ehemaligen Freunde.

„Können Tölpel behalten," brummte der Dreizehnte, und ohne die Gräfin weiter eines Blickes zu würdigen, entfernte er sich. Wenige Minuten später

rollte sein Wagen den Schloßberg hinab. Mit noch rasenderer Schnelligkeit, als er gekommen, ließ er seiner Hauptstadt zujagen.

Zehntes Kapitel.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht von der glücklichen Geburt eines Thronerben in der kleinen Residenz. Das war ein gewaltiger Jubel. Am Abend war die Stadt festlich erleuchtet, man drückte sich wärmer als sonst die Hände und rief sich immer wieder in freudiger Erregung zu: „Ein Prinz! Wer hätte das gedacht?"

Alle athmeten, wie von einem Alpdrucke erlöst, freudiger auf, denn die Selbständigkeit des kleinen Landes war nun wenigstens auf lange Zeit, vielleicht auf immer, gesichert. Nur diejenigen, die sich bereits durch einen übereilten Schritt bloßgestellt, waren wie vom Donner gerührt.

Die Bürgermeisterin besonders wollte es Anfangs gar nicht glauben, aber als ihr Superintendent Raschel selbst mit einem Blicke voll bitterer Verachtung und tiefsten Unmuthes ihren schlecht bewährten Seherblick vorwarf, der sie jetzt Alle in die Dinte geführt habe, verlor sie zum ersten Male die Sprache. Länger als

fünf Minuten blieb sie stumm, die zungengewandte Frau starrte wie geistesabwesend auf einen Fleck, dann aber brach sie in so beredtes Jammern und Wehklagen aus, als müsse der zu lange eingedämmte Strom ihrer Worte sich um so stürmischer Luft machen, was ihren Freund Raschel augenblicklich die Flucht ergreifen ließ.

„Gottlieb, wir sind verloren," wandte sie sich zu ihrem Gemahl, der, wie immer, ernst und schweigsam vor sich hindämmernd, nur durch raschere Züge aus seiner Pfeife zu erkennen gab, daß er sich ebenfalls in einer gewissen Aufregung befinde.

„Diesen Schimpf überlebe ich nicht!" fuhr die niedergeschmetterte Seherin händeringend fort. „Ich lasse mich vor Niemandem mehr sehen!" — Sie knüpfte die Bänder ihres Hutes fester und eilte in das Kaffeekränzchen der Rendantin, um ihre empfindliche Niederlage mit alter Mundfertigkeit zu verdecken. „Sie habe sich nur einen Scherz gemacht, wie könne man so 'was im Ernste vorhersagen!" erklärte sie jetzt den boshaft lächelnden Freundinnen, die sie schon, wie eine gefallene Größe, mit ziemlicher Geringschätzung behandelten. Ihr Mißgeschick verwünschend, schwor sie heimlich, niemals wieder solche Frauen eines Blickes zu würdigen, die sich dann doch nicht entblödeten, ihre Prophezeiung zu Schanden zu machen.

Im Schlosse herrschte ein noch größerer Jubel. Die Treugebliebenen erhoben die Köpfe, ihnen winkte nicht nur der hellste Sonnenschein fürstlicher Gunst, sondern auch glänzende Beförderung, da voraussichtlich manch' gute Stelle durch Entlassung der Zweideutigen frei wurde, und gerade die letzteren eilten mit den freudestrahlendsten Gesichtern umher und jauchzten mit krankhafter Begeisterung: „Ein Prinz!" — um sich wenigstens selbst zu belügen, daß sie nicht im entferntesten an das Erlöschen der Dynastie gedacht hatten.

Am geräuschvollsten legte Herr von Klinge seine unaussprechliche Freude an den Tag; er taumelte wie glückberauscht von Einem zum Anderen, wiederholte fortwährend: „Dem Himmel sei Dank, wir sind noch einmal den Molochsarmen des Dreizehnten entronnen!" — und führte in freudiger Rührung sein seidenes Taschentuch an die großen, feuchten Augen. Als er Herrn von Hohenthal erblickte, der mit der Zähigkeit eines alten, ehrlichen Beamten dem Fürstenhause treu geblieben war, klammerte er sich an seinen Arm und flüsterte ihm lächelnd zu: „Welchen Tiefblick entfaltete unser hoher Verstorbener, wenn er sagte: „Es bleibt Alles beim Alten" — jetzt erst lernen wir sein weises Wort verstehen!"

Herr von Hohenthal wandte ein wenig den Kopf und starrte mit kalten, strengen Augen den glatten

Höfling an. „Ich fürchte, es bleibt hier nicht Alles beim Alten!“ entgegnete er mit eigenthümlicher Betonung und kehrte dem Kammerherrn verächtlich den Rücken.

Herr von Klinge machte ihm trotzdem eine tiefe Verbeugung und sah ihm lange nach. „Er bleibt doch ein ungeschliffener Mensch,“ dachte er und wollte mit wohlgefälliger Zierlichkeit weiterhüpfen, als ein zweiter Gedanke sein armes Hirn heimsuchte und er davon wie gebannt stehen blieb: „Er war so unverschämt, daß er schon mein Entlassungsschreiben in der Tasche haben muß; gilt ohnehin viel bei der alten Frömmlerin!“ — Ein kalter Angstschweiß trat auf seine Stirn. — „Die Freude hat mich zu sehr angegriffen,“ flüsterte er mit mattem Lächeln dem Hofmarschall zu und schwankte auf sein Zimmer.

Die drohende Wolke entlud sich weder an diesem, noch an dem folgenden Tage über die Häupter der Schuldigen, die um so ängstlicher, unruhiger in die Zukunft starrten; aber schwärzeste Rachsucht hätte keine grausamere Strafe für die Abtrünnigen auswählen können, als diese über sie verhängte Ungewißheit, die ihnen die Minuten, wie zwischen Schaffot und Begnadigung schwebenden Verbrechern, langsam zuzählte.

Fürstin Adelheid ahnte wenig, daß ihre Herzensgüte den Schuldbewußten eine schwere Kette des Leidens

würde. Man hatte ihr eine Liste der Treulosen vorgelegt und drang in sie, diese Nichtswürdigen sofort zu entlassen; aber nichts vermochte sie zu dieser harten Maßregel zu bewegen. Sie war ja selbst so glücklich! Nicht weil sie einem Prinzen das Leben gegeben und damit die Selbständigkeit des kleinen Ländchens gerettet hatte, sondern weil sie lauter glückliche, freudestrahlende Gesichter sah und der Widerschein davon ihr weiches, empfängliches Herz erwärmte. Wie wäre sie unter diesen Umständen fähig gewesen, Leute zu bestrafen, die nichts gethan, als mit einer anderen, auftauchenden Gnadensonne zu liebäugeln!

Fürstin Caroline fühlte sich zwar sehr unangenehm berührt von der jämmerlichen „Schwäche" ihrer Schwiegertochter; aber Adelheid hatte doch dem Lande einen Thronerben geschenkt, war nun einmal zum Unglücke Regentin geworden, und sie gewahrte immer mehr, daß die kluge Gräfin Recht habe, wenn sie rieth, die schwache, haltlose Frau in Güte zu beherrschen. Der leidenschaftlichen Gemüthsart der alten Durchlaucht fiel dies freilich sehr schwer; sie hätte am liebsten heftig und ungeduldig losplatzen wollen, sobald ihre Schwiegertochter sich nicht augenblicklich ihrem herrschsüchtigen Willen unterwarf.

Die milde, freundliche Frau, die jetzt in ihrer weichen, träumerischen Stimmung, mit dem seligen

Gefühle einer glücklichen Mutter in das Leben schaute, leistete freilich nur dort Widerstand, wo ihr edles, lauteres Herz anders entschied als ihre Rathgeber; dann jedoch zeigte die schwache Frau eine bewundernswürdige Entschlossenheit, und selbst die beweglichsten Vorstellungen konnten sie nicht von dem abbringen, was ihr klares, unbefangenes Auge für Recht erkannt hatte.

Nur wenige Tage hatte Fürstin Adelheid das reine, kostbare Gefühl ungetrübten Mutterglückes, dann schob sich die kalte, eherne Scheidewand des Hofzwanges zwischen sie und ihr Kind und suchte es ihr in immer weitere Ferne zu rücken. Unter dem Vorwande sorgender Liebe wurde ihr jede süße Mutterpflicht, die allein das Glück einer Frau ausmacht, grausam und hartnäckig entzogen. Vergeblich lehnte sie sich dagegen auf; Anfangs wàr sie aus körperlicher Schwäche dem Kampfe nicht gewachsen, und dann schwirrte ihr fortwährend der Mahnruf in's Ohr, daß zwei kostbare Leben zu schonen seien, um nicht davon zuletzt ein wenig eingeschüchtert zu werden. Aber als sie endlich das Bett verlassen konnte, sprengte sie mit der ganzen, hingebenden Liebe einer Mutter die harten Fesseln. Sie saß stundenlang an der Wiege ihres Kindes, bewachte jeden Athemzug, sang es in Schlummer und hielt mit großer Strenge darauf, daß die verweichlichenden, ängstlichen Vorschriften der Großmutter

unbeachtet blieben. Ihr dreijähriges Töchterchen war ihr ohnehin entfremdet worden und zeigte schon jetzt die ganzen Unarten und Launen einer kleinen Prinzessin. Vergeblich suchte Adelheid die Gebrechen der ersten Erziehung, den scharf hervortretenden Eigensinn und Hochmuth der Kleinen, zu beseitigen; diese zog sich scheu vor ihr zurück und flüchtete zur Großmutter, die sie verhätschelte und niemals, wie die böse Mama, mit Anordnung abhärtender Maßregeln quälte.

Je mehr sich bereits die Erziehungsfehler bei dem kleinen, stets kränkelnden, launenhaften Töchterchen zeigten, um so mehr hielt sich Adelheid zu der Sorge verpflichtet, jetzt, wo sie freie Hand hatte, ihr zweites Kind vernünftiger zu erziehen.

Das gab ein Aufsehen und einen Sturm! So etwas war noch nicht erlebt worden: eine Fürstin, die sich das Recht nicht nehmen ließ, über das Leben ihres theuren Kindes selbst zu wachen!

Die alte Ober-Hofmeisterin fühlte sich mehr als einmal an den Kopf, ihr schien die Welt aus den Fugen zu brechen, und täglich konnte sie ihrer hohen Gönnerin, Fürstin Caroline, von neuen, unerhörten Excessen der jungen Durchlaucht berichten. Schon am ersten Tage, als Adelheid „auch gegen alle Vorschrift" das Bett verlassen, stürmte sie in höchster Aufregung zur alten Durchlaucht. Es war eine lange Liste furchtbarer

Ungehörigkeiten, die sie auszukramen hatte. „Aber das Schlimmste kommt noch," sagte sie mit gebrochener Stimme — „o, wenn das so fortgeht, muß ich mein Amt niederlegen, ich kann dieses Treiben nicht länger mit ansehen!" — Sie senkte ihr gesundes Auge schwermüthig zu Boden, während das Glasauge ruhig in seiner Höhle blieb und die Fürstin unheimlich anstarrte.

„Liebe Baronin, was ist noch geschehen? Spannen Sie mich nicht auf die Folter!" bat die alte Durchlaucht ängstlich; aber erst nach langem Drängen rang sich das „Unerhörte" von den zuckenden Lippen der Ober-Hofmeisterin.

„Durchlaucht werden es nicht für möglich halten — sie hat unserem erlauchten jungen Fürsten die Windel selbst untergelegt!" rief sie endlich mit allen Geberden des Entsetzens.

Fürstin Caroline ließ, von diesem harten Schlage schwer getroffen, das Haupt auf die Brust sinken und seufzte tief: „Unerhört! O, diese Frau wird sich niemals ihrer Fürstenwürde bewußt werden!" rief sie dann erbittert. „Wie konnte mein armer, geblendeter Sohn —" Sie vollendete ihre Klagen nicht, denn ein theilnahmvoller Blick der Ober-Hofmeisterin bewies ihr, daß sie ohnehin verstanden worden.

Mit jedem Tage erfuhr die alte Durchlaucht ähn-

liche Attentate; sie war außer sich über das unschickliche Auftreten ihrer Schwiegertochter, und Gräfin Holwitz hatte alle Mühe, sie von einem heftigen Ausbruche zurückzuhalten. Aber als man ihr anzeigte, daß Adelheid in der Mittagsstunde eines sonnigen Junitages sich eben anschicke, mit dem Thronfolger und seiner Amme eine Wanderung in den Park anzutreten, da war es mit der mühsam bewahrten Mäßigung vorbei. Wie eine Furie stürzte Fürstin Caroline die Treppe hinab, traf noch die tollköpfige Frau an der kleinen hinteren Pforte, die zum Parke hinab führte, und rief schon von Weitem in wilder Verzweiflung: „Wollen Sie den jungen Fürsten tödten?"

„Es ist der herrlichste Junitag," entgegnete Adelheid ruhig und wies auf den hellen, warmen Sonnenschein, den die von keinem Lufthauche bewegten, hell schimmernden Bäume des Parkes begierig einzusaugen suchten.

„Ich kann nimmermehr dulden, daß ein solch' theures Leben in unverantwortlicher Weise hingeopfert wird!" fuhr die alte Frau heftig fort.

„Der kleine Kerl ist wohl verwahrt und die Frühlingsluft wird ihm außerordentlich wohl thun!"

Adelheid vermochte kaum, über die großmütterliche Besorgniß ein Lächeln zu unterdrücken, was die alte Frau vollends außer Fassung brachte.

„Sie schicken unser theures Kind in den Tod!“ behauptete sie hartnäckig.

Auf der feinen, durchsichtigen Stirn Adelheid's zeigte sich eine leichte Unmuthsfalte; sie gab der Amme einen Wink, um dennoch ihre Wanderung anzutreten. Da warf sich Fürstin Caroline in höchster Aufregung dazwischen.

„Das kann ich nicht dulden, der Thronfolger darf nimmermehr Ihrer kindischen Laune geopfert werden — sein Leben ist kostbarer, als Alles!“

Immer war es wieder die Sorge um Erhaltung des Fürstenhauses, die alle diese Menschen bewegte und ihr jeden ruhigen Athemzug vergiftete! Das alte, bittere Gefühl beschlich ihre Brust.

„Und glauben Sie nicht, daß die Mutter ihr Kind sorglicher hütet, als es je die Fürstin vermag?“ fragte Adelheid mit den strahlenden Augen einer zärtlichen Mutter.

Fürstin Caroline fühlte, daß sie zu weit gegangen war; sie suchte einzulenken und sagte in beinahe bittendem Tone: „Liebe Tochter, ich beschwöre Sie, lassen Sie das zarte Kind nicht hinausschleppen, Sie gefährden sein Leben!“

„Seien Sie völlig außer Sorge, der Spaziergang ist dem Kleinen sehr gesund,“ entgegnete Adelheid, und

der unsinnigen Einreden völlig müde, nahm sie selbst der Amme das Kind von den Armen und schritt mit flüchtigem Gruße dem Parke zu.

Die alte Durchlaucht hatte nicht übel Lust, ihr nachzustürzen und der leichtsinnigen Frau die kostbare Beute abzujagen; sie erinnerte sich aber, daß Adelheid in solchen Dingen stets einen unerhörten Starrsinn an den Tag gelegt habe und sandte nur schleunigst nach der Ober-Hofmeisterin, um wenigstens das Furchtbare abzuwenden, daß die junge Frau allein und unbewacht mit dem Thronfolger im Parke herumspazierte.

Im Fluge eilte die Ober-Hofmeisterin herbei, und wie ein Kondor, der mit den mächtigen Flügeln den Boden schlägt, focht sie mit den langen Armen in der Luft, um sich rascher vorwärts zu treiben.

Der kleine Kampf hatte Adelheid doch aufgeregt, ihr Blut wallte heftiger zum Herzen; erst als sie in den schattigen Gängen des Parkes dahin wanderte und den Blick auf ihr schlummerndes Kind richtete, wurde sie ruhiger. Sie mußte an ihren verstorbenen Gemahl denken. Würde er jetzt endlich beim Anblicke seines Kindes das kalte, finstere Gesicht zu einem Lächeln verziehen? Ja, er würde es geliebt haben, so hoffte sie, und nun war das arme Kind schon eine halbe Waise, und sie mußte ihm durch doppelte Zärtlichkeit den Ver-

lust ersetzen. Alte, traurige Erinnerungen kamen — doch die trüben Gedanken hielten heute, an diesem lachenden Frühlingstage, nicht Stich.

Im Weiterwandern vergaß sie alle Sorgen und lästigen Quälereien; der Sonnenschein, welcher sich in die mächtigen Wipfel der Bäume wühlte, stahl sich auch in ihr Herz und machte es leicht und frei. Wie neugeboren hätte sie in die lachende Frühlingswelt hinausjauchzen mögen, wenn sie nicht gefürchtet, ihr Kind zu wecken, das sie noch immer in trunkener Seligkeit auf den Armen hielt.

Sie sehnte sich, ihr unaussprechliches Glück in ein fremdes Herz auszujubeln, aber die wenigen Spaziergänger drückten sich bei ihrem Anblicke in einen Seitengang und wichen ihr scheu und furchtsam aus. Nur der starke Hofbuchbinder Behnisch, der am Arme seiner noch wohlbeleibteren Gatten seinen gewöhnlichen Nachmittagsspaziergang in dem für Alle zugänglichen Parke angetreten, gewahrte bei einer Biegung des Weges zu spät die junge Fürstin, um ihr auszuweichen. Seine Frau wollte freilich noch im letzten Augenblicke die Flucht ergreifen, doch der wackere Meister preßte fester ihren Arm.

„Willst Du mich unglücklich machen? Wir sind schon von der Durchlaucht gesehen worden!“ — Und er zog bereits von Weitem seinen Hut und grüßte unterwürfig.

Auch seine Frau machte einen tiefen, ungeschickten Knix und murmelte: „Unterthänigste Dienerin!"

Adelheid dankte freundlich, und als das Ehepaar schüchtern und klopfenden Herzens an ihr vorbeischleichen wollte, wandte sie sich ihm plötzlich zu und zeigte ihm mit dem ganzen überströmenden Glücke einer Mutter das Kind.

„Ist das nicht ein prächtiger Bub'?" sagte sie mit freudestrahlenden Augen, indem sie von dem Gesichte des Kleinen den Schleier völlig zurückschlug und die Frau lächelnd anblickte, um von ihr eine Bestätigung ihrer Frage zu hören.

Diese wagte kaum, auf den Prinzen einen Blick zu werfen, machte ein sehr dumm-verlegenes Gesicht, knixte noch tiefer und ungeschickter und vermochte kein Wort hervorzustammeln. Selbst ihr Gemahl verlor die Fassung und starrte die hohe Frau ganz verwundert an. Eine solche Herablassung ging über seinen Horizont.

„Ein Bub'?" rief die Ober-Hofmeisterin entrüstet und schnappte nach Athem. Sie hatte endlich die Fürstin erreicht und das unselige Wort noch gehört. „Durchlaucht vergessen wohl, daß Sie von unserem künftigen regierenden Fürsten sprechen?" fuhr sie mit scharfem Tone in höchster Aufregung fort. „Buben sind die durchlauchtigen Prinzen noch nie genannt worden!"

„Es ist ein Bub', ein prächtiger Bub'!" jubelte die

Fürstin und schaukelte ihr Kind mit hellem, glücklichem Lachen hin und her, daß davon die großen Augen aufschlug und seine Mutter freundlich anlächelte. Adelheid glaubte ihr verjüngtes Bild in dem Antlitze des Kindes zu entdecken, was härmte sie jetzt die alte, steingraue Ober-Hofmeisterin, die sich aus Ehrfurcht für den Thronfolger zu Unverschämtheiten gegen sie hinreißen ließ! In ihrer glücklichen, sonnenheitern Stimmung beachtete sie die alte Frau nicht weiter und trieb mit ihrem „Bübchen" allerhand Possen. Erst mit der Rückkehr in's Schloß fühlte sie wieder die kalte Hofluft, die auf sie eindrang, die Herzensöde, die sie rings umgab.

Seit jenem Tage kam Adelheid nicht mehr zu einem leidlichen Einvernehmen mit ihrer Schwiegermutter. Die Zerwürfnisse häuften sich. Alle trefflichen Anordnungen Adelheid's für die körperliche Pflege des Prinzen fanden bei der alten Durchlaucht den heftigsten Widerstand, und als Adelheid fest blieb, war ein offener Bruch unvermeidlich. Trotzdem behielt Fürstin Caroline die Zügel der Regierung in der Hand, sie gab sich den Anschein, als verstände sich das von selbst; Adelheid hatte nur ihre Unterschriften zu leisten, und sie war viel zu sehr von der Sorge für ihr Kind in Anspruch genommen, um die abhängige Stellung zu beachten, in die sie die herrschsüchtige Fürstin zu bringen gewußt hatte.

Gräfin Holwitz war es endlich müde, der alten Durchlaucht Vernunft zu predigen, was ohnehin täglich schwieriger wurde, und die kleine, verschlagene Frau faßte deshalb rasch ihren Entschluß. Wenn sie sich an Adelheid annestelte und sie aufzustacheln suchte, das Staatsruder selbst in die Hand zu nehmen, dann war nach aller Berechnung ihr Einfluß größer und dauernder. Mit der ihr eigenen Schlauheit wußte sie ihren verrätherischen Uebergang in's Werk zu setzen. Sie schlüpfte oft in das Schlafzimmer des kleinen Prinzen, bewunderte seine hellen, blauen Augen, sein himmlisches Lächeln, und welche Mutter wäre für die zärtlichen Blicke unzugänglich, die auf ihr Kind fallen! Gräfin Holwitz theilte ganz die Ansichten Adelheid's, der Kleine müsse frühzeitig abgehärtet, nicht schon in der Wiege verwöhnt werden, und Adelheid war glücklich, endlich Jemanden gefunden zu haben, der sich mit ihr einverstanden erklärte.

Die Gräfin hatte ein unwiderstehlich einschmeichelndes, gewinnendes Wesen; sie fand sich immer häufiger ein, wußte angenehm zu plaudern, ihre blauen Augen sahen dabei so unschuldig aus, und dennoch konnte sich Adelheid eines gewissen Mißtrauens gegen die kleine Frau nicht erwehren, obwohl sie sich über das Gefühl selbst keine Rechenschaft zu geben vermochte. Wohl mußte sie ihren Geist, ihren blendenden Witz anerkennen,

aber trotzdem die Gräfin auch die schönsten und edelsten Empfindungen heuchelte, fühlte sie mit ihrem feinen weiblichen Instinct doch heraus, daß diese Frau kein Herz habe. Und wenn dann die junge Fürstin die tiefe, unsagbare Herzenseinsamkeit empfand, in der sie hier lebte, überkam sie die Sehnsucht nach dem Hause am See. Dort gab es Menschen, bei denen ihre Empfindungen ein Echo weckten, die ihr eine echte, ungeheuchelte Theilnahme entgegentrugen.

Ohne auf die erneuerten Abmahnungen der Fürstin, die beweglichsten Vorstellungen der Ober-Hofmeisterin zu hören, fuhr Adelheid hinaus, so oft ihre Seele sie drängte, einmal völlig frei und zwanglos aufzuathmen. Ja, als sie sich kräftiger fühlte, verschmähte sie den Wagen und schlenderte zu Fuß, den Weg durch den Park nehmend, um ihrem Schwager einen Besuch abzustatten. Sie konnte sich dann ganz ungestört hinausstehlen, und selbst der fürchterlichen Ober-Hofmeisterin war es unmöglich, sich als getreuer Schatten an ihre Fersen zu heften.

Elftes Kapitel.

Es war ein heißer Junitag, als es der Fürstin wieder gelungen war, sich von allen lästigen Schatten zu befreien, und sie den Weg nach dem Hause am See einschlug. In vollen, breiten Strömen floß der Sonnenschein an den Bäumen herunter, daß sie wie lichttrunken ihre Häupter hin und her wiegten. Selbst in den schattigsten Gängen des Parkes herrschte eine glühende, einschläfernde Luft. Erst als Adelheid in die Nähe des See's gelangte, wehte ihr die stille, unbewegte Fluth einige Kühlung zu.

Schon aus der Ferne gewahrte sie ein Boot, das geräuschlos dahin glitt. Ein hochgewachsenes, schlankes Mädchen stand am Steuer, während ein älterer Mann im Boote ausgestreckt auf dem Rücken lag, nur mit dem Kopfe auf einer Bank lehnte und trotz des hellen Sonnenscheins mit offenen Augen in den glänzenden Himmel starrte.

Die Fürstin beschleunigte ihre Schritte und winkte mit dem Tuche; aber auch das Mädchen im Boote hatte sie bereits gesehen und grüßte wieder.

„Papa, Tante Adelheid kommt!" jubelte es, und Prinz Ernst richtete sich in die Höhe.

„Willkommen, Nausikaa!" — So nannte er im Scherz seine Schwägerin. — „Wollen sehen, ob der

Land- oder Seeweg rascher an's Ziel führt!" — Er griff jetzt mit in die Riemen und trieb das Boot mit gewaltigen Schlägen dem Hause zu, das er wirklich eher erreichte, als Adelheid.

Wie ein leicht beschwingter Vogel flatterte das Mädchen an's Ufer, auf die Fürstin zu. „Das ist prächtig, daß Du Dich wieder einmal fortgestohlen!" — Und es lachte mit der ganzen, hinreißenden Herzlichkeit eines Kindes.

„Was glaubst Du denn, Hertha? Ich brauche mich doch nicht fortzustehlen, ich bin ja Regentin!" entgegnete Adelheid, in den heiteren Ton ihrer Nichte einstimmend.

Hertha sah sie nur mit schelmischem Lächeln an, und dann brachen Beide in ein munteres Lachen aus und wanderten Arm in Arm dem Hause zu, während der Prinz langsam hinter ihnen herschlenderte und leise ein Matrosenlied vor sich hinsummte. Er ging auch wirklich heute in leichter, nachlässiger Seemannstracht, und wenn ihn die guten Bürger mit seiner groben Jacke und seinem riesigen, mit einem rothen Bande geschmückten Strohhute sahen, dann mußten sie freilich wieder bedenklich den Kopf schütteln und hartnäckig erklären: „Er ist doch verrückt!"

Nicht einmal Trauerkleider hatte er für seinen Bru-

der angelegt, auch die Seinigen durften es nicht; er könne die schwarze Farbe nicht leiden, hatte er entschieden erklärt, und es sei besser, den Flor im Herzen, als am Arme zu tragen.

Wie jetzt die beiden Frauengestalten die breiten Stufen der Villa hinaufschritten, hätte sie Jeder für Geschwister halten müssen. Adelheid überragte Hertha nur um ein Weniges, und wenn ein Zug von sinnigem Ernste sie zuweilen älter erscheinen ließ, als sie wirklich war, so ruhte doch heute dieselbe seelenvolle, verjüngende Heiterkeit auf ihrem schönen, regelmäßigen Antlitze, wie auf dem ihrer Nichte. Sie hatten Beide dieselbe edelgeformte, reine Stirn, dieselben tiefblauen, großen Augen, aber während die hellen, glänzenden Hertha's noch mit der glücklichen Neugier eines Kindes die Zukunft befragten, senkten die bereits matter gewordenen Adelheid's träumerisch in die Vergangenheit den Blick.

Die Villa des Prinzen war im griechischen Style gebaut. Kostbare Blumen und mächtige Topfgewächse schmückten die von hohen, schlanken Marmorsäulen getragene Vorhalle, die einen prächtigen Ausblick auf den See gewährte. Dort saßen zwei Frauengestalten, traulich an einander geschmiegt, auf niedrigen Stühlen unter duftigen Orangenbäumen und waren in ein leb-

haftes Gespräch so vertieft, daß sie die Ankunft Adelheid's und Hertha's nicht eher gewahrten, als bis diese dicht vor ihnen standen.

Die ältere Frau verstummte auf der Stelle, und während eben noch ihre Augen wunderbar aufgeleuchtet hatten, starrte sie jetzt träge und gleichgültig vor sich hin. Ein Zug geistiger Beschränktheit prägte sich auf dem starken, förmlich massiven Antlitze aus. Es war wie aus dem Groben gehauen, aber diese in der Nähe derben, fast gewöhnlichen Züge formten sich in einer gewissen Entfernung zu plastischer Ruhe und Schönheit. Dann erhielt das beinahe derbe Gesicht einen idealen, klassischen Ausdruck, und es war erklärlich, warum die frühere Opernsängerin und später zur Gräfin erhobene Helene Schorn gerade auf der Bühne einen so tiefen, gewaltigen Eindruck gemacht hatte.

„Ihr kommt schon zurück?" rief die ältere Dame, und in dem Tone ihrer Stimme klang ein wenig der Verdruß hindurch, daß sie gestört worden. Dann hieß sie in schlichter, etwas zurückhaltender Weise Adelheid willkommen.

Das junge Mädchen jedoch, das an ihrer Seite gesessen, sprang beim Anblicke Adelheid's augenblicklich auf und eilte mit großer Lebhaftigkeit auf sie zu.

Die Fürstin zog es mit einem Blicke der innigsten Zärtlichkeit an ihre Brust und sagte freudig überrascht:

„Meine Elfriede, wie prächtig ist es, daß ich Sie wiedersehe!"

Sie hatte das junge Mädchen erst ein einziges Mal hier getroffen, aber es war ja, wie sie sogleich erfuhr, die Schwester Arnold's, und das genügte, um es wärmer an ihr Herz zu schließen.

„Siehst Du, Mama, deshalb brachten wir Adelheid!"

Hertha wies mit schöner, bei jungen Mädchen seltener Neidlosigkeit auf die zärtliche Gruppe. Diese jungen, unerfahrenen Herzen wollen sonst überall allein herrschen und betrachten jedes Lächeln, das ihre geliebten Menschen an Andere schenken, wie einen schweren, unersetzlichen Verlust.

„Sind wir nicht edel, Helene?" wandte sich der Prinz zu seiner Frau. „Wir hätten Adelheid mit in unser Boot nehmen können, und dann wären wir hinausgefahren in den goldenen Sonnenschein und hätten sie auf die Hertha-Insel geführt, wo es keine aufgeblasenen Schwiegermütter und keine zusammengefallenen Ober-Hofmeisterinnen giebt." — Er lachte hell auf. — „Aber ich sah Euch schon von Weitem im eifrigsten Gespräche, und nun seid Ihr plötzlich stumm!"

Helene antwortete nicht; sie hatte eine Stickerei zur Hand genommen und war bald so eifrig mit ihrer

Arbeit beschäftigt, daß sie an der Unterhaltung keinen weiteren Antheil nahm und nur von Zeit zu Zeit einen freundlichen Blick auf Elfriede warf.

Seltsam genug legte die Gräfin gegen ihre Cousine die wärmste Zuneigung an den Tag, während sie sich gegen ihre eigene Tochter kühl und gleichgültig verhielt. Noch immer nagte an Helene der Schmerz, daß sie ihrem Künstlerberufe durch ihre Verbindung mit dem Prinzen zu zeitig und übereilt entsagt. Wer einmal von dem Zaubertranke, den die Bühne credenzt, gekostet hat, der lechzt mit brennender Lippe danach, und selbst wenn ihn das Schicksal an goldene Tafeln führt. —

Auch Helenen konnte das Glück ihrer hohen Stellung nicht entschädigen für den stürmischen Beifall und die Lorbeerkränze, die sie einst geerntet. In ihrer Tochter mußte ihr Talent wieder aufleben, so hoffte sie, und die sollte dann einen höheren Flug nehmen und nimmermehr aus der Sonnenregion der Kunst in diese nüchterne, erkältende Alltagswelt zurückkehren. Und nun mußte sie zu ihrem Schmerze erkennen, daß in ihrer Tochter nicht das mindeste Talent schlummerte. Sorgsam hatte sie Anfangs ihre kindlichen Neigungen beobachtet, ihr tagelang vorgesungen; es stellte sich nur zu deutlich heraus, die Kleine hatte nicht einmal musikalisches Gehör. Nun hoffte Helene, ihre Tochter würde wenigstens schauspielerische Begabung verrathen,

aber Hertha zeigte sich von einer Einfachheit und Natürlichkeit, die es ihr unmöglich machten, Empfindungen zu äußern, die nicht wirklich ihre Seele bewegten. Auch ihr Zeichentalent kam niemals über die Mittelmäßigkeit hinaus. Dieser völlige Mangel einer hervorragenden Anlage entfremdete sie allmählich der genialen Mutter. Elfriede dagegen zeigte schon als Kind eine große Neigung für alles Theatralische, sie trug Gedichte mit ungewöhnlichem Feuer und tiefster Empfindung vor und verrieth jene Schmiegsamkeit der Seele, die für fremdes wie eigenes Leid den ergreifendsten Ausdruck fand. Ihr Bruder Arnold hatte auf sie den bildendsten Einfluß geübt und frühzeitig ihren Geist auf alles Große und Schöne gerichtet; selbst aus der Ferne leitete er durch eifrigen Briefwechsel ihre Weiterentwicklung, bestimmte ihre Lectüre, und die Schwester hing an ihm mit grenzenloser Verehrung. Sein Wort war ihr ein Heiligthum, und auch er hatte ihr gesagt: „Du mußt Schauspielerin werden."

Mehr noch, als der Bruder, schürte Helene ihre Begeisterung für das Theater; sie warf in ihre junge Seele jene Funken, die nur des günstigen Augenblickes harrten, um zur hellen Flamme aufzuschlagen.

Auch heute hatte Helene davon gesprochen, daß Elfriede mit Verwirklichung ihrer Schauspielerträume endlich Ernst machen müsse, und von ihrer eigenen Ver-

gangenheit erzählt, von ihren Triumphen, und wie herrlich es sei, die entzückte Menge zum stürmischsten Jubel hinzureißen. Wie glänzten dann die Augen der beiden Cousinen, der älteren in Erinnerung jener unvergeßlichen Eindrücke, der jüngeren in der süßen, berauschenden Ahnung, ähnliche Erfolge zu erreichen!

„Chi per la gloria muore, vissuto ha assai,“ sagte Helene mit schwärmerischer Begeisterung: „wer für den Ruhm stirbt, hat genug gelebt!“ — Und ihr förmlich trunkener, in unermeßliche Weiten schweifender Blick verrieth die ungebrochene Künstlerseele.

Als der Prinz auf seine erste Frage nicht gleich Antwort erhielt, fuhr er hastig fort: „Ihr spracht gewiß wieder vom Theater, und Du sahst Dich wohl schon als Julie oder Desdemona auf der Bühne?“

„Wir sprachen davon,“ entgegnete Elfriede etwas kleinlaut, während ihre von dem letzten Gespräche noch glänzenden Augen mit einer gewissen Herausforderung auf ihrem Vetter ruhten.

„Und Ihr träumtet von Ruhm und dem Beifalle der Menge, die, wie der Tiger ewig nach neuer Beute lüstern, den zerreißt, der nicht ihrer wilden Laune schmeichelt,“ sagte der Prinz, und seine Lippen zuckten verächtlich; „Du weißt, daß mir Deine Schauspielerträume zuwider sind!“

„Aber, Papa, sie ist so glücklich dabei!“ entgegnete

Hertha, und ihr sanftes, mildes Auge bat den Vater, den alten Streit fallen zu lassen.

Der scharfe Zug in seinem Antlitze verlor sich, er trat auf Elfriede zu, strich mit der Hand leicht über ihr dunkles Haar und sagte mit schwermüthigem Lächeln: „Glaube mir, Kind, wir sehen stets eine Welt, die nicht ist, lügen uns einen Himmel vor, der niemals war. Sagen Sie selbst, Adelheid," wandte er sich mit einem tief schmerzlichen Ausdrucke im Antlitze zu dieser, „wie viel Glück, wie viel Sonnenschein retten wir denn aus unseren Jugendträumen in das wirkliche Leben hinüber?"

Adelheid hatte nur zu oft und bitter die Wahrheit dieses Ausspruches empfunden; sie seufzte tief auf.

„Sie haben Recht; und zuweilen wollten wir ja gern auf diesen Sonnenschein verzichten, wenn nur nicht die Nacht so kalt und plötzlich hereinbräche!"

Elfriede blickte Adelheid ganz verwundert an, sie konnte ihre schmerzliche Klage nicht begreifen. „Neben dem Künstlerloos kenne ich kein beneidenswertheres, als das eines Fürsten," bemerkte sie mit der ihr eigenen Ueberschwänglichkeit. „Wie herrlich ist es, über Tausende zu herrschen und Andere glücklich zu machen durch eifrige Sorge für ihr Wohl, vielleicht schon durch ein Lächeln!"

Das junge Mädchen nahm eine so huldvolle Miene

und die Haltung einer Königin an, daß Hertha und Adelheid in ein herzliches Gelächter ausbrechen mußten. Auch der Prinz stimmte darin ein, aber sein Lachen klang kalt und höhnisch.

„Wer sagt Dir denn, daß Du selbst auf einem Throne Leute glücklich machen kannst?“ fragte er beinahe heftig. „Du wälzest ihnen einen Stein von der Brust und zerschmetterst ihnen dafür den Fuß! Warum überhaupt etwas thun? Dieses Gewürm ist weit glücklicher, wenn man es seinem Elende überläßt!“ fuhr er mit verdüstertem Antlitze fort. „Zieh' Einen aus dem Wasser, und er dankt Dir nicht, denn er stirbt dafür am Galgen! Wozu die Hand rühren, wenn wir nur das Gute thun, um Besseres zu hindern? Wer kann behaupten, daß ich Jemandem eine Wohlthat erweise, indem ich ihm aus der Noth helfe? Ich mache ihn nur träge und faul; er wird sich künftig stets auf fremden Beistand verlassen, und doch hätte er sich schon ganz allein aus der Dinte herausgearbeitet.“

Während auf Adelheid und Elfriede diese düsteren Lebensanschauungen einen unheimlichen Eindruck machten, zeigte sich Hertha nicht davon berührt.

„Und doch, Papa, hast Du erst heute einem armen Abgebrannten das Geld zum Wiederaufbaue seines Hauses geschenkt!“

Ihre blauen, reinen Augen blickten mit kindlicher

Zärtlichkeit zu ihrem Vater hinüber, an dessen trefflichem Charakter selbst seine menschenfeindlichsten Reden sie nicht irre machten.

Er wurde sichtlich verlegen und strich mit der Hand über die umwölkte Stirn. „Was ich für die Menschen thue, geschieht nicht, weil ich sie liebe, sondern weil ich sie bemitleide," sagte er ausweichend.

Adelheid warf einen bekümmerten Blick auf den jetzt finster vor sich hinbrütenden Mann. War auch er nicht glücklich? Aber hatte er nicht alles, was das Leben verschönt und werth macht? Eine Frau, deren herrliches Talent die trübste Stunde hinwegscheuchen konnte, eine Tochter, die mit der ganzen Frische und Anmuth ihres Wesens sich an ihn anschmiegte und mehr noch wie sein guter Kamerad, denn als sein Kind erschien? Gewiß entsprang seine tiefzerrissene, selbstquälerische Stimmung aus jener Schwermuth über das allgemeine Menschenelend oder die Flüchtigkeit alles Irdischen, die gerade die edelsten Seelen so leicht befällt?

„So mag uns der Himmel auch seine Almosen zuwerfen, und wir nehmen sie dennoch dankbar an," sagte sie nachdenklich.

Die Gräfin betheiligte sich an dem Gespräche noch immer nicht im mindesten; sie blieb über ihre Arbeit gebückt, und wenn sie wirklich einmal aufsah, schweifte ihr Blick völlig gedankenlos in's Weite. Auch die Auf=

merksamkeit der beiden Mädchen war plötzlich von etwas ganz Anderem in Anspruch genommen, sie horchten in die Allee hinab, in der sich Pferdegetrappel hören ließ.

„Das ist Arthur!" rief Hertha lebhaft und strengte ihr Augen an, um durch das Dunkel der Bäume wenigstens ein Stück von seiner Uniform zu entdecken.

„Es sind zwei Reiter," berichtigte der Vater, ohne deshalb aus seinem Hinbrüten aufzuwachen.

„Du hast Recht, es sind Zwei," sagte Hertha. — Sie war schon im Begriffe gewesen, ihrem Vetter und Jugendgespielen in alter, kindlicher Harmlosigkeit entgegen zu fliegen; das lähmte ihren Schritt. Wen könnte er wohl mitbringen?

Die beiden Mädchen schauten den dunkeln Baumgang mit jener Ungeduld hinab, die stets die Jugend dem kleinsten, unbedeutendsten Ereignisse entgegenträgt; sie konnten wenig entdecken, denn die Vorhalle gewährte keine freie Aussicht auf die Allee. Jetzt hielten die Reiter endlich an der Pforte des kleinen Vorgartens — es war wirklich Arthur; er grüßte lebhaft hinauf, und sein frisches Gesicht strahlte von Lust und Fröhlichkeit. Auch sein Begleiter, der etwas gedrückt und abgespannt zu Pferde saß und in seiner ziemlich geschmacklosen Dragoner-Uniform von dem prächtigen Husaren-Offizier

noch mehr in Schatten gestellt wurde, legte grüßend die Hand an seinen Czako.

Elfriede erkannte in dem zweiten Reiter den Offizier wieder, der ihr im herzoglichen Schlosse einen so wichtigen Dienst geleistet. War auch ihr Vater mit ihrem kühnen Schritte sehr unzufrieden gewesen, sie hegte doch für diese Hülfe die dankbarste Erinnerung. Sie wollte nach dem Namen des fremden Offiziers fragen, aber Hertha war schon mit ihrem Vater den Ankömmlingen entgegen geeilt, und während der Prinz es sich nicht nehmen ließ, für die Unterkunft der Pferde selbst zu sorgen, stieg Hertha mit den beiden Offizieren die breite Freitreppe hinauf.

Arthur war hier kein seltener Gast; seit seiner Rückkehr hatte er mehr als einmal das Schloß am See aufgesucht und fand sich immer regelmäßiger ein. Auch Adelheid war hier mit ihm zusammengetroffen und hatte die glückliche, fast übermüthige Laune des jungen Prinzen bewundert, die so grell gegen die scharfe Verbissenheit seines Vaters abstach. Dagegen war ihr sein Begleiter völlig fremd und auch in der That im Hause am See ein kaum gesehener Gast.

Als er Elfrieden als der Erbprinz vorgestellt wurde, erröthete sie bis in die Schläfen und senkte verlegen den Blick. Auch Leopold war überrascht, das anschei-

nend arme Mädchen in solcher Umgebung wiederzusehen. Sie trug heute ein dunkelrothes, seidenes Kleid, das mit ihrer ohnehin eigenthümlichen Erscheinung weit mehr übereinstimmte, als jenes kattunene Fähnchen, in dem sie damals zur Audienz gestürmt war.

Der Erbprinz faßte sich zuerst. „Wie freut es mich, Sie wiederzusehen!“ sagte er, und sein gewöhnlich scharfer, näselnder Ton klang warm und herzlich.

„Ihr kennt Euch schon?“ riefen Arthur und Hertha fast zu gleicher Zeit.

„Ja, wir haben am Styx unsere Bekanntschaft gemacht,“ entgegnete Elfriede.

„Und es ist um so schöner, daß wir in dieser heiteren Oberwelt wieder zusammentreffen,“ setzte Leopold scherzend hinzu.

Arthur warf seinem Bruder einen Blick zu, der anzufragen schien: „Nicht wahr, das ist das junge Mädchen, von dem Du mir mit solcher Begeisterung geplaudert hast?“ — Leopold nickte verlegen; aber Hertha sagte ganz laut: „Ah, das ist also Dein Retter, von dem Du mir erzählt hast“ — Sie wollte sagen: so geschwärmt hast — aber die aufsteigende Röthe in dem Antlitze Elfriedens hielt sie davon ab, ihre Verwandte noch mehr in Verlegenheit zu setzen.

Jetzt kam der Prinz, hinter ihm zwei Diener mit Erfrischungen. Hertha machte mit eben so viel An=

muth wie Liebenswürdigkeit die Wirthin, während ihre Mama sich begnügt hatte, die jungen Vettern zu begrüßen, und sich dann wieder so eifrig über ihre Stickerei beugte, als müsse sie von ihrer Hände Arbeit ihr Leben fristen.

In zierlichen Schalen wurde Eis herumgereicht, der Prinz bat, die Stühle näher an einander zu rücken, stellte einen Eiskübel mit zwei Champagnerflaschen auf den Tisch, und bald perlte das edle Naß in den Gläsern. Auch die Frauen mußten wenigstens davon nippen.

„Ich liebe den Champagner,“ sagte der Prinz und blickte träumerisch in sein Glas. „Er mahnt uns, rasch zu genießen, eh' der Geist verfliegt. Selbst das Schönste und Herrlichste, wenn wir's zu spät an unsere Lippen bringen, was ist es anders, als ein abgestandenes Glas dieses sonst so köstlichen Feuertrankes?“

Die Gräfin schützte ein kleines Unwohlsein vor und zog sich auf ihr Zimmer zurück. Auch Adelheid fand es an der Zeit, aufzubrechen. Für ihr feines Empfinden war ohnehin das unerwartete Zusammentreffen mit dem Erbprinzen peinlich, der durch ihre Erscheinung daran erinnert werden mußte, daß ihm die Antwartschaft auf das Fürstenthum entgangen. Leopold war freilich Weltmann genug gewesen, ihr mit großer Artigkeit zu begegnen, und hatte dann alle seine Aufmerk-

samkeit Elfrieden geschenkt, aber wie leicht konnte das Gespräch eine Wendung nehmen, die jene Dinge berührte.

„Eine herrliche Frau, so rein, so gut und edel!“ sagte Prinz Ernst und schwenkte eifrig grüßend mit dem Hute, als die Fürstin der Gesellschaft noch einmal das mild lächelnde Antlitz zukehrte, ehe sie in die dunkle Allee einbog. Die beiden jungen Mädchen stimmten ihm lebhaft zu und waren ihres Lobes voll, und die Brüder sollten nun auch bekennen, daß sie noch niemals eine Frau gesehen, die bei ihrer bewundernswürdigen Schönheit eine solche Herzensgüte besitze. — O, über diese rührende Schwärmerei jugendlicher Seelen, die Alles mit sich fortreißen möchte!

Leopold erklärte ausweichend, daß er sie nur flüchtig beobachtet habe, und sein Blick ruhte dabei voll Bewunderung auf Elfrieden, ihr andeutend, daß er nur Augen für sie besitze; auch Arthur wollte die junge Frau nicht so aufmerksam betrachtet haben, um ihre Schönheit beurtheilen zu können, und er lachte schelmisch zu Hertha hinüber.

„Du bist schlecht,“ eiferte diese, „und wirst Dir das nächste Mal unsere liebe Adelheid aufmerksamer betrachten! Ich fordere es bei meiner Ungnade!“ — Dann aber, als erschrecke sie selbst über diesen herrischen Ton,

brach sie in ein herzliches Gelächter aus, in das Arthur mit voller Jugendfrische hell und glücklich einstimmte.

Seltsam genug behandelte der Prinz nur Arthur mit großer Herzlichkeit, während Leopold kaum für ihn da zu sein schien. Obwohl dieser an seiner Seite saß, drehte er ihm doch beinahe den Rücken und wandte sich hartnäckig zu Arthur, der ihm seine jüngsten Erlebnisse erzählen mußte, während er selbst zuweilen eine väterliche Belehrung, zuweilen eine wunderliche Bemerkung mit einflocht.

Leopold konnte um so ungestörter mit Elfrieden plaudern, und so erfuhr er schon jetzt ihre Sehnsucht nach einer Künstler-Laufbahn. Nichts war mehr geeignet, sein Interesse für das junge Mädchen zu erhöhen, als diese Mittheilung. Mit großer Lebhaftigkeit erzählte er von dem Schauspielerleben in der Hauptstadt: er kannte die berühmtesten Künstler persönlich, und diese Bekanntschaft war sein Stolz, sein Glück. Mit welcher Andacht lauschte Elfriede seinen Erzählungen, und welches Feuer goß es in ihre Brust, als sie hörte, daß der Prinz die in jenen Kreisen verlebten Stunden zu den schönsten seines Lebens zähle! Bilder feenhaften Glückes und Glanzes tauchten in ihrer leicht beweglichen Seele auf . . .

Der Vater Hertha's war durch das Gespräch mit

Arthur außerordentlich lebhaft geworden, trank hastig, nöthigte Arthur, ein Gleiches zu thun, und begann allerlei tolles Zeug zu schwatzen.

Hertha hatte schon mit Besorgniß die Ankunft des Champagners betrachtet, sie wußte, was gewöhnlich darauf folgte. Sobald ihr Vater nur ein Glas getrunken hatte, war es mit seiner Mäßigung vorbei; vergeblich warf sie ihm abmahnende Blicke zu, wenn er sich wieder das Glas füllte, er schien sie nicht zu beachten. — „Papa, wollen wir nicht ein Stündchen auf den See hinausfahren?" fragte sie, und ihr Auge wartete ängstlich auf seine Entscheidung. Vielleicht gelang es ihr, eine jener finsteren Stunden ihm zu ersparen, die seinen Geist endlich in der That zerrütten mußten.

„Fahrt hinaus, Kinder, es ist das herrlichste Wetter, aber mich laßt hier zurück. Ich war heute schon einmal draußen auf dem See, aber wo ist der Sonnenschein geblieben, den ich einsog? — Verschwunden, wie Alles, wie das Gold im Märchen ... Fürchte nichts," flüsterte er seiner Tochter zu, als er sah, daß ihr Auge mit zärtlicher Sorge noch immer auf ihm ruhte, „die Dämonen kommen heute nicht."

Mit lebhaftem Beifalle hatten die Brüder den Vorschlag Hertha's angenommen; Arthur war sogleich jubelnd hinabgesprungen und hatte schon die Kette von dem Boote gelöst. Hertha durfte nicht länger zögern,

wenn sie nicht Aufsehen erregen wollte; mit schwerem Herzen folgte sie den Anderen; aber die eigene Jugendfrische, die übermüthige Laune ihrer Gefährten und der helle Sonnenschein gewannen bald die Oberhand über ihre Sorgen, und nach kurzer Zeit schallte auch ihr herzliches Lachen zu ihrem Vater herüber, der, den Kopf in die Hand gestützt, mit träumerischen, halb müden Augen dem leise durch die Wellen gleitenden Boote nachsah.

Endlich erwachte er aus seinem Hindämmern; griff hastig zu einer neuen Flasche, schenkte sich ein volles Glas ein und behielt es mit finsterem Grübeln in der Hand. „Warum streben diese Perlen so rasch nach oben, ahnen sie nicht, daß sie damit auch schon ihrem Tode entgegentreiben?" murmelte er vor sich hin. „So drängen wir auch vorwärts nach einem süßen, unbekannten Glücke, und wenn wir es erreicht, ist es zerronnen, und wir mit ihm... Damals glaubt' ich, es würde mir das Herz brechen, wenn Helene nicht mein würde, und nun hat mir dieses unsterbliche Glück beinah' das Hirn ausgebrannt. — Das ganze Dasein ist nur Traum und Schaum wie dieser Trank!" — Er schmetterte das Glas mit düsterem Auflachen an den Boden, daß es in Scherben brach, und sprang von seinem Stuhle auf. — „O, über diesen Hohn des Schicksals! Konnte nicht mein Bruder vier Wochen

eher sterben? Dann war ich frei, dann winkte mir ein Wirkungskreis für meine brennende Seele!" — Er wanderte bei seinem Selbstgespräche mit hastigen Schritten auf und ab. — „Diese Aussicht hätte meine Leidenschaft für Helene in Fesseln geschlagen; ich konnte herrschen und auch einmal versuchen, wie man die Menschen glücklich macht... Ha, ha, kann denn die alte Sehnsucht niemals schlafen! Ist denn die Aussicht auf einen kleinen Thron gar so verlockend, daß diese Blasen immer wieder in meinem Gehirn aufsteigen!? Fort damit! Dort steht der Lethetrank, der Alles hinwegschwemmt, selbst die Reue über begangene Thorheiten, die sonst kein Gott ungeschehen macht, und die wie ein blutgieriger Vampyr an unserem Herzen nagt!" — Er griff wieder zur Flasche und stürzte in raschen Zügen ein Glas hinunter. Aber der alte Zaubertrank beschwichtigte heute nicht den wilden Sturm seines Innern.

„Ein milder Gott entzieht uns, was wir stürmisch fordern, aber Dämonen erfüllen unsere Wünsche!" — Er hatte sich wieder in seinen Sessel geworfen und starrte vor sich hin. — „Ich würde damals geras't haben, wenn sie nicht mein geworden wäre, ich glaubte einen Himmel an ihrer Seite zu finden; sie hat es nie begriffen, welch' Opfer ich ihr gebracht habe, sie wird es nie begreifen," fuhr er grollend fort, „und doch, wie haben sie mich damals bestürmt, das Band wieder zu

lösen! Wenn ich's gethan hätte?" — Seine Augen irrten unruhig umher, als fürchte er sich vor diesem Gedanken. — „Nein, nein, sie liebte mich, ich durfte sie nicht täuschen, es würde ihr das Herz zerbrochen haben! Aber wie müde ich bin, weit müder, als Bernhard je war. . ." Er legte den weinschweren Kopf in die Hand, und auf seinem jetzt todblassen Antlitze prägte sich das tiefe Weh aus, das an seiner Seele nagte. — „Mir ist's, als sei diese Welt nur eine mit Dunst und Rauch erfüllte Kneipe; die Hitze ist unerträglich und benimmt mir fast den Athem, aber ich bin zu faul, um aufzustehen und mich hinauszudrängen! O, wenn ich nur erst an der Thür wäre, wie wollte ich sie hinter mir zuschlagen und aufathmen!" — Immer zerrissener, verzweifelter wurden seine Gedanken, und um sich völlig zu betäuben, wollte er von Neuem zur Flasche seine Zuflucht nehmen. Da hörte er plötzlich Gesang. Es war die volle, glockenhelle Stimme seiner Frau. Mit angehaltenem Athem lauschte er den wunderbaren Tönen, die schon oft die wilden Qualen seiner Brust beschwichtigt. Ihre süße und doch so kraftvolle Stimme war das einzige Band, das ihn noch an diese Frau fesselte. Helene sang eine Partie aus der Norma; in dem Prinzen tauchte die Erinnerung an jenen Abend auf, an dem er sie zum ersten Male hörte und, hingerissen von ihrem Gesange, in glühendster Leidenschaft für sie entflammte. Ihr

Bild stand wieder vor seiner Seele, er sah die hohe, königliche Erscheinung, die so gewaltig in ihrer Verzweiflung, so rührend in ihrem Schmerze. Und jetzt schmetterte sie in die weiche, milde Abendluft hinaus: „Casta diva.“ —

Wie süße, auflösende Düfte zogen diese Töne in sein Herz. Die Nebel des Weines entwichen aus seinem Hirn, und stiller, ruhiger wurde es in der zerquälten Brust. „Senza nube, senza vel“ — zitterte es lange in seinem Innern nach. „Ja, ohne Wolken, ohne Schleier!“ rief er tief aufathmend. „Hinweg mit allen Qualen! Noch bin ich reich und glücklich! Ich besitze ein Weib, dessen Gesang die Welt entzücken würde, und dann mein liebes, sonniges Töchterchen!“ — Und jetzt klang schon ihr helles Lachen an sein Ohr. Die kleine Gesellschaft kehrte jubelnd, mit glückstrahlenden Gesichtern zurück. Der Prinz eilte an's Ufer und drückte mit innigster Zärtlichkeit Hertha an seine Brust. Sie hielten sich lange umschlungen und sprachen kein Wort. Der Mond stand bereits am Himmel und warf sein flüssig Silber in den schlummernden See, und darüber zitterte noch einmal in wunderbarster Reinheit Helenens Gesang: „Senza nube, senza vel..“

Zwölftes Kapitel.

Obwohl Adelheid die sehnlichsten Hoffnungen des Landes erfüllt hatte, war man doch mit ihrem Auftreten wenig zufrieden. Wenn sie mit ihrer reizenden, gewinnenden Liebenswürdigkeit auf ihren Spaziergängen mit den Leuten zu plaudern suchte, wich man ihr scheu und demüthig aus. „Sie vergiebt sich den Respect!“ klagten die Unterthanen, die einmal gewohnt waren, ihre Fürsten in gemessenster Entfernung zu betrachten, und sie schüttelten darüber bedenklich die Köpfe, daß die junge Durchlaucht nicht ausfuhr, sondern meist zu Fuße ging, ihr Bübchen im Parke auf den Arm nahm und es wie eine glückliche Mutter den Bürgerfrauen zeigte.

Im Schlosse erregte ihr schlichtes, anspruchsloses Wesen eine noch höhere Mißstimmung. Vergeblich suchte sie in ihrer einfachen, natürlichen Weise sich ihrer Umgebung zu nähern, und so oft sie auch die Arme ausstreckte nach irgend einem Menschen, immer mußte sie gewahren, daß sie nur Drahtpuppen umtanzten, die unheimlich klapperten, sobald ihre Hand sie berührte. Man war an diesem Hofe seit Jahrzehenden viel zu sehr an sclavische Unterwürfigkeit, an peinlichste Beobachtung des strengsten Ceremoniels und an eine sorgfältige Umzäunung des Monarchen gewöhnt, um sich

in ein solch' zwangloses Benehmen finden zu können. „Sie entkleidet sich aller fürstlichen Würde!" jammerten die Höflinge und suchten ängstlich die Schranke inne zu halten, die sie von ihrer Gebieterin trennte.

Die treu gebliebenen Diener grollten ihr wegen ihrer thörichten Nachsicht. Was gilt dann noch die Anhänglichkeit an ein Fürstenhaus, wenn sie nicht belohnt wird? — Auch die Ueberläufer dankten ihr wenig. Wie vermöchte überhaupt in dem öden Herzen eines Hofschranzen Dankbarkeit Wurzel zu fassen! Kaum war die drohende Wolke an den „Strauchlern" vorübergezogen, als Jeder von ihnen die Ueberzeugung gewann, daß seine persönliche Liebenswürdigkeit ihn vor dem Falle gerettet habe und er doch eigentlich an diesem Hofe unentbehrlich sei.

Auch mit der Gräfin war Adelheid in kein innigeres, herzerwärmendes Verhältniß gekommen, obgleich diese aalglatte Frau stets das einschmeichelndste Benehmen und zuweilen den blendendsten Geist entfaltete. Als sie ihrem Schwager von der Holwitz erzählt, hatte dieser mit finsterer Stirn und zuckenden Lippen erklärt: „Ich hasse sie und muß deshalb schweigen." — Die Gräfin dagegen sprach mit großer Anerkennung von dem Prinzen. „Er ist ein hoher Geist, eine Hamlet-Natur, die an den kleinlichen Verhältnissen zu Grunde geht. Ihn hätte das Schicksal auf einen mächtigen

Thron setzen müssen, und die Welt würde ihn bewundert haben!" erklärte sie eifrig, aber sie ließ doch zuweilen hindurchschimmern, daß sie Adelheid's Verkehr mit ihm für bedenklich halte, daß sie für die reine, harmonische Stimmung ihrer Seele fürchte. — Und wirklich übte bereits der Umgang mit ihrem „tollen" Schwager auf Adelheid seine Wirkung. Wenn auch seine düstere, schwermüthige Weltanschauung nicht im Stande war, den reinen, tiefen Frieden ihrer Seele völlig zu zerstören, so berührte dennoch ein Hauch davon ihr Gemüth und trübte ihr den Blick, daß sie Welt und Leben allmählich in einem anderen Lichte sah. Gerade ihre einsame Stellung, ihr vergebliches Abmühen, endlich Menschen statt dieser Schattenbilder zu erhaschen, mußte sie für jene zerrissenen Gedanken empfänglich machen, die ein verächtliches Abwenden von der nüchternen Alltäglichkeit lehrten. Ihr Schwager kam immer wieder darauf zurück: das ganze Leben sei ein elendes Gaukelspiel, nur wer sich in eine Idealwelt flüchte, könne wahrhaft glücklich werden. „Liebe Adelheid," schloß er dann gewöhnlich mit umwölkter Stirn, „wir müssen hinter uns die Brücke abbrechen und vergessen lernen, daß die Wirklichkeit so elend, kaum eines Lächelns, einer Thräne werth ist."

Vergeblich suchte die Gräfin Adelheid anzuspornen, den Regierungsgeschäften eine größere Aufmerksamkeit

zu schenken, ihr das Glück auszumalen, das im Herrschen liege; die düsteren Lehren ihres Schwagers waren durchaus nicht geeignet, sie aufzustacheln, nach diesem Glücke die Hände auszustrecken, und dann — welchen Kampf würde es ihr gekostet haben, ihrer Schwiegermutter die thatsächlich angemaßte Herrschaft wieder abzuringen! Sie fühlte sich ohnehin dieser Aufgabe nicht gewachsen.

Mehr noch als dieses unfürstliche Auftreten erregte der trauliche Verkehr mit dem tollen Prinzen die allgemeinste Mißbilligung. Selbst die alte Durchlaucht, die schon ihre Schwiegertochter völlig aufgegeben hatte, konnte dennoch nicht umhin, noch einmal ihre warnende Stimme zu erheben und sie auf das Unpassende dieses Umganges aufmerksam zu machen. „Er ist toll, ein Freigeist! Sie wissen nicht, was er alles für Schändlichkeiten begangen hat!“ fuhr die alte Dame in großer Aufregung fort. „Denken Sie sich, er hat schon mitten auf dem Markte — o, ich kann es nicht sagen, ohne zu erröthen! — in Hemdsärmeln die Zeitung gelesen! Nun, ist das nicht entsetzlich?“ — und sie starrte ihrer Schwiegertochter mit der Ueberzeugung in's Gesicht, ihre lebhafte Zustimmung zu erhalten.

Adelheid mußte unwillkürlich lächeln, und Fürstin Caroline gerieth darüber in den heftigsten Zorn.

„In Hemdsärmeln — und Sie können lachen?!“ —

Entrüstet schlug sie die fleischigen Hände über dem Kopfe zusammen und warf aus ihren kleinen Augen vernichtende Blicke. — „Freilich, wie könnten Sie das noch unpassend finden!“ setzte sie boshaft hinzu und rauschte hinaus.

Hatte ihr Schwager nicht Recht, wenn er das ganze Dasein ein elend Gaukelspiel nannte, und waren diese Menschen nicht wahnsinniger als der Prinz, den sie als toll ausschrieen? Nach solchen Auftritten lernte Adelheid den echten Kern dieses Mannes, den eine wunderliche Schale der blinden Menge verbarg, um so höher schätzen, und es verging fast kein Tag, an dem sie nicht das Haus am See aufgesucht hätte. Ihr Schwager zeigte auch nicht immer eine bittere, weltverachtende Laune; zuweilen war er heiter und harmlos wie ein Kind, und besonders warf auf ihn die glückliche, sonnenhelle Stimmung Hertha's ihren belebenden Wiederschein. Er hing an ihr mit einer grenzenlosen Liebe, und das junge Mädchen hinwiederum schien nur für seinen Vater zu athmen; es war sein steter Begleiter bei Bootfahrten sowohl wie auf der Jagd, und im Winter tummelten sie sich den ganzen Tag über bis zum späten Abend auf der Krystalldecke des See's.

„Sie sollen morgen ein paar ehrliche Menschen kennen lernen,“ sagte eines Tages der Prinz beim Abschiede.

„Dann weiß ich, wohin wir gehen, zu Großpapa und zu Onkel Schorn!" warf Hertha lachend dazwischen.

„Das war freilich nicht schwer zu rathen; wenn ich blos Menschen aufsuchen will, muß ich schon dort hinübergehen" — und er zeigte auf die andere Seite des See's, aus dessen Hügelkette die hohen, dunkeln Tannen emporragten. „Ja, wir wollen meinen Schwiegervater überraschen. Wir müssen leider einen Wagen nehmen, Helene liebt nicht Kahnfahrten. Können Sie sich schon um zwei Uhr von Ihren Regentenpflichten losmachen?" wandte er sich scherzend zu Adelheid.

„Die Aussicht, Menschen kennen zu lernen, ist viel zu verlockend, als daß ich nicht kommen sollte," entgegnete Adelheid, und ihr mildes Lächeln sänftigte wieder die Bitterkeit, die in ihren Worten lag.

Zur bestimmten Stunde erschien sie vor dem Hause am See, und zum Erstaunen seiner Bewohner in ihrem Galawagen. In seiner Sucht, sich mit leerem Schaugepräge zu umgeben, hatte ihr seliger Gemahl auch diese prächtige Equipage angeschafft, die, mit Vergoldungen förmlich überladen, auf die getreuen Unterthanen stets einen blendenden Eindruck machte. Und dieser wahrhaft fürstliche Wagen wurde von vier herrlichen, mit kostbaren Geschirren beladenen Rappen gezogen und von einem ehrwürdig aussehenden Kutscher

gelenkt, der, ebenfalls wie sein Gefährt, von Golde strotzte.

Am Hofe war das Erstaunen über die heutige Ausfahrt der Fürstin noch größer gewesen. Vielleicht begann sie endlich, sich auf ihren Rang zu besinnen und einen größeren Pomp zu entfalten; aber als Adelheid dem Kutscher befahl: „Zum Prinzen Ernst!" — schwand diese kümmerliche Hoffnung schnell, und hätten sie schon jetzt das eigentliche Ziel ihrer Ausfahrt gekannt, würden sie diese Frau für unverbesserlich gehalten haben.

Der Prinz machte beim Anblicke des Galawagens ein sehr finsteres Gesicht. „Was soll dieser glänzende Sorgenstuhl?" sagte er verdrießlich. „Nehmen wir lieber unseren hübschen Karren" — und er zeigte auf seinen bereit stehenden einfachen Wagen.

„Zürnen Sie nicht, ich wollte den Leuten zeigen, wie ich einen ehrlichen Menschen ehre," sagte Adelheid.

„Aber der fürstliche Wachtposten!" murrte ihr Schwager und wies auf den hintenstehenden Bedienten.

„Mein alter, treuer Neumann!" beschwichtigte sie, und da Frau und Tochter bereits im Wagen Platz genommen hatten, blieb ihm nichts Anderes übrig, als ihrem Beispiele zu folgen. Er stieg mit einer so komischen Grimasse ein, daß selbst um Helenens strenge Lippen eine Art Lächeln schwebte. Trotzdem ließ er seinen leeren Wagen folgen. „Wir werden ihn schon

brauchen," erklärte er, als ihm Hertha darüber Vorstellungen machte.

Ein wolkenloser Himmel spannte sich in wunderbarer Reinheit und Tiefe über die Erde. Es war einer jener Augusttage, in denen die Natur, wie ein reich- und vollgelebtes Menschenherz, uns den tiefsten Frieden, das mildversöhnendste Lächeln zeigt. Die Erde hat seit Monden so viel Licht getrunken, nun strahlt sie Alles in hingebendster Liebe zurück. Das Laub der Bäume ist durchsichtiger geworden und die Sonnenstrahlen ziehen goldene Fäden durch die dunkelsten Wipfel, und über den stillen Wiesengründen scheint ein einziger Lichtstrom zu wogen. Es ist, als wolle sich der Horizont ausdehnen, damit das Auge in weitere Fernen schweifen könne, und in diese Lebens- und Lichtfülle zittert doch schon ein Hauch von Wehmuth, denn der schmerzliche Gedanke beschleicht unser Herz, daß diese Tage des höchsten Sonnenglanzes auch schon den Keim des Todes in sich tragen. Aber weil sie so ruhig, so mild zerfließend vor uns auftauchen, wecken sie nicht, wie dann die Zeit des Herbstes, eine krankhafte Sehnsucht, eine bittere Klage; sie zerrinnen melodisch in unserem Herzen und zittern lange in unserer Seele nach. . .

Kein Lufthauch kräuselte den glatten Spiegel des See's, während aus seiner Tiefe der blaue Himmel, wunderbar verschönt, zurücklachte. Ein gut Stück

drängte sich der Weg dicht am Ufer hin, dann suchte er vorsichtig die Hügelkette zu umschleichen, gab aber bald dieses unmögliche Vorhaben auf und kroch furchtsam den Berg hinan, stets bemüht, es sich so bequem wie möglich zu machen. Wirklich hatte bei Anlegung dieses Fahrweges nicht die Rücksicht vorgewaltet, rasch an's Ziel zu gelangen, vielmehr zog er sich in weiten Schlangenwindungen die Hügelkette hinan; dafür brachte er aber den Wagen, fast unmerklich aufsteigend, zur Höhe.

Jetzt wiegten sich über ihnen bereits die hohen, dunkeln Tannen; Dämmerung umgab sie, und mit Wohlbehagen athmete die kleine, heitere Gesellschaft die durchwürzte Luft ein. Nur Helene ruhte still und träumerisch im Wagen, und an ihren halb verschleierten Augen zogen die prächtigen Landschaftsbilder, denen die Anderen zujauchzten, schattenhaft vorüber.

Nach einer beinahe zweistündigen Fahrt war das Ziel erreicht. An diesem herrlichen Augusttage sah auch das „Rütli" noch freundlicher aus. Das zierliche Schweizerhaus war ganz in wildem Wein versunken, schlanke Birken suchten mit ihren weißen Stämmen neugierig über dasselbe hinwegzuragen, während die Vorderseite ein wohlgepflegter Blumengarten umschloß, der mitten in dieser Waldeinsamkeit einen reizenden Anblick gewährte.

Der schöne Sommertag hatte nicht nur Leopolds-

ruher, sondern auch Bewohner der fürstlichen Residenz auf das Rütli gelockt, und diese letzteren staunten nicht wenig über die Ankunft des ihnen wohlbekannten Galawagens. Jetzt gewahrten sie schon die Fürstin selbst, und nun drängte sich Alles so hastig an die Fenster, daß Stühle und Tische umgeworfen wurden und im nächsten Augenblicke eine Menge plattgedrückter Nasen über den Platz hinwegstarrten.

Auch in den oberen Zimmern begann ein Thürwerfen und Hin- und Herrennen, heftige Weiberstimmen ließen sich vernehmen und die Aufregung und Bestürzung mußte dort noch gewaltiger sein als unten. Nur der alte Schorn ließ sich nicht außer Fassung bringen, er schritt ruhig im einfachen Hausrocke seinem hohen Besuche entgegen, lüftete das verschossene Sammtkäppchen und begrüßte seine Gäste, ohne das geringste Zeichen von Verwirrung, mit edlem Anstande.

Noch ehe der Wagen völlig hielt, war der Prinz schon herabgesprungen, öffnete selbst, zum großen Mißvergnügen des alten Neumann, den Schlag und half der Fürstin, dann seiner Frau heraus. Hertha hatte seiner Hülfe nicht bedurft, sie ruhte bereits jubelnd in den Armen ihres Großvaters.

„Ich bringe Ihnen einen lieben Gast, Fürstin Adelheid," wandte sich der Prinz zu seinem Schwiegervater, „und hier haben Sie Ihren halben Unterthan,"

setzte er lachend hinzu; er hatte unterwegs, zur großen Belustigung Adelheid's, davon erzählt, mit welcher Umsicht der wackere Alte die eigenthümlichen Grenzverhältnisse seines Grundstückes zu benutzen gewußt.

„Meine Treue wird Ihnen stets ganz gehören!" sagte der Bürgermeister, und die Augen des alten Mannes ruhten mit sichtlichem Wohlgefallen auf der hohen, herzgewinnenden Erscheinung der Fürstin.

„Ei, seht den Schmeichler!" rief sein Schwiegersohn mit komischer Entrüstung. „Ich habe es schon immer gesagt, an Ihnen ist ein Staatsminister verdorben."

„Nein, Großpapa ist zu ehrlich dazu!" eiferte Hertha und schmiegte sich noch zärtlicher an den alten Herrn.

Die Begrüßung zwischen Schorn und seiner Tochter erschien für den oberflächlichen Beobachter weniger herzlich. Fast zögernd näherte sie sich ihrem Vater, dessen Augen mit Bekümmerniß auf ihr ruhten. Sie wich diesem forschenden Blicke aus, dann aber lehnte sie sich schweigend an seine Brust; dem alten Manne schien es, wie wenn ein leiser Seufzer sich ihrem tiefsten Innern entringe. Als sie wieder das Haupt erhob, zeigte ihr Antlitz dieselbe kühle, vornehme Ruhe, die sie stets zur Schau trug.

Jetzt kamen endlich Mutter und Tochter herab, um

die hohen, unerwarteten Gäste zu begrüßen. Ihre Toilette verrieth zwar noch Spuren von Flüchtigkeit; auch in den oberen Zimmern war es nicht möglich gewesen, Alles in gehörige Ordnung zu bringen, aber dennoch hatten die beiden Frauen Zeit gefunden, sich so herauszuputzen, daß sie vor fürstlichen Augen bestehen konnten. Der Mutter besonders war es gelungen, sich beinahe völlig aus den schlichten Hauskleidern zu entpuppen und nun mit glänzenden Flügeln herumzuschwirren. Nur mit ihrer Staatshaube war sie verunglückt, in der Hast hatte sie statt derselben wieder ihr einfaches, schlichtes Häubchen erfaßt, und als sie dann im Spiegel diesen entsetzlichen Fehlgriff bemerkte, raubte es ihr vollends alle Sicherheit.

Frau Schorn war eine hochgewachsene, etwas zur Wohlbeleibtheit neigende alte Dame. Die ursprünglich strengen, harten Gesichtszüge waren dadurch etwas verschwommen geworden; ein Ausdruck des Hochmuthes war in diesem großen, starken Antlitze unverkennbar, freilich jenes Hochmuthes, der nur nach unten das abstoßendste Wesen, nach oben die demüthigste Kriecherei entfaltet.

Die starke, ein wenig ungeschickte Frau sank förmlich vor Adelheid in den Staub, selbst vor ihrer Tochter legte sie eine demüthige Unterwürfigkeit an den Tag. „Nein, eine so hohe Ueberraschung!" stammelte sie

immer wieder und beklagte lebhaft, daß sie auf diesen Besuch gar nicht vorbereitet sei. Wie lechzte sie danach, ihrem Schwiegersohne darüber Vorwürfe zu machen, daß er ihnen vorher keine Nachricht gegeben, aber sie wagte es dennoch nicht.

Unter vielen Complimenten und Entschuldigungen der in Seligkeit schwimmenden alten Frau betrat die kleine Gesellschaft das Haus und die oberen Zimmer.

„Eine herrliche Frau! Welch' schwebenden Gang sie hat!“ rief man in der Schänkstube bewundernd. Das Bewußtsein, jetzt mit einer Fürstin unter Einem Dache zu weilen, versetzte Alle in eine geweihte Stimmung. Geräuschloser klapperten die Gläser und Dominosteine und die aufwartende Magd wurde nur noch mit gedämpfter Stimme gerufen.

Die oberen Zimmer enthielten zwar auch nur einfache, altmodische Möbel, aber die zahllosen gehäkelten Decken, gestickten Schlummerkissen und Fußbänkchen verschönerten Alles und machten dem Fleiße von Frau Schorn alle Ehre. Wie strahlte ihr Gesicht von Seligkeit, als Adelheid die zierliche Perlenstickerei eines Schlummerkissens bewunderte, das sie benutzen sollte, als sie gar nach den dabei erforderlichen Kunstgriffen fragte. Und wenn sie ein ganzes Lebensalter an dieser Stickerei hätte zubringen müssen, sie war jetzt durch diesen unvergeßlichen Augenblick reich belohnt.

„Nicht wahr, Sie haben es selbst gestickt? Es ist prachtvoll!" — Damit hatte Adelheid, ohne es zu wissen, die alte Frau für immer zu ihrer wärmsten Verehrerin gewonnen.

Der Hausherr hatte inzwischen für Kaffee gesorgt, und bald saß die kleine Gesellschaft am sauber gedeckten Tische im lebhaftesten Gespräche, und man sah es der jungen Fürstin an, daß sie sich wohl und behaglich fühle. Prinz Ernst zeigte sich in harmlosester Laune; er verzichtete heut' darauf, die Schwiegermutter nach dem Geschäfte und die Schwägerin nach ihren musikalischen Erfolgen zu fragen; es war, als ob der milde, sonnige Augusttag alle Bitterkeit aus seinem Herzen hinweggeweht. Selbst in dem Gespräche mit dem Schwiegervater zeigte er sich nachgiebig und vermied jeden Streit. Der ruhigen, mild kühlen Lebensauffassung des alten Schorn widerstrebte jene zerrissene, düstere Stimmung, die sich mit Welt und Dasein überwarf; er hatte für die Seelenleiden seines Schwiegersohnes nicht einmal das rechte Verständniß und meinte stets, Ernst würde glücklich sein, wenn er sich nicht vornähme, recht unglücklich sein zu wollen.

Kurz nach dem Kaffeetrinken nöthigte der Prinz seine Schwägerin an den im Nebenzimmer stehenden Flügel, und bald drang die Ouverture aus Figaro's Hochzeit, meisterhaft vorgetragen, zu der andächtig

lauschenden Gesellschaft. Adelheid besaß, wie ihr Schwager, eine große Vorliebe für Musik, und doch hatten Beide in Ausübung dieser Kunst es niemals über die Anfangsgründe hinausgebracht.

Frau Schorn bat Helene, nun auch etwas vorzutragen; sie wollte mit den Talenten ihrer Töchter prunken, aber die Gräfin erklärte kühl und einsylbig, daß sie heute nicht bei Stimme sei, und ihr Vater schnitt jedes weitere Drängen mit der Bemerkung ab: „Quäle mir meine Helene nicht!"

Gerade die Mutter hatte die ersten Bestrebungen ihrer Tochter hartnäckig bekämpft und ohne den kräftigen Beistand des vorurtheilslosen Vaters würde Helene nie zur Bühne gelangt sein. Aber jetzt war die eitle Mutter stolz auf den glänzenden Erfolg ihrer Tochter und rühmte sich, ihr Talent zuerst erkannt und befördert zu haben. Helene beschlich dann stets ein Gefühl der Bitterkeit; sie mußte an den furchtbaren Widerstand denken, den sie zu überwinden gehabt, und so oft auch ihre Mutter sie bei solchen Gelegenheiten zum Singen aufforderte, niemals erfüllte sie ihre Bitte. — Mag auch ein Talent sich endlich an das Ziel gerungen haben, es vergißt nicht die plumpen Gesellen, die sich ihm roh und rücksichtslos in den Weg stellten. — Dennoch ahnte Frau Schorn wenig, welche Kluft ihr damaliger Widerstand zwischen ihr und Helene aufgeworfen; sie konnte

sich mit Behagen in dem außerordentlichen Glücke, das ihre Tochter gemacht hatte, und fragte nicht danach, wie schwer es Helenen wurde, dieses Glück zu tragen.

Kaum hatte Amanda ihr Spiel beendigt, als der Prinz in seiner rastlosen Weise zum Aufbruche drängte.

„Wir müssen fort, sonst kommen wir zu spät zum Onkel Schorn! Ihr kommt doch Alle mit?"

„Zum Onkel Schorn?" rief die Bürgermeisterin ganz erstaunt. — „Und weiß der ebenfalls nichts von Ihrem Besuche?" setzte sie hastig hinzu.

Mit Entsetzen dachte sie an die fürchterliche Ueberraschung, die man „Papiermüllers" machen würde. Wenn sie selbst schon durch das plötzliche Erscheinen der hohen Gäste in Verlegenheit gesetzt worden, was sollte dann erst der Schwager anfangen, bei dem ohnehin die Ordnung niemals zu Hause war? Sie zitterte für die Ehre der Familie. Was würde die durchlauchtige Frau von ihnen denken? Und sie raffte deshalb allen Muth zusammen, um ihren Schwiegersohn von dieser tollen Idee abzubringen. Aber der verstand ihre feinen Andeutungen nicht und beharrte dabei: „Zu Onkel Schorn!" Seufzend fand sie sich in ihr Schicksal, und Amanda verzichtete entschieden auf die Mitfahrt; sie liebte ohnehin nicht den Onkel, und der Oberförster, der sich wieder öfter im Schweizerhause einfand, war schon seit einigen Tagen nicht gekommen; vielleicht

erschien er heute! Sie gab deshalb vor, daß doch Jemand zu Hause bleiben und nach dem Rechten sehen müsse, und der alte Schorn lächelte über die plötzliche Wirthschaftlichkeit seiner Tochter still vor sich hin.

„Papa, Sie kommen in meinen Wagen," erklärte der Prinz; „die Frauen fahren zusammen."

„Weil sie so furchtsam sind?" fragte Hertha und blickte recht schelmisch drein.

Der Vater drohte lachend mit dem Finger. „Da sieht man, was das Lesen der Fliegenden Blätter für Unheil anrichtet; ich muß Dir künftig Deine Lieblingslecture entziehen!"

Jetzt wurde seine Aufmerksamkeit schon anderweit in Anspruch genommen. Am Wagen war es zu einem lebhaften Wettstreite gekommen; jede der drei Frauen wollte der anderen den Vortritt lassen. Adelheid ermüdete zuerst; sie war eine zu einfache, harmlose Natur, um auf solche Dinge Werth zu legen, und nahm ihren Platz ein. Kühl und förmlich nöthigte jetzt Helene ihre Mutter auf den Ehrensitz neben der Durchlaucht; allein dieselbe weigerte sich hartnäckig, und die Beiden hätten noch lange diesen Kampf der Höflichkeit fortgesetzt, wenn nicht Prinz Ernst der Sache ein rasches Ende gemacht.

„Um's Himmels willen keinen Rangstreit, dem Alter gebührt stets der Vortritt!"

Und er schob seine Schwiegermutter ohne Weiteres in den Wagen, die vergeblich noch ein „Aber“ hervorstammelte, dann jedoch mit einem süßen, wonnigen Gefühle in die weichen Kissen versank; es wurde freilich an Süßigkeit durch das Bewußtsein übertroffen, neben einer regierenden Fürstin zu sitzen. Helene folgte nun rasch mit ihrer Tochter, denn sie sah, daß ihr Gemahl ungeduldig geworden. Der alte Schorn dagegen hatte ohne Umstände den ihm vom Schwiegersohne eingeräumten Ehrenplatz eingenommen, und beide Wagen rollten nun langsam den Berg hinab.

Während Frau Schorn ihr hohes Glück in ehrfürchtigem Schweigen genoß, plauderten Adelheid und Hertha in alter Traulichkeit. Wie glockenhell klang das Lachen des jungen Mädchen, und es lachte gern und oft! Das Benehmen der Großmutter war Hertha zu komisch vorgekommen. Warum hatte sie vor ihrer eigenen Tochter gar so viel Knixe gemacht? Und auf Mama's Antlitz stand es deutlich, daß ihr eine Huldigung nicht gefiel, die nur ihrem jetzigen Stande gebracht würde. In Hertha's kleinem Köpfchen waren kaum diese Gedanken aufgestiegen, als sie sich an Adelheid wandte: „Schätzest Du auch das Talent höher, als Rang und Stand? Mama sagte einmal, jeder echte Künstler sei ein geborener Fürst.“

Helene, die bisher theilnahmlos dagesessen, wurde

etwas verlegen; dennoch blickte sie aufmerksam in das Antlitz Adelheid's und nicht ohne Spannung wartete sie auf ihre Antwort.

„Sie haben völlig Recht," wandte sich Adelheid direct zu ihrer Schwägerin. „Jeder echte Künstler ist ein geborener Fürst, nur mit dem Unterschiede, daß sein Wirken sich Unsterblichkeit erringt, während das Andenken fast all dieser gekrönten Häupter der nächste Windhauch verweht."

Die junge Wittwe sprach aus vollster Ueberzeugung; wer erinnerte sich noch ihres Mannes? Sie hatte jenen leichtsinnigen Spruch, der jedem Fürsten das Leben verbittern müßte: „Der König ist todt — es lebe der König!" — in seiner ganzen schneidenden Kälte kennen gelernt. Und was hatte sie bisher für ihr Land gethan? Was konnte sie dafür thun, um sich ein längeres Andenken in den Herzen ihrer Unterthanen zu sichern?

Die großen, tief liegenden Augen Helenens leuchteten wunderbar auf, und mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit rief sie aus: „Ja, die Kunst ist eine herrliche Göttin, und wer einmal in ihrem Tempel diente, der —" Sie stockte und setzte dann ruhiger hinzu: „der zählt jene Zeit zu der seligsten seines Lebens!"

Wenn auch Helene nicht verrathen, daß sie eine ewige, verzehrende Sehnsucht nach diesem Tempeldienste empfand, hatte sie dennoch ihrer Schwägerin einen

Blick in ihr Innerstes eröffnet, und zum ersten Male begriff Adelheid, welche Feuerseele sich hinter dieser kalten Außenseite barg. Sie drückte ihr schweigend die Hand und blickte ihr mit innigster Theilnahme in die Augen. Helene dankte mit einem Lächeln, lehnte sich dann tiefer in den Wagen zurück und starrte so stumpf und gleichgültig, wie vorher, in die lachende Landschaft hinaus. Augenscheinlich bereute sie schon, ein Stück ihres Seelenlebens enthüllt zu haben.

Frau Schorn hatte sich über die Ausplauderei Hertha's förmlich entsetzt. Wie konnte man der hohen Frau einen solchen Schimpf anthun und sie mit all' den lumpigen Künstlern auf eine Stufe stellen! — Aber als Adelheid diese Kränkung nicht nur ruhig hinnahm, sondern noch weiter ging, begann ihr der Kopf zu wirbeln. War denn diese stille, verständige Frau auch schon von ihrem Schwiegersohne so verwirrt gemacht, daß sie nicht ihre erhabene, über Alle weit hinausragende Stellung begriff? Und von dem Wunsche beseelt, die falschen Vorstellungen der Fürstin etwas zu berichtigen, faßte sie sich ein Herz und unterbrach ihr unterthäniges Schweigen: „Die armen Künstler! Ich habe immer großes Mitleid mit ihnen. Was müssen sie sich quälen, vorwärts zu kommen, und wie selten bringen sie es zu etwas Ordentlichem!" — Sie warf einen befriedigten

Blick auf Helene, als wolle sie sagen: Wie meine Tochter, die sogar Gräfin geworden!"

„Großmamachen, ein wirkliches Talent mag wohl nicht zu beklagen sein," meinte Hertha, „aber ich bin doch froh, daß ich ohne diese Bürde durch das Leben flattern kann!" — Und sie schüttelte mit kindlicher Harmlosigkeit ihre dunkeln Locken.

Dreizehntes Kapitel.

Unter diesem Geplauder hatte man die Hügelkette verlassen und der Wagen rollte in der Thalebene dahin. Stille Dörfer mit ihren bescheidenen Kirchthürmen suchten neugierig aus dem Dunkel fruchtbeladener Obstbäume hervorzublicken, auf den Feldern war man im Begriffe, die Spätlinge des Sommers, Gerste und Hafer, einzuernten, und so emsig die Arbeiter auch beschäftigt waren, sie erhoben ihre schweißbedeckten Stirnen und starrten lange der fürstlichen Equipage nach. Manches Bauernkind, das schon von Weitem den Wagen bemerkt, eilte wohl näher an den Fahrweg, kroch hinter einen Strauch und verschlang nun mit großen Augen die vorüberhuschende glänzende Erscheinung. Zu einem freundlichen Gruße wagten diese

blöden, eingeschüchterten Menschen nicht, sich aufzuraffen.

Der sich durch das Thal schlängelnde Fluß glitzerte im hellsten Sonnenscheine; es war dasselbe Gewässer, das im weiteren Laufe auch die fürstliche Residenz berührte.

„Dort wohnt Onkel Schorn!“ rief Hertha lebhaft und wies auf ein altes, zweistöckiges Wohnhaus, das sich dicht an den Fluß gedrängt hatte, der hier einen Winkel bildete, dessen rasche Fluth ein gewaltiges Mühlrad kräuselte. Jetzt trat das ziemlich plump aussehende Gebäude aus dem Blättergrün deutlicher hervor; zwei hohe Akazien beschatteten es, und man konnte in dem kleinen Vorgärtchen schon die Sonnenrosen sehen, die bereits müde die mächtigen Häupter neigten. Ja, nun hörten die Ankömmlinge aus der großen, von wildem Wein dicht umrankten Laube lautes Gespräch und lustiges Gläserklirren. Deutlich ließ sich das frische Gelächter des Papiermüllers vernehmen, und Frau Schorn machte ein ganz verwundertes Gesicht. Wie konnte ihr Schwager in seiner trostlosen Lage noch Wein trinken und lachen? Hertha dagegen jubelte: „Sie hören uns nicht einmal, das ist prächtig!“

Wirklich mußte man in der Laube über dem lebhaften Gespräche die Ankunft der Fremden nicht gewahr geworden sein, und der Wagen war ohnehin leise über

den Kiesweg hinweggeglitten; erst als er dicht vor dem Hause hielt, wurde die kleine, lustige Gesellschaft aufmerksam und der Papiermüller eilte in gewohnter Lebhaftigkeit seinem Besuche entgegen.

Elfriede hatte kaum die fürstliche Equipage bemerkt, als sie mit dem jauchzenden Ausrufe: „Adelheid!" hinwegstürzte und den Vater noch überholte.

Drei junge Männer befanden sich noch in der Laube, von denen der eine, ein großer, blondhaariger Mensch, phlegmatisch auf seinem Stuhle sitzen blieb, die langen Beine weit vor sich hingestreckt und im größten Gleichmuthe seine Cigarre rauchend. Mit weit größerer Unruhe blickte der Jüngste und Kleinste von ihnen bald auf die Leute im Wagen, bald in das stille, ernste Antlitz des neben ihm Sitzenden, das nur durch eine leichte Blässe die tiefe innere Bewegung verrieth.

„Wir müssen ihnen doch entgegen gehen!" drängte der Jüngste, und ohne das geringste Zeichen von Unruhe folgte ihm der Andere, während der große, blonde Herr unbeweglich verharrte.

Beide hatten kaum den Ausgang der Laube erreicht, als ihnen schon der Prinz mit Adelheid am Arme entgegen kam. Einen Augenblick blieb die junge Frau wie eingewurzelt stehen. Eine tiefe Blässe bedeckte ihr Antlitz, alles Blut schien zu ihrem Herzen zu dringen, ihr Athem flog und ein Zittern ging durch ihren ganzen

Körper. Sie mußte sich fester an ihren Schwager anlehnen.

„Es ist nicht sein Schatten, es ist Arnold selbst!“ rief der Prinz mit einer wunderlichen Grimasse. „Hab' ich meine Sache gut gemacht?“ — Und er beobachtete mit eigenthümlichem Behagen den Sturm tiefer Empfindungen, der durch die Herzen der Beiden wogte.

Der Scherz ihres Schwagers löste den Zauberbann, der ihre Seele gefangen hielt. „Arnold!“ rief sie, und in diesem einen Worte jubelte die Freude des Wiedersehens, ihre Augen leuchteten, sie streckte nach ihm die Hände aus, als wollte sie sich überzeugen, daß es wirklich kein Traumbild sei.

Arnold hatte sich eher gesammelt, dennoch zuckte über sein männliches, edles Antlitz ein Strahl unaussprechlichen Glückes. Seine Augen ruhten voll trunkener Bewunderung auf der hohen, anmuthigen Gestalt der Jugendgeliebten, die ihm in unveränderter, lieblicher Schönheit entgegentrat, als habe er sie erst gestern verlassen. Nur ein Hauch von sinnigem Ernst war jetzt um sie gebreitet, der ihrer ganzen Erscheinung noch einen höheren Reiz verlieh.

Sie trug ein schwarzes Sammtkleid mit glattem, hohem Leib, engen, fest anschließenden Aermeln und langer Schleppe, Chemisette und Manschetten von

feinsten brüsseler Spitzen, darüber einen weißen Seidenkragen mit Schwan. Weiße Glacéhandschuhe gaben ihrer kleinen, zierlichen Hand, die einen van Dyk entzückt hätte, die reizendste Form. Eine Fülle üppiger, dunkelbrauner Locken quoll in den Nacken herab, von einem schmalen Goldreifen zusammengehalten, der am Scheitel einen Brillantstern zeigte, mit dem nur ihr dunkelblaues Auge selbst an Feuer wetteifern konnte.

Beinahe furchtsam zog der hochgewachsene, stattliche Mann ihre feine, zarte Hand an seine Lippen und wagte vor innerer Bewegung kein Wort hervorzustammeln. Was sollt' er ihr sagen — womit anfangen? Durfte er auf die Vergangenheit, auf Zeiten zurückkommen, die seinem Gedächtniß so gegenwärtig waren, als habe er sie gestern erlebt? Sollte er ihr glauben machen, er hätte ihrer vergessen oder sie kümmerten ihn nicht mehr? Welche Marter, der als einer Fremden zu begegnen, die noch tief in unserem Herzen lebt! ..

Erst jetzt fand Adelheid die nöthige Ruhe, Arnold zu betrachten; an ihm waren die letzten sechs Jahre nicht spurlos vorüber gegangen; ein feuriger, nach Idealen ringender Jüngling war damals von ihr geschieden, ein ernster, in manchen Lebensstürmen gereifter Mann stand vor ihr. Die freie, heitere Stirn war jetzt höher und durchfurchter geworden von ernster Gedankenarbeit und

ein entschlossener, fester Zug prägte sich um seine früher weichen Lippen aus. Ein dunkler Bart umrahmte das blasser gewordene Antlitz.

„Ist mein Streich gelungen?“ fragte der Prinz von Neuem und rieb sich vergnügt die Hände. „Der soll Ihnen eine Stütze sein,“ flüsterte er Adelheid zu. — Er allein hatte um die Ankunft Arnold's gewußt, der erst vor wenigen Stunden, zur freudigen Ueberraschung seiner Familie, eingetroffen war.

Der alte Schorn war seitdem wie verwandelt; er lebte plötzlich auf, ihm war's, als seien nun schon alle Schwierigkeiten beseitigt, als werde nun Freude und Glück wieder bei ihm einziehen. Er war sogleich in den Keller geeilt, um bei der letzten Flasche alten Weines das Wiedersehen zu feiern. Arnold hatte in London auf sehr eigenthümliche Weise die Bekanntschaft eines jungen Engländers gemacht, und Mr. Stone zeigte für seinen Freund eine solche Anhänglichkeit, daß er, rasch entschlossen, ihm nach Deutschland folgte. Er war reich und unabhängig genug, um ganz nach seiner Laune leben zu können.

Obwohl Mr. Stone nur selten den großen, breiten Mund zu einer Bemerkung öffnete und wie in völliger Gedankenlosigkeit den Rauch seiner Cigarre vor sich hinblies, beobachtete er doch sehr scharf; er bemerkte zu seiner Genugthuung, daß sein Freund von der ganzen

Familie mit einer an Hochachtung grenzenden Liebe empfangen wurde. Der Vater ging fast nicht von seiner Seite, er setzte sich neben ihn, erfaßte seine Hand und rief mehr als einmal mit überglücklichem Lächeln: „Nun ist mir wohl und wird alle Noth ein Ende nehmen!“

Auch der junge, wohlbestallte Referendarius Schorn blickte in edler Neidlosigkeit auf seinen Bruder und beugte sich seinem gereifteren Urtheile. Und wie jauchzte erst Elfriede! Sie hatte so viel zu fragen, zu erzählen, und trotzdem man von allen Seiten auf Arnold einstürmte und seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, verlor er nicht den Kopf. Er hatte für Alle die gleiche Aufmerksamkeit, ein freundlich berichtigendes oder tröstendes Wort.

Nach den üblichen Vorstellungen nahm die ganze Gesellschaft in der Laube Platz, denn der Papiermüller bekannte offen, daß sich sein Haus noch weniger für den Empfang solch' hoher Gäste eignen würde. Frau Schorn erröthete für ihren Schwager, der gar nicht einmal bemüht war, seine heruntergekommenen Verhältnisse etwas zu vertuschen. Er hatte sich nicht gescheut, ein gestopftes Tischtuch aufdecken zu lassen, und als der Prinz aus den Taschen seines Wagens einige Flaschen Wein holen ließ, erklärte er ganz ehrlich, daß er nur ein halbes Dutzend Weingläser besitze und die

Herren mit Töpfchen fürlieb nehmen müßten, wie die Biergläser dort zu Lande genannt wurden. Trotzdem herrschte die ungezwungenste Heiterkeit und Niemand hätte geahnt, daß hier die verschiedensten Stände zusammengewürfelt waren.

Obwohl der kleine Garten nur jene einfachen Blumen enthielt, die gewöhnlich die Küchengärten unserer Bauern schmücken, sah er dennoch recht freundlich und wohlgepflegt aus. Die Nelken und Astern nickten hin und her, die blaue Winde schlängelte sich an den Wegen entlang und kroch wohl auch zu den Sonnenrosen hinauf, neugierig in ihre großen, immer offenen Augen blickend. Der tiefblaueste Himmel lachte herein und die reinste, durchsichtigste Luft schmiegte sich weich und wohlig um die aufathmende Brust. Dies allein schon hätte die trübsten, lichtscheuesten Gedanken hinwegspülen müssen, aber die Menschen in der Laube bedurften des Sonnenscheins nicht, der hellste ruhte bereits in ihren Herzen.

Selbst der Unbedeutendste, der von einer weiten Reise eben zurückkommt, wird zum Mittelpunkte der Gesellschaft, wie viel mehr mußte Arnold die Aufmerksamkeit Aller erregen, dessen geistige Ueberlegenheit man schon immer anerkannt. Man drängte ihn, zu erzählen von den Sitten und Gebräuchen Englands, und

mit Begeisterung sprach er von den freien Staatseinrichtungen dieses Landes, die ihm allein seine Bedeutung verschafft, von dem großen, weiten Horizont, der sich dort jedem Einzelnen eröffne und dann dieses Volk so thatkräftig, unternehmungslustig und entschlossen mache. Mr. Stone nickte beifällig; er hatte seit dem Erscheinen der Fürstin die Cigarre weggelegt, sogar seine langen Beine etwas zurückgezogen, und war nicht wenig erstaunt über die liebenswürdige Einfachheit, mit der sich die hohe Frau in diesem Kreise bewegte. Wenn alle deutschen Fürstinnen sich so umgänglich zeigten, wo blieb dann die Tyrannei, von der Arnold's Vater kurz vorher mit solcher Erbitterung gesprochen hatte?

„Und ich könnte dort ruhig meine Papierfabrik aufbauen?" fragte der alte Schorn hastig.

„Sobald nicht Privatinteressen gefährdet werden, gewiß," entgegnete Arnold.

„Niemandem ist es ein Schaden, dem ganzen Lande soll meine Fabrik zum Nutzen gereichen, und nur an einer Laune dieses alten, nichtswür— — ich wollte sagen, Ihres Collegen" — verbesserte er sich, „muß ich zu Grunde gehen." — Und sich mit großer Lebhaftigkeit zu seiner fürstlichen Nachbarin wendend, die zwischen ihm und Arnold Platz genommen hatte, fuhr der Papiermüller fort: „Da sehen Sie, durchlauchtige Frau, was Herzog

Leopold für ein Tyrann ist und wie sehr sich Ihre Unterthanen freuen können, daß sie noch einmal diesem Caligula entronnen!"

„Hat Leopold wirklich nur aus reiner Laune den Bau verhindert?" fragte Adelheid.

„Gewiß!" eiferte der alte Schorn. „Eine halbe Stunde von hier liegt das herzogliche Lustschloß. Der hohe Herr wollte sich durch den Fabrikschornstein nicht die Aussicht aus seinen Fenstern verderben lassen, obwohl er im ganzen Jahre uns kaum ein paar Stunden mit seiner werthen Gegenwart beehrt."

„Das ist doch abscheulich!" rief Adelheid entrüstet.

Der Papiermüller hätte für dieses Wort die Fürstin umarmen mögen, er vergaß sich auch wirklich so weit, daß er ihre Hand ergriff und sie mit dankbarster Herzlichkeit drückte.

„Kommen Sie, überzeugen Sie sich selbst, ob ich die Wahrheit spreche!" — Und in seiner fortstürmenden Weise wollte er Adelheid an Ort und Stelle führen.

„Meine Schwägerin glaubt Ihnen schon," bemerkte der Prinz „Bleiben wir doch hier, es sitzt sich prächtig in der kühlen Laube!"

„Nein, lassen Sie uns gehen!" erklärte Adelheid und erhob sich bereitwillig, um den Wunsch des alten Schorn zu erfüllen.

„Bleiben wir Anderen ruhig sitzen," bat der Prinz;

„ich halte es stets für ein Hauptverbrechen, vom Weine fortzulaufen!"

Nur Arnold und Mr. Stone folgten; die Anderen blieben zurück, ihnen war ohnehin die Erörterung dieser Angelegenheit peinlich genug.

Etwa hundert Schritte von der alten Papiermühle befand sich der Platz, den Schorn für seine Fabrik ausgewählt hatte. Hell und freundlich rauschte der Fluß vorüber, der erst weiter unten heftig aufbrauste, wenn er sich über das mächtige Rad der alten Mühle hinwegwerfen mußte; am jenseitigen Ufer stand ein kleiner Eichenwald und die hohen Bäume neigten ihre stattlichen Wipfel grüßend über den Fluß. Dort, auf der anderen Seite, schimmerte aus dem dunkeln Grün des Parkes das kleine, zierliche Lustschloß Leopold's — ein Bild des Friedens ringsum; nur hier auf diesem Platze herrschte die wildeste Zerstörung.

Der Neubau war bis zum ersten Stock vorgeschritten und drohte doch bereits wieder in Ruinen zu sinken. Auf dem rechten Flügel hatte nur der Regen manchen Stein zerbröckelt, aber auf dem linken Flügel gewahrte man die Hand gewaltthätiger Zerstörung. Die von den herzoglichen Gensd'armen herausgebrochenen Ziegel lagen noch wüst umher und überall stieß der Fuß auf Trümmer und Schutthaufen. Adelheid mußte sich mehr als einmal auf den Arm des Papiermüllers

stützen, der in schmerzlicher Erregtheit die junge Fürstin auf dem Platze herumführte und nun berichtete, wie hart ihn die Willkür des Dreizehnten betroffen.

„Giebt es denn gar keine Hülfe? Ist Leopold nicht zur Vernunft zu bringen?“ fragte Adelheid, die das unglückliche Schicksal dieses Mannes tief erschüttert hätte, selbst wenn er nicht der Vater Arnold's gewesen wäre.

„O, das ist alles vergeblich! Man sagt freilich, der Alte wäre nicht so schlimm, aber er herrscht nicht, er wird beherrscht; ein nichtswürdiger Kammerdiener regiert das ganze Land, und dieses Gewürm hat eine höllische Freude, wenn es überall Unheil stiften kann. Nicht wahr, bei Ihnen wäre dies nicht möglich?“ setzte Schorn treuherzig hinzu. „Sie sind so mild, so gütig, wie glücklich können die da drüben sein!“ — Er wies nach der Gegend des kleinen Fürstenthums hin.

Adelheid erröthete verlegen; sie dachte daran, daß sie sich seither um die Geschäfte der Regierung nicht gekümmert und wie vielleicht ganz ähnliche Willkürlichkeiten dort unter ihrem Namen ausgeübt würden. Was konnte sie daher auf diese Frage antworten? Sie wandte sich zu dem hinter ihr stehenden Arnold: „Nun sehe ich erst, welch' schwere Pflichten auf mir ruhen und wie wenig ich ihnen gewachsen bin!“

„Glauben Sie das nicht," entgegnete der Papiermüller eifrig; „Sie haben gesunden, natürlichen Verstand, ein klares, unbefangenes Auge, Sie werden, Sie müssen Ihr Land glücklich machen!"

Adelheid bemerkte wohl, daß es dem alten Manne fern lag, ihr zu schmeicheln, dennoch sagte sie beschämt zu Arnold: „Sagen Sie doch Ihrem Vater, daß ich seine gute Meinung nicht verdiene; ich bin nur eine schwache haltlose Frau und tauge nicht zum Regieren!"

Arnold's dunkle, durchdringende Augen streiften noch einmal ihr Antlitz, ehe er Antwort gab; dann sagte er langsam, als wolle er jedes Wort reiflich überlegen: „Wenn Sie erst die in Ihnen schlummernden Kräfte erkannt und den Muth zum Herrschen gefunden haben, dann wird Ihnen Kraft und Talent nicht fehlen. Sie besitzen eine größere und stärkere Seele, als Sie selbst ahnen."

Adelheid war schon versucht, ihm zu sagen, daß er allein diese schlummernden Kräfte wecken könne, sie besann sich aber und schwieg; doch ihre nachdenkliche Stimmung bewies, welch tiefen Eindruck dieses Wort auf sie gemacht.

„Sagte ich es nicht?" rief der alte Schorn und vergaß darüber seinen eigenen Kummer.

Mr. Stone hatte inzwischen mit großer Aufmerk-

samkeit die Bauruine betrachtet, zog jetzt Arnold bei Seite und vertiefte sich mit ihm in ein angelegentliches Gespräch. Man trat jetzt den Rückweg an.

„Sie sehen, Arnold glaubt auch an Ihr Herrschertalent,“ fuhr der Papiermüller lebhaft fort; „fördern Sie nur in Ihrem Lande die Industrie und das Fabrikwesen, durchlauchtige Frau, hier schlummern die Keime zu Wohlstand und Gedeihen für Alle!“

Adelheid hörte mit liebenswürdiger Geduld den Auseinandersetzungen des Alten zu; sie verstand zwar nicht Alles, aber sie gewann doch daraus die Ueberzeugung, wie viel Gutes sich fördern lasse und wie wenig sie bisher ihre Regentenpflicht erfüllt. Offen und ehrlich bekannte sie ihre Versäumniß, und der alte Schorn blickte förmlich erschrocken auf Adelheid; dann sagte er hastig:

„O, raffen Sie sich auf! Bedenken Sie, welch' schöne, herrliche Aufgabe Ihnen zugefallen; Sie haben das Glück von Tausenden in den Händen, Sie können Wohlstand und Gedeihen in Ihrem Lande fördern und einen Frühling wecken, der Ihrem Andenken ein unvergängliches Denkmal setzt!“

Unter diesen lebhaften Erörterungen waren sie in der Laube angekommen; die letzten Worte sprach der Papiermüller so laut, daß die Anderen sie hören konnten.

„Schorn, Sie bleiben der alte Träumer und Phantast!“ rief der Prinz hell auflachend. „Wenn Ihnen der Frieden Ihrer Seele lieb ist, dann lassen Sie sich ja nicht auf diese menschheitbeglückenden Ideen ein,“ wandte er sich zu Adelheid; „es giebt keine größeren, lächerlicheren Trugbilder, als die Frühlinge, die Fürsten heraufzaubern sollen!“

Noch ehe der alte Schorn eine heftige Antwort geben konnte, entgegnete Arnold: „Und doch brauchen wir in Deutschland noch immer Fürsten, die, aufopfernd genug, die Fackel vorantragen, um in die dunkeln Köpfe und in die dumpfen Herzen Licht zu werfen. Der schönste Glanz der Throne war stets das geistige Licht, das sich um sie sammelte und sich als aufhellender, erwärmender Sonnenstrahl wieder über das Land ergoß. Ich will überhaupt Schöpfung sehen, wo die Menschenkraft wirkt, denn zum Erschaffen und Bilden ist der Mensch auf Erden. Nur wenn wir auch nach außen Glück und Sonnenschein verbreiten, blüht in unseren Herzen ein neuer Frühling auf!“

Arnold hatte mit großer Wärme gesprochen; seine dunkeln Augen glänzten und bei den letzten Worten blickte er zu dem Prinzen hinüber, der aufgestanden war, nachlässig an einer Säule der Laube lehnte und ein Weinblatt nach dem anderen abbrach und gedanken=

los zerriß. Er fühlte, daß die Augen Arnold's und jetzt die der ganzen Gesellschaft auf ihn gerichtet waren, aber er starrte mit düsterem Lächeln zur Erde.

„Auch Du noch immer der alte Feuerkopf!" sagte er endlich mit einem fast mitleidigen Ausdrucke. „Du wirst schon noch lernen, die Hände müßig auf den Rücken zu legen und die Welt zu verachten. Glaube mir, lieber Arnold, wenn wir gewahren, wie wenig wir eigentlich helfen, auf fremdes Menschenloos fördernd und belebend einwirken können, dann werden wir Anfangs mißtrauisch auf unsere Kraft und ziehen uns zuletzt völlig in uns selbst zurück, um mit grausamer Selbstsucht ruhig die erfolglosen Kämpfe und Bestrebungen der Menschencreatur zu betrachten. Mit all unseren großen Thaten wirbeln wir doch nur Staub auf, in den schließlich Alles versinkt und in den sich der an der Erde kriechende Wurm wie der hochfliegendste Geist in gleicher Todtenstille bettet!"

Arnold betrachtete mit großer Theilnahme den Prinzen, der ihm stets ein väterlicher Freund gewesen war, und dessen anregendem Umgange er einen großen Theil seiner Geistesbildung zu danken hatte; aber damals zeigte seine Schwermuth noch nicht jenen kalten Menschenhaß, der sein Gemüth umdüsterte.

„Es ruht sich sehr hart auf den weichen Polstern einer pessimistischen Weltanschauung," entgegnete Arnold

und trat dicht an den Prinzen heran, der noch immer auf den Boden starrte und die zerrissenen Blätter zu seinen Füßen aufmerksam zu betrachten schien. „Unser Schaffen und Wirken mag unbedeutend aussehen für den Geist, der aus einer gewissen Höhe auf uns herabblickt; aber wer giebt diesen Geistern das Recht," fuhr er mit erhobener Stimme fort, „sich auf diese schwindelnde Höhe zu stellen, während wir Anderen im Schweiße unseres Angesichtes unser niedriges Tagewerk verrichten?"

Alle erschraken über diese herausfordernde Sprache; wenn sie auch wußten, daß Arnold damit den Prinzen aus seiner Schwermuth aufstacheln wollte, fürchteten sie doch einen zu heftigen Zornausbruch desselben; nur Mr. Stone blieb ruhig und schaute mit Wohlgefallen auf seinen muthigen Freund.

Ernst erhob plötzlich den Kopf, es zuckte wild und stürmisch über sein Antlitz, da blickte er in die sinnigen Augen des jungen Mannes, die voll innigster Theilnahme auf ihn gerichtet waren, und die dunkle Ader auf seiner Stirn verschwand; er strich langsam mit der weißen, mageren Hand darüber hin und sagte mit trübem Lächeln: „Gieb Dir keine Mühe, Arnold, ich bin nicht mehr zu heilen." — Dann wieder in den alten, mißmuthigen Ton verfallend, fuhr er fort: „Suche nur die Fackel in die dumpfen Thäler zu tragen, Du

wirst schon müde werden und sie zuletzt den Leuten an die dicken Schädel werfen, wie sie es Alle gethan, die in edlem Eifer der Menschheit dienen wollten. Und was ist denn auch erreicht, wenn es in einem solch elenden, kleinen Erdenwinkel wirklich dämmert und im übrigen Deutschland Nacht bleibt? Diese kleinen Ländchen sind nichts als eine fürstliche Satire auf das Staatsleben."

Arnold schüttelte das Haupt. „Ein See gewinnt nicht an Schönheit durch seine Ausdehnung, sondern durch seine Umgebung. Wenn sich an seinen Ufern friedliche Dörfer, grünende Weinberge und lachende Fluren spiegeln, dann vergessen wir darüber gern, daß er sich nicht in's Unendliche dehnt. So ist es auch mit kleinen Staaten. Wäre nur erst ein Fleck Erde gefunden, wo die ewigen Menschheitsrechte an Licht und Freiheit zur Geltung kämen, wo ein edler Fürst dafür sorgte, daß seinem Volke jene Güter würden, die der Einzelne sowohl wie ganze Staaten bedürfen: Wahrheit, Sittlichkeit und Kunst — wir könnten hoffen, daß endlich für unser gesammtes Vaterland ein Morgen heraufdämmern wird. Das kleine Athen hat für die Welt mehr gethan, als all' die mit blutigem Schwerte zusammengeschweißten Riesenreiche."

„Aber wo ist dieser Fürst?" warf Benno Schorn dazwischen, und da er gern seine Belesenheit an den Tag legte, fuhr er lebhaft fort: „Klagt doch mit Recht

ein wackerer Vaterlandsfreund: „Ich weiß die Zeit kaum in der deutschen Geschichte, wo deutsche Fürsten edel und vaterländisch gefühlt, gethan und gelitten haben. Schmutziger Ländergeiz, feige Furcht der Gegenwart, unpatriotische Gleichgültigkeit zeichnet sie seit Jahrhunderten aus, und deswegen ist Deutschland immer der Tummelplatz aller Kriege und die Beute der Fremden gewesen."

„Ihr wartet auf einen fürstlichen Messias, da kommt er schon!" rief der Prinz lachend und zeigte auf einen Dragoner-Offizier, der langsam die Straße entlang ritt, die Zügel seinem Pferde über den Hals geworfen hatte und sich mit einer Lorgnette im Auge nach allen Seiten hin umsah; er mußte jetzt die Gesellschaft in der Laube bemerkt haben und war noch unentschlossen, ob er grüßen oder vorbeireiten und sich das Ansehen geben solle, als habe er Niemanden bemerkt, als ihn schon Ernst anrief: „Leopold, suchen Sie ein Königreich oder eine Eselin?"

„Ich würde, ein umgekehrter Saul, statt eines Königreichs vielleicht nur meines Vaters Esel finden!" entgegnete Leopold und grüßte sehr artig hinüber.

„Für diese boshafte Bemerkung sollen Sie die Ehre haben, uns Gesellschaft leisten zu dürfen!"

Mit ungewöhnlichem Eifer kam Leopold der Ein-

ladung seines Vetters nach, er sprang vom Pferde, band es ohne Weiteres an den Zaun und trat in den Garten.

„Wer ist dieser grüne Bursche?“ fragte der Papiermüller verdrießlich.

„Prinz Leopold, Vater, der mir damals die Audienz verschafft,“ entgegnete Elfriede hastig und mit gerötheten Wangen.

„Ich will nichts zu thun haben mit dieser Sippschaft,“ murmelte der Alte und musterte den Eintretenden mit einem finsteren Blicke. All' sein bitterer Groll gegen den Dreizehnten kochte beim Anblicke seines Sohnes in ihm auf; seine gute Laune war dahin.

Auch Benno und Mr. Stone betrachteten den Prinzen mit unverhohlener Abneigung und brachten kaum ein Willkommen über ihre Lippen. Arnold fühlte sich von der Erscheinung Leopold's nicht gerade angezogen, dennoch behandelte er ihn mit Achtung, da Elfriede das edle Auftreten desselben in begeisterter Weise geschildert hatte.

Leopold ließ sich von der Zurückhaltung nicht einschüchtern, mit der er von den Schorns empfangen wurde; artig bat er den Papiermüller um Entschuldigung, hier eingebrochen zu sein, und dieser murmelte eine Antwort, die sehr zweifelhaft ließ, ob sie ein Willkommen war. Mit großer Gewandtheit suchte er dann einen Platz an der Seite Elfriedens zu erobern, diese hatte schon einen Stuhl herbeigezogen und bestrebte

sich, durch größere Freundlichkeit den Prinzen für die Kälte zu entschädigen, mit der ihn ihre Familie empfangen hatte.

„Schade, daß Sie nicht eher gekommen, Sie würden Manches gelernt haben!“ sagte Ernst mit der unverkennbaren Absicht, Leopold in Verlegenheit zu setzen. — Gewöhnlich zeigte er gegen seinen Vetter eine entschiedene Abneigung, und nur in den seltensten Fällen ließ er sich herab, ihm einige Beachtung zu schenken, und dann suchte er ihn gewöhnlich aufzuziehen. — „Wir sprachen von den Pflichten der Regenten und hofften auf das Erscheinen eines Fürsten, der uns in Deutschland ein medicäisches Zeitalter heraufbeschwört. Leopold, wollen Sie nicht unsere Hoffnungen erfüllen?“ — und das geringschätzige Lächeln um die Lippen Ernst's stellte den bitteren Hohn seiner Frage in das hellste Licht.

„Mit dem größten Vergnügen, lieber Vetter,“ entgegnete der Angeredete in so guter Laune, als handle es sich um eine Wettfahrt oder eine Partie Piquet. „Sie wissen, Thronfolger können Alles versprechen und brauchen nichts zu halten; aber ich liebe die schönen Künste und“ —

„Noch mehr die schönen Künstlerinnen,“ spottete Ernst.

„Das ist unzertrennbar,“ lächelte Leopold; „wer würde an Altären knieen, ohne ihre Priesterinnen zu

vergöttern?" — Er drückte verstohlen Elfrieden die Hand. — „Auch Sie müssen sich diesem Tempeldienste widmen," flüsterte er ihr zu, und ihre Augen blitzten.

„Arnold hat Recht — wer uns ein neues Athen heraufbeschwören könnte!" rief Elfriede schwärmerisch, und ihre Blicke ruhten auf dem jungen Prinzen, als erwarte sie, daß er einst diese Träume erfüllen würde. „Nur im Reiche der Kunst und Poesie ist ewiges Leben und ewige Jugend!"

Der Papiermüller hatte inzwischen für ein frugales Abendbrod gesorgt, und Ernst forderte in seiner springenden Laune auf, das Reich der Ideale zu verlassen und zur soliden Wirklichkeit zurückzukehren, denn Vetter Schorn habe Außerordentliches geleistet.

Wirklich hatte der gastfreie Mann auftragen lassen, was nur Küche und Keller bot; das Wiedersehen seines Sohnes mußte doch würdig gefeiert werden! — Man sprach dem kalten Braten, den frischen Eierspeisen und dem saftigen Käse herzhaft zu, und aus der unerschöpflichen Wagentasche Ernst's wanderten neue Flaschen Wein auf die Tafel.

Die Unterhaltung wurde allgemeiner und lustiger, sprang von Einem zum Anderen, und selbst der Mißton, den das Erscheinen Leopold's hervorgerufen, verschwand.

Man sagt nicht mit Unrecht den Deutschen nach, daß sie erst bei Tische gemüthlich werden und dann

sich alle Gegensätze abschleifen; auch die kleine Gesellschaft saß so behaglich beisammen, aß, trank und plauderte mit solch unverkennbarem Vergnügen, daß Niemand geahnt hätte, welch' verschiedene Stände und Charaktere hier zusammengewürfelt waren. Selbst Leopold war ganz erträglich, schien alle Blasirtheit abgestreift zu haben und lockte sogar dem Papiermüller durch Erzählung lustiger Anekdoten ein Lächeln ab. Nur Adelheid wurde immer stiller, je näher die Scheidestunde heranrückte; ihre Augen hatten mit Bewunderung auf Arnold geruht, als er in idealer Begeisterung von der Aufgabe deutscher Fürsten sprach. Die Erinnerung an jene glückliche Zeit tauchte wieder vor ihr auf, in der sie von ihm in eine Welt des Schönen und Guten eingeführt worden; — mochte sich auch der Jugendgeliebte äußerlich verändert haben, sie fühlte es jetzt, in seiner Seele war der Zug nach dem Hohen und Großen geblieben, sein Geist war nicht ermattet, sondern männlicher und freier geworden.

Nun zählte sie ängstlich die Minuten, die ihr noch blieben, in seine mild glänzenden Augen zu blicken, auf den vollen Klang seiner Stimme zu lauschen, und sie dachte mit Zagen an die nächste Stunde, in der sie nicht mehr sein edles, schönes Antlitz vor sich sehen würde. . .

Wunderliche Reden wurden geführt, lustige Trinksprüche ausgebracht, und jetzt warf die untergehende

Sonne noch einmal ihre goldigsten Strahlen herab und versuchte die dunkle Laube in Purpur zu hüllen. Man eilte hinaus in den Garten, um in der frischen Abendluft die erhitzten Stirnen zu kühlen. Die Natur läutete mit allen Glocken Frieden und Andacht ein, und ein wunderbar verklärter Hauch ruhte wie ein durchsichtiger, duftiger Schleier auf Feld und Flur.

Während ein Theil der Gesellschaft, erheitert von dem herrlichen Sommerabend, lachend und singend im Garten herumschweifte, hatte sich Adelheid bis an das kleine Pförtlein begeben, lehnte sich an die epheuumrankte Mauer und blickte träumerisch auf den prachtvollen Sonnenuntergang.

„Sie sinkt so langsam hinab, als falle ihr das Scheiden schwer," ließ sich hinter ihr eine klangvolle Stimme vernehmen.

Sie wandte sich um und blickte in das Antlitz Arnold's, der mit dem Ausdrucke unverkennbarer Verehrung sie betrachtete. Niemals war sie ihm schöner, herrlicher erschienen, als in diesem Augenblicke. Die hinschwindende Sonne wob um sie ein wahres Strahlennetz, und über dem zarten, milden Antlitze ruhte ein Hauch von Verklärung. Das große blaue Auge war von Thränen verschleiert — hatte die Sonne sie geblendet oder ein tiefes Weh ihren Blick gefeuchtet? Wie seltsam, daß

er die Gedanken aussprach, die ihre Seele bewegten! Dennoch vermied sie es, den schmerzlichen Gegenstand weiter zu berühren, und sie entgegnete: „Es ist ein Abend, der das Menschenherz auf seine weichen Flügel nimmt und zu einer lieblichen Traumwelt trägt.“ — Die ganze Sinnigkeit und Gemüthswärme ihres Wesens prägte sich in ihren schönen, weichen Zügen aus.

„In diesen Augusttagen liegt ohnehin das vollste Lebensaustönen,“ bemerkte Arnold, an ihre Seite tretend. — Sie sprachen kein Wort weiter, blickten gedankenvoll in das jetzt leise verglimmende Abendroth und ließen das selige Gottesschweigen in ihren Herzen ausklingen. Die Bäume des Gartens regten sich leise im Abendwinde; da unten ging der Fluß; aber er rauschte nicht, er rieselte leise fort, als wolle er sich selbst in Schlummer wiegen. Abendglocken aus dem nahen Dorfe klangen herüber, und nun stieg schon der Mond über die Eichenwipfel hervor und streute sein freundlich Silberlicht über die Landschaft, daß es von Zweig zu Zweig rieselte und phantastisch am Boden spielte. . . .

Leopold war auch im Garten Elfriedens unzertrennlicher Begleiter geblieben, obwohl Mr. Stone sich hartnäckig an seine Fersen heftete und mit seinen langen Beinen in unverdrossener Geduld dem Pärchen auf

allen Wegen folgte. Er sprach mit ihr vom Theater, sagte ihr, daß er auf den ersten Blick ihr außerordentliches Talent für die Bühne entdeckt, und träumte mit ihr von glänzenden Erfolgen. Wie glühten die Augen Elfriedens! Und als sie jetzt Helene gewahrte, die am Arme ihres Vaters in leisem Gespräche den Garten durchwanderte, flog sie an die Brust ihrer Cousine und sagte mit freudestrahlendem Antlitze: „Siehst Du, Prinz Leopold sagt auch, daß ich Schauspielerin werden müsse!"

Um die strengen, kalten Lippen Helenens spielte ein freundliches Lächeln: „Konntest Du noch zweifeln? Aber der Oheim darf uns nicht länger hinhalten, er soll sich endlich entscheiden, denn Du mußt fort!"

„Sprich nur mit Arnold," flüsterte Elfriede und eilte zum Prinzen zurück, der ihr wieder mit großer Höflichkeit den Arm bot.

Der Papiermüller hatte sich mit seinem Sohne, seiner Schwägerin und Ernst zu einer Gruppe vereinigt. Er war noch ganz erfüllt von der Liebenswürdigkeit und Anmuth der jungen Fürstin: „Das ist eine Frau!" wiederholte er mehrmals. „O Gott, und ich bin Unterthan dieses Cali — ja so, ich sitze nicht bei meinem Bruder in der Eckstube!"

Auch der Referendar stimmte enthusiastisch in diese

rückhaltlose Bewunderung ein. „An ihr würde Momus, der alle Göttinnen zu tadeln verstand, nicht einmal das rügen können, was er noch an der Aphrodite auszusetzen wußte, daß ihre Pantoffeln klappern!"

„Du hast Recht, Benno," entgegnete Ernst mit einem Anfluge von Spott über die gesuchte Ausdrucksweise des jungen Mannes; „sie klappert wirklich nicht, auch nicht einmal mit den Pantoffeln. Das macht den Reiz ihres Wesens aus, daß sie immer sich selbst giebt und sogar ihre Seele mit keinem anderen Schmucke belastet, als mit dem Gürtel der Anmuth."

Helene trat jetzt an ihren Gemahl heran und mahnte zum Aufbruch. Eine etwas kühlere Luft begann zu wehen, und sie fürchtete für ihre Stimme. Ernst befahl, sogleich anzuspannen, und in wenigen Minuten war Alles reisefertig. Wie mit Einem Schlage verstummte das Lachen und lustige Geplauder, selbst der Papiermüller wurde still.

Man hatte sich in wenigen Stunden so traulich zusammengefunden, um nicht den Augenblick der Trennung zu empfinden, als sei es ein Scheiden von alten, jahrelangen Freunden.

„Es kennen Zwei sich manches Jahr
Und kennen doch sich nicht am Ende,
Zwei drücken einmal sich die Hände
Und kennen sich schon manches Jahr —"

citirte Benno Schorn und sein Blick ruhte mit schwärmerischer Begeisterung auf der jungen Fürstin.

Adelheid stützte sich leicht auf Arnold's Schulter, als sie in den Wagen stieg. „Auf Wiedersehen!" sagte sie leise und wagte die Augen nicht aufzuschlagen. Auch die Anderen hatten rasch Platz genommen, Leopold bestieg sein Pferd — ein freundlich Grüßen von beiden Seiten, und die edlen Rosse flogen dahin; nach wenigen Minuten schrumpften den Nachschauenden die beiden Gefährte, wie im Märchen, zu Nußschalen zusammen, noch einige Athemzüge, und nun zerflossen sie wie leichte Nebelschatten völlig im Mondenlichte . . .

„Und so zerrinnt das ganze Leben" — sprach Arnold nachdenklich vor sich hin.

„Auch mein lebensklarer Bruder läßt sich von schwermüthigen Gedanken heimsuchen?" sagte Elfriede, deren feines Ohr das leise gemurmelte Wort dennoch aufgefangen hatte. „Und ich bin so froh, so glücklich!" setzte sie mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen hinzu.

„Aber wenn Du eine wahrhaft große Künstlerin werden willst, dann muß Du noch einen tiefen, gewaltigen Schmerz kennen lernen," entgegnete er und blickte fast mitleidig seine Schwester an. Sie erschrak, es zuckte seltsam durch ihre Brust, als fühle sie bereits dieses kommende Weh; dann richtete sie sich auf, ihre Augen

erhielten einen noch höheren Glanz, und sie entgegnete mit dem ihr eigenen, jugendlichen Feuer:

„Es sei! Mag man mir das Herz brechen, ich achte es nicht, weil ich meinen Schmerz in die Welt hinausschluchzen und sie dann Alle zu Mitleid und Bewunderung hinreißen kann! „Chi per la gloria muore vissuto ha assai“ sagt Helene.

Arnold's edles Antlitz überflog ein Lächeln; er fuhr mit der Hand über die heiße Stirn seiner Schwester und sagte freundlich: „Lange nicht zu hastig nach diesen verlockenden Ruhmeskränzen, suche nicht im Beifalle der Menge, nur in der Ausübung Deiner Kunst das höchste Glück.“

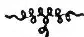
„Wer Deine große, stille Seele hätte!“ entgegnete Elfriede und blickte bewundernd zu ihm auf. „Man sieht Dich niemals stürmisch das Ruder schlagen, und doch erreichst Du jedes Ziel.“

„Jedes Ziel?“ wiederholte Arnold leise, schüttelte schwermüthig das Haupt und blickte wieder in die weichen, wallenden Nebelschleier hinaus, die jetzt in allerhand phantastischen Gebilden über die Erde streiften.

Elfriede schlich sich leise hinweg; er hörte nach einiger Zeit wie aus weiter Ferne den Ruf seines Vaters und erwachte aus seinen Träumen. Langsam schritt er dem Hause zu.

Und jetzt war es ganz still im Garten; nichts störte mehr die tiefe, lautlose Einsamkeit, und nur die Gedanken derjenigen, die hier vor einigen Stunden geweilt, umzitterten vielleicht unsicher, wie die bleichen Strahlen des Mondes, jenen bescheidenen Winkel, der so viel glückliche Menschen gesehen, so viel heiteres Lachen eingesogen und Stunden mitgenossen hatte, die nun schon der Vergangenheit angehörten. . .

Ende des ersten Bandes.



Druck von Robert Nischkowsky in Breslau.

Digitized by Google





